

908 – XXVIII Nida

Asmenvardžiai:

Autoriai:

Vietovardžiai: Rytų Prūsija, Klaipėda (Memel), Klaipėdos kraštas, Kuršių Nerija, Nida

Reikšminiai žodžiai: vietovės, prisiminimai, gyventojai, istorija, nuotraukos

Santrumpos: MD- „Memeler Dampfboot“, OB – „Das Ostpreußenblatt“, DOD – „Deutscher Ostdienst“

Nr.	Pavadinimas	Objekto rūšis	Data	Puslapis	Pastaba
1.	[Nida: iliustracijos, straipsniai apie dailininkų koloniją, Nidos istorija, gyventojai, prisiminimai, gamta, Tomo Mano namelis]	Straipsniai Nuotraukos Iliustracijos			nenumeruota
2.					
3.					

Pastabos ir pataisymai:



Nidden Kurische Nehrung

Postkarte

(Nur für die Adresse.)





Tomo Mano vasarnamīs

Sommerhaus von Thomas Mann. Nida.
Tomas Mann's summer House.
Nida Lithuania.
Foto: KAZIMIERAS MIZGIRIS (A FIAP).

Skruzdynės 13, LT-5872 Nida, tel./fax: (370) 59-52712, Filialas Šv. Mykolo 8, LT-2001 Vilnius, tel./fax: (370) 2-623092.

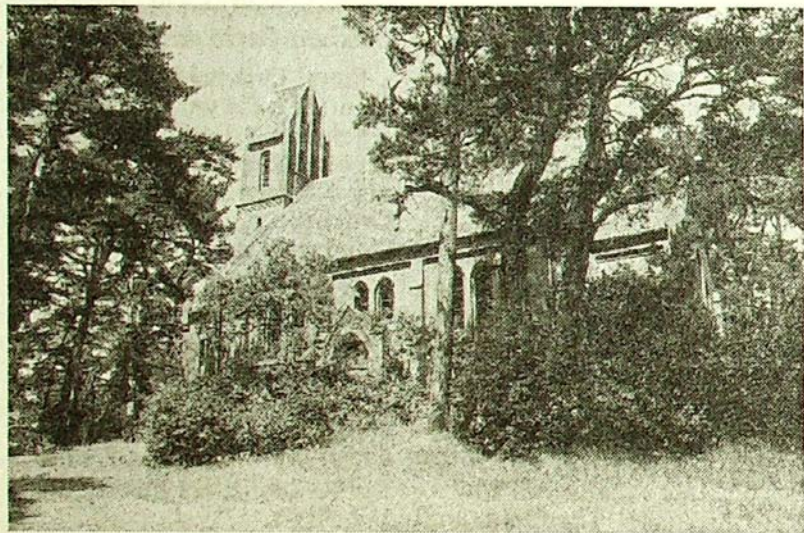


Repos v. Die 1944

Besch auf Nidder M:Me neue Post.



Heimat neu gesehen (11)



Nidden: In der evangelischen Kirche wird wieder Gottes Wort verkündet

Foto Korall

6

ner im Dialog

Leimat und in Bassenheim

sind auch weitere Informationen hinsichtlich Übernachtungsmöglichkeiten und Programmgestaltung erhältlich.

Das Fest soll am Samstag, 12. Oktober, um 15 Uhr mit einer kleinen Feierstunde am Denkmal Siegfried Walpot von Bassenheims beginnen. Ab 17 Uhr ist ein gemütliches Beisammensein im Saalbau der Gemeinde vorgesehen. Mehrere Bassenheimer Vereine nehmen an der Programmgestaltung teil. Das Programm des folgenden Sonntags sieht u. a. einen ausgedehnten Spaziergang durch die Bassenheimer Waldungen vor.

Theobald Groß

des deutschen Ordens in Elbing, Siegfried Walpot von Bassenheim, erwählt. 1386 wurde das Kirchdorf Heinrichswalde, wie Passenheim vormals hieß, zur Stadt nach Kulmischem Recht umgewandelt.

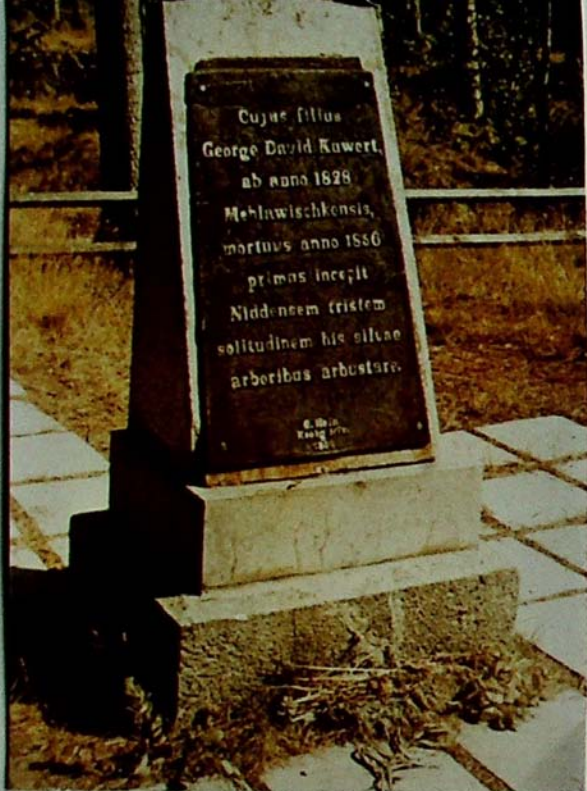
Eine Ordenskirche errichtete man 1391. Sie wurde seit der Verweltlichung des Ordensstaats von Protestanten genutzt. Dem Bau eines Rathauses hingegen fiel die Ordensburg im 17. Jahrhundert als Steinbruch zum Opfer.

Große Greuel brachte der Tatareneinfall von 1656 mit sich. Im Gegensatz zu anderen Regionen des Kreises erlitt Passenheim im Ersten Weltkrieg keine Zerstörungen. In der Volksabstimmung von 1920 bekannten sich 97,3 Prozent der Passenheimer zum deutschen Vaterland.

sys

Cujus filius
George David Kuwert,
ab anno 1828
Mehlawischkensis,
mortuus anno 1856
primus incepit
Niddensem tristem
solitudinem his silvae
arboribus arbustare.

G. Hein.
Kölnig 1856
1856



Im Wäldchen an der Poststraße
in Nidden steht das schlichte
Grabdenkmal des Posthalters

GOTTLIEB DAVID KUWERT

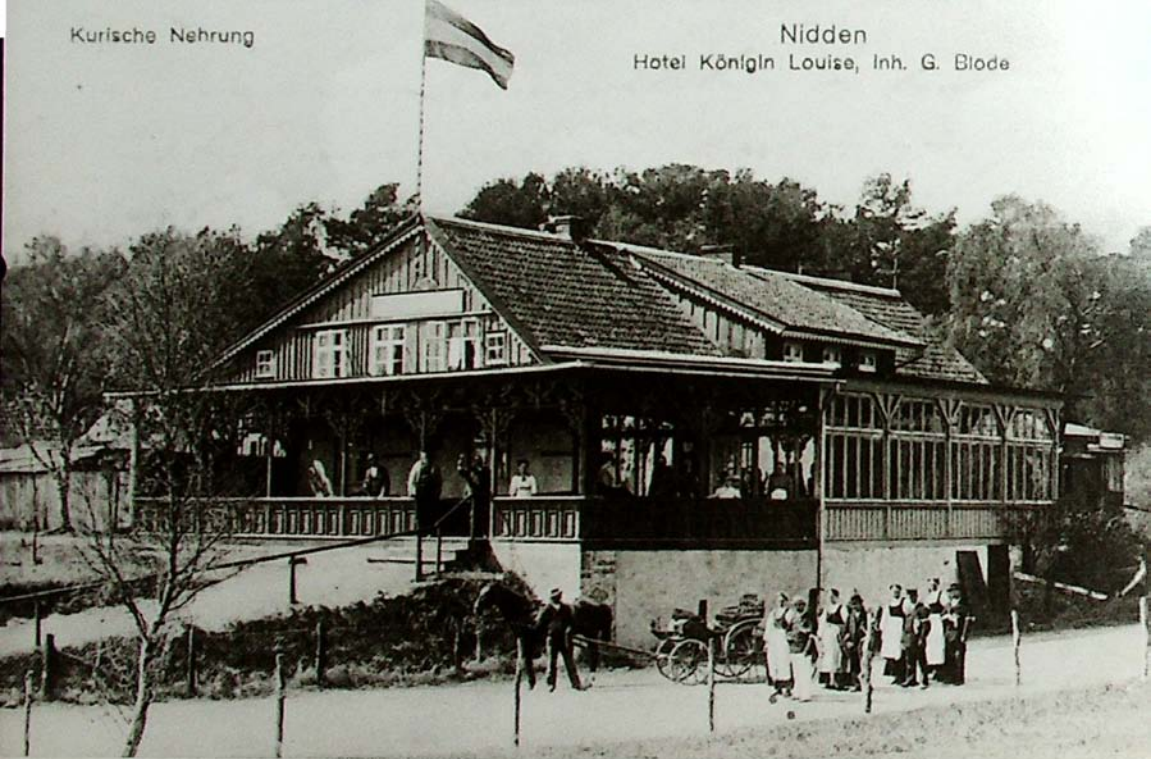
gest. 1828, der die Postkutsche
der Königin beförderte und in
dessen Hause sie übernachtete

An der Stelle dieses Hauses
steht heute das Hotel G. Blode

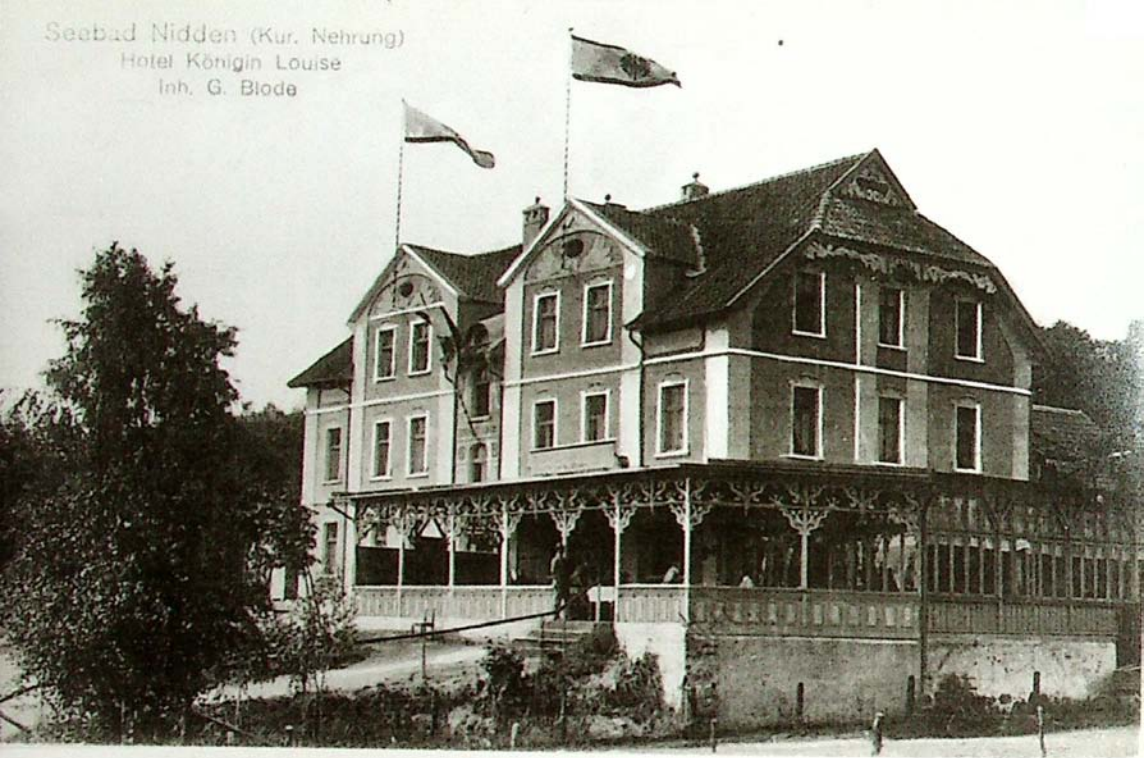
Kurische Nehrung

Nidden

Hotel Königin Louise, Inh. G. Blode



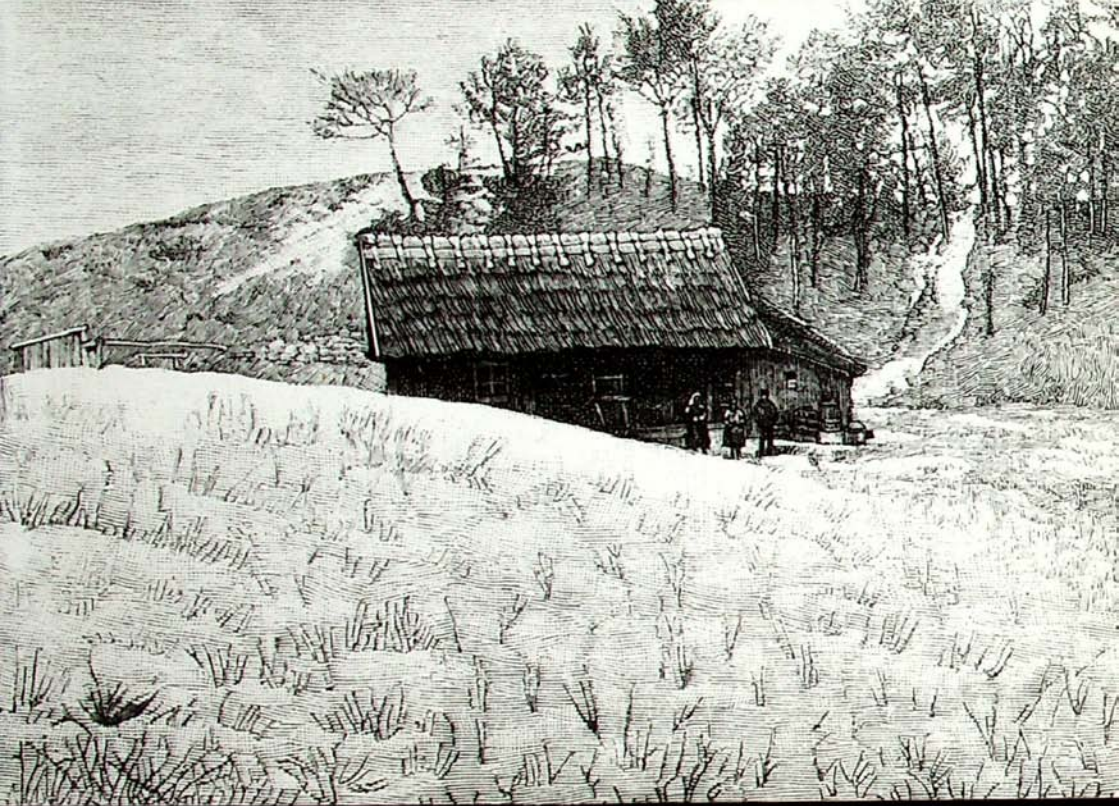
Seebad Nidden (Kur. Nehrung)
Hotel Königin Louise
Inh. G. Blode





Grufß aus Nidden, Kur. Pehrung.





Ellerman

Haus in Niddon Burnin

um 1880

A 906.

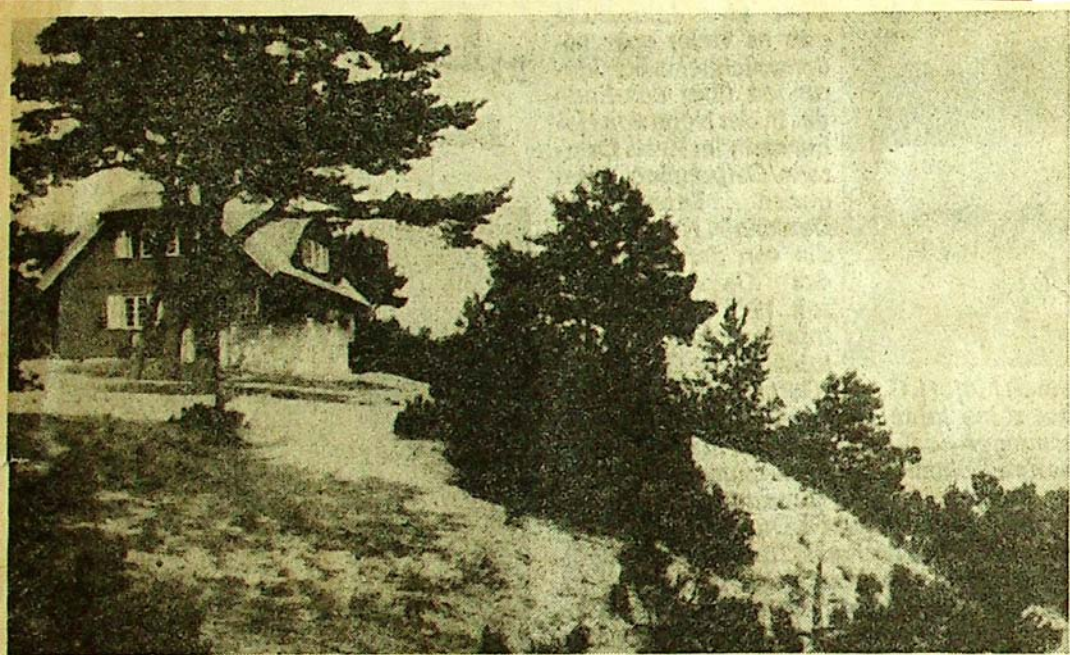
13

Ullmann









Das Thomas-Mann-Haus in Nidden: Heute Museum und Gedenkstätte

Foto aus „Die Kurische Nehrung in 144 Bildern“, Verlag Gerhard Rautenberg, Leer



Das Buch ist herausgegeben von
Gert Sailer
im Jahr 1988

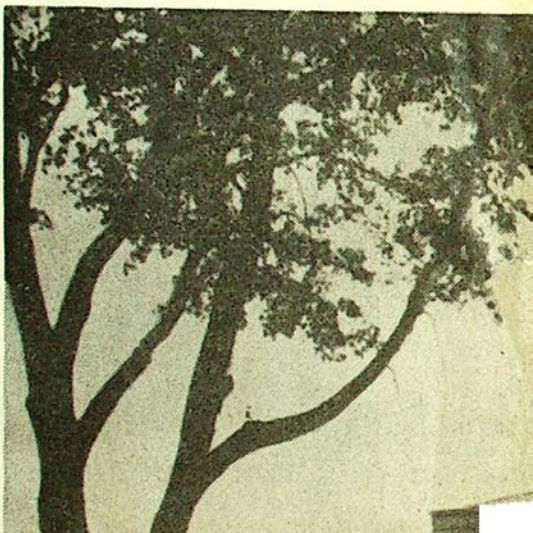


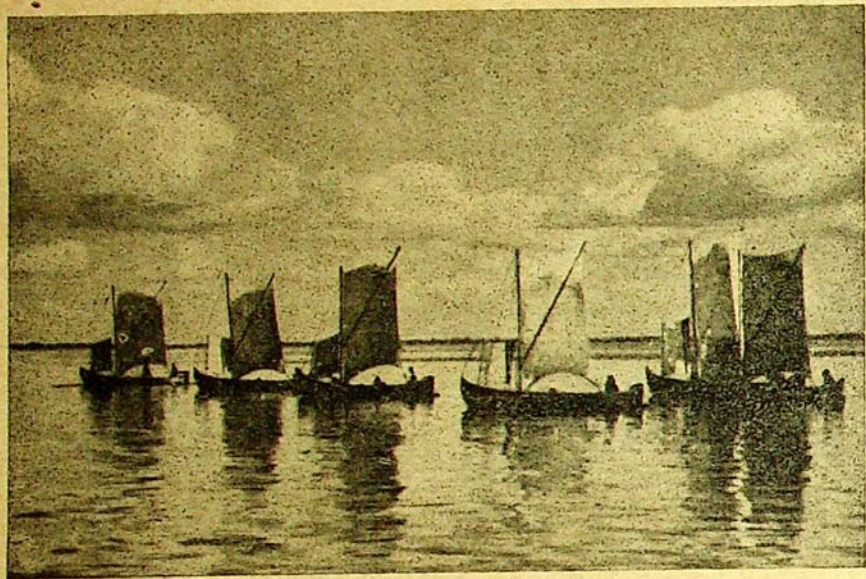
Über vier Jahrzehnte gab es viele, aber widersprüchliche, Schilderungen über das Ende des in der Nähe von Hohenstein im Kreis Osterode/Ostpreußen gelegenen Tannenberg-Denkmal. Nun wurden die von der Redaktion des Ostpreußenblatts seit 1945 gesammelten Informationen über das tatsächliche Geschehen

durch Major i. G. a. D. Gert Sailer bestätigt. Er hat seine jahrelangen mühsamen Nachforschungen dankeswerterweise in einer detaillierten Dokumentation zusammengefaßt und in einer schlichten Broschüre im Format DIN A 4 herausgegeben. Damit ist das Schicksal des Reichsehrenmals Tannenberg endgültig geklärt. Von besonderer Bedeutung ist, daß Gert Sailer in seinem umfangreichen Archiv das Beweismaterial besitzt. Die Richtigkeit seines Forschungsergebnisses wurde ihm vom Bundes-Militärarchiv bestätigt. Wünschenswert ist, daß sich nun ein kommerziel-

„Die Sprengung

Eine Dokumentation nennt die W





Schöner Herbsttag in Nidden

Atemloses, tiefes Schweigen,
Wie in einem höhern Land,
Hing in den zerzausten Zweigen,
Webte überm gelben Sand.

Um die kleinen Fischerhütten
Flutete der Sonne Gold.
Wie im Märchenbild lag Nidden
Vor den Wassern aufgerollt.

Müde schoben sich die Wogen,
An den flachen Strand heran
Und die Vögel, die schon zogen,
Schlugen leise Laute an.

Ihre letzten Abschiedsgrüße
Galten dort dem Fischerbub,
Der verträumt die braunen Füße
In den Sand der Düne grub.

Herbert Rohde

schwere Operation. Von seinen fünf Kindern verlor er zwei im letzten Krieg. Umgeben von der Liebe seiner Kinder und der sechs Enkelkinder kann das betagte Ehepaar seinen Jubeltag begehen.

Geburtstagskinder

* 92 Jahre ohne Arzt. Am 12. Oktober beging Frau Eva Kupries aus Lapallen, Kreis Heydekrug, in Marienwarden, Preetz-Land, Kreis Plön, Holstein, ihren 92. Geburtstag bei ihrem Sohn Georg, Oma Kupries erfreut sich trotz ihres ungewöhnlich hohen Alters noch bester Gesundheit und kann aus dankbarem Herzen bekennen: „Ich habe, Gott sei dank, in meinem Leben noch keinen Arzt gebraucht.“ Sie überstand 1945 die neun Wochen der Flucht sitzend im Wagen und geht heute noch tüchtig ihrer Schwieger-tochter zur Hand bei allen häuslichen Arbeiten. Wir wünschen von Herzen Gottes Segen!

* 81 Jahre alt wird am 25. Oktober der Rentner Michel Jaudszims, früher Memel-Schmelz, Mühlenstraße 77. Er ist noch

Unsere Meinung ...

... zu den befleckten Westen

Fortsetzung von Seite 1

sagten uns: Mögen sie das Zwanzigfache von dem einstreichen, was eine mehrköpfige Flüchtlingsfamilie im Monat hat — wenn sie nur sauber regieren, so sauber, wie ein verarmtes und unglückliches Volk regiert zu werden wünscht. Sie haben sich bereichert, sich kaufen lassen. Nun gibt es nur einen eisernen Besen, der die befleckten Westen samt den darunter sitzenden Bäuchen aus unserem Parlament fegt.

ter Radlersitte ein kräftiges „All Heil!“ unsere herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Wer konnte nicht den herrliche Radfahrweg, den schönsten von ganz Ostpreußen, der in Sprech-An begann und sich beinahe bis Kuckelbrot erstreckte? Die Pflege Erhaltung und Verlängerung dieses Weges gehörten mit zu den Verdiensten Richard Zimmels. Auch als „tätiger“ und „stiller“ Teilhaber unserer Radrennbahn in Königswaldchen, zu der an den Veranstaltungen sonntagen die sportbegeisterten Memeler hellen Scharen wanderten, sei Richard Zimmel genannt. Zuletzt wollen wir den Kegelklub „Alte Treue“ nicht vergessen; in Harmonie und alter Sportkameradschaft verlebten wir viele schöne unvergessliche Stunden auf der Kegelbahn im Schützenhaus. Unser „Oellermann“ war Richard Zimmel.

Wenn wir auch jetzt durch die Zonen Grenzen voneinander getrennt sind, und wir unserer früheren Sportskameraden für die Heimat starben, so bleiben wir doch echter, alter und treuer Sportskameradschaft miteinander verbunden. Richard Zimmel lebt jetzt mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern in Berlin-Lichtenberg, Giselastr. 1 (Ost-Sektor). Wir wünschen ihm weiterhin alles Gute! „All Heil!“

50 Jahre. Am 6. November begeht die erste Vorsitzende der Memellandgruppe Hannover, u. U. Landsmann Richard Koll ecker, Hannover, Rehbockstr. 21, seinen 50. Geburtstag (früher Memel-Schmelz, Mühlenstraße 15).

* Vierzig Jahre lang gehört unser Landsmann Georg Tiejz zu dem Kreis unsere Bezieher. Wir wünschen ihm — und uns — daß ihm das „Memeler Dampfboot“ weiterhin so gut gefallen möge, wie bisher.



REPRO KIEHL 9i

NIDDEN

HEIMAT MUSEUM

10.11-01_09

Nidden

Von
Maria
Heymann-Perk

Dieses schönste Dorf der Kurischen Nehrung — nordisch wegen seiner hellen Nächte, doch an südliche Wästen erinnernd durch den wochenlang in den Dünen brütenden Sonnenschein — ist nun wieder das eigenartigste Fleckchen Erde unseres großen Deutschlands geworden. Es ist nicht geeignet für geschäftige Unternehmer und Händler, denn der schmale Landstreifen ist karg und arm, und seine Bewohner sind bescheidene, zufriedene und gläubige Menschen. Deshalb sind es Künstler und Dichter, Forscher und Sterngucker (in des Wortes weitester Bedeutung), die sich immer wieder in Nidden einfänden.

Jeder kommt auf seine Rechnung. Etliche sieht man weiden oder Wasser schöpfen, dann und wann bricht einer mit seinem Schaufelgemeiß unvermutet aus dem Birkenholz. Im Moor und am warmen, feuchten Haff rasten vielerlei seltene Zugvögel. Von Norden übers Meer kommend, haben sie dort ihre Sammelplätze.



Zeichn.: M. Heymann-Perk



Denkmal für Simon Dach, der in Memel geboren wurde und neben vielen geistlichen Liedern dem deutschen Volk eines seiner schönsten Volkslieder, „Annschen von Tharau“, schenkte.

Die Maler und Dichter werden durch die wechselnden Stimmungen der herben und heiteren Landschaft, Haff, Meer und Düne, zu künstlerischem Schaffen angeregt. Die Leuchtkraft der Farben mit dem Grundton Sand, die in Blumen gebetteten Fischerhäuser mit den tiefblauen Fensterläden, das Werken der Fischer an ihren Rähnen und Netzen und zuletzt die unbeschreiblich großartigen Wanderdünen geben ihnen für Jahre Motive. Ja, alle Fensterläden sind blau gestrichen; es muß wohl einmal ein Fischer vom Festland einen ganzen Eimer Ultramarin ins Dorf gebracht haben. Es ist auch ihre Farbe, die blaue Farbe der Kuren, die sie in bewußtem Gegensatz zu dem litauischen Rot tragen. Dieses Völkchen hat sich aus fernen Zeiten die kurische Sprache neben der deutschen erhalten. Da ging es denn die Menschen dort in den vergangenen Jahren sehr hart an, denn die Kinder mußten in der Schule litauisch lernen und sprechen, und die Eltern konnten nur deutsch und kurisch.

Mit Nidden ist der Name Hermann Blode eng verbunden. Er hieß damals, als einige Maler das Dorf entdeckten, „der Fischerkönig“, weil ihm fast alle Rähne gehörten. Er hatte einen Krug, in dem sich Sonnabends abends gern die Fischer einfanden. Blode war ihnen ein Ratgeber und Freund, mit klugem großzügigem Wesen und — Unternehmungsgestalt. Als die ersten Maler kamen, wurden sie noch auf Sofas und in Kammern untergebracht. Der Maler Bischoff (Culm), der dann im Kriege gefallen ist, machte ihm den Vorschlag, ihm ein Atelier zu bauen — er tat's. Er hatte Humor, und die Künstler und ihre Art freuten ihn. Das Jahr darauf fanden sie schon hübsche ausgebaute Stuben vor. Dann folgten ein Saalbau, ein Seitenflügel, ein Nebenhaus. Es wurde Gasthaus, in der nächsten Generation Hotel. Aber die Gäste blieben vorwiegend dieselben: Künstler, Gelehrte, geistig Gleichgestimmte.

Das Gästebuch weist viele bekannte Namen auf. Es gab einmal Hochzeit im Hause Blode. Alle Fischer waren eingeladen, Feststimmung herrschte in allen Hütten. Der ganze, große Hochzeitszug, etwa 120 Gäste, zog durchs Dorf nach der hochgelegenen Kirche. Es war ein buntes Bild mit den Trachten der hübschen Fischermädel und -frauen. Die Künstler taten das Ihrige bei der Festlichkeit an Ausschmückung, Musik und Dichtungen. Es wurde drei Tage gefeiert.

Aber dann wird wieder überall gearbeitet. Die Fischer sind jede Nacht, außer Sonnabend und Sonntag, auf dem Haff beim Fischen, und mancher von ihnen findet dort den Tod in Sturm und Unwetter.

Was hier nur ein Erinnern war, kann jetzt wieder Wirklichkeit werden. Die Grenze ist gefallen. Man wird über die hohen Dünen wandern, ohne störenden Grenzpfähle zu begegnen.



Nidden heute: Ein neuer Leuchtturm

In Nidden und Rossitten

Nach 49 Jahren ein Besuch
auf der Kurischen Nehrung

VON HELMUT FISCHER

Die Verwaltung der von der Sowjetunion annektierten Republik Litauen hat die deutschen Dörfer Schwarzort, Perweik, Preil und Nidden auf der Kurischen Nehrung verwaltungsmäßig und postalisch zu der Nehrungsstadt „Neringos Miestas“ zusammengelgt. Vor kurzem waren wir dort, meine Frau und ich, und können nun einen Bericht geben über das hinaus, was seit dem Schnellbesuch von Journalisten im Herbst 1987 bisher schon bekannt wurde. Unser wesentliches Ziel war Nidden, Hauptort und kultureller Mittelpunkt der Nehrungsstadt. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg waren wir zum letzten Mal in Nidden gewesen zu einem erholsamen Sommerurlaub, verbunden mit Besuchen bei mehreren Verwandten. Und nun, nach 49 Jahren, konnten wir die Nehrung wiedersehen. In diesem halben Jahrhundert hat sich dort wie fast überall viel geändert. Darüber dürfen wir uns nicht wundern. Krieg und Nachkriegszeit haben erhebliche Spuren hinterlassen.

In Nidden und vermutlich auch in den anderen Orten der Kurischen Nehrung leben jetzt überwiegend zugezogene Litauer mit ihren Familien. Wir wissen aber auch von Bewohnern, die aus eingesessenen Familien der deutschen Zeit hervorgegangen sind. Sie haben litauisch geheiratet und sprechen jetzt litauisch. In der Schule haben sie außerdem russisch gelernt. Es gibt aber auch einzelne Niddener deutscher Herkunft, die sich die Sprache ihrer Kindheit, deutsch, mehr oder weniger gut bewahrt haben, und sie sprechen sie auch, wenn sie Gelegenheit dazu haben.

Wie sieht es jetzt in Nidden aus? Uns hat es in diesem immer noch reizvollen Kur- und Badeort in der uns zur Verfügung stehenden verhältnismäßig kurzen Zeit gut gefallen. Die schmucken Fischerhäuschen, die wir kannten, sind aus dem Ortsbild nicht verschwunden. Sie sind zu einem Teil noch vorhanden. Baufällig gewordene Häuser wurden restauriert oder wiederaufgebaut, und zwar im traditionell überlieferten Baustil. Wir hörten von einer Arbeitskolonne, die sich auf diese Arbeiten spezialisiert hat.

Selbst der Giebel schmuck und die Verzierung der Dachkanten durch bunte Holzleisten mit typisch ausgeprägten Formen entstehen neu, so daß es mitunter schwerfällt, zwischen den alten, den restaurierten und den neuen Häusern zu unterscheiden. Freunde gaben uns aber die nötigen Orientierungen. Die alten Strohdächer sind jedoch nicht mehr zu sehen. Eine Anzahl von Häusern sind zu Baudenkmalern („Architekturdenkmälern“) erklärt und mit Tafeln als solche bezeichnet. Innen ist aber die neue Zeit eingezogen. Sie haben Wasserleitung und Kanalisation (außerhalb der Orte ist jeweils ein Wasserwerk), sie kochen auf Gasherden, haben Fernsehen und in Privatwohnungen auch Telefon.

Abgesehen von den Kindern arbeiten alle, und das haben sie auch nötig. Wenn es irgend geht, übernehmen sie zusätzlich noch Nebenarbeiten. So kommt eine Person auf 150 Rubel monatlich, aber es können auch 300 Rubel werden. Ein Ehepaar zusammen hat dann entsprechend mehr.

Nidden hat nicht nur diejenigen Häuser, die uns vertraut waren, seien es erhalten gebliebene, restaurierte oder wiederaufgebaute. Auch neue Bauten sind errichtet worden, die allerdings, soweit wir es beurteilen können, das Landschaftsbild nicht allzu sehr stören. Nicht weit vom Hafen steht das Rathaus der „Nehrungsstadt Neringos Miestas“. Auf dem Dach erinnern Wimpel aus Metall an die früheren Wimpel auf unseren Kettelkähnen; aber sie haben andere Formen und ein anderes Zierwerk. Ein Teil des Nehrungswaldes

wurde abgeholzt, um Platz für einige zwei- oder dreistöckige Wohnblocks mit Mietwohnungen zu schaffen. Hotels sind vorhanden, anstelle des früheren Hotels „Königin Luise“ ein neues, solide aussehendes Hotel mit 80 Zimmern, das kurz vor der Fertigstellung steht.

Am Hafen, der im wesentlichen unverändert geblieben ist, beginnt eine recht ordentliche Uferpromenade. Eine Fremdenführerin erklärt Gruppen von Ausflüglern oder Urlaubern alte und neue Sehenswürdigkeiten. Im Hafen liegt eine Reihe von Motorbooten, darunter größere Motorboote, die anstelle der früheren segelnden Kettelkähne dem Fischfang dienen. Die Haflischerei ruhte aber, als wir in Nidden waren; die Fische hatten gerade eine „Schonzeit“.

Eine Gruppe von Niddenbesuchern sahen wir, die interessierte sich nicht sehr für Sehenswürdigkeiten. Diese Leute waren mit einem Bus aus Königsberg gekommen und steuerten mit noch leeren Einkaufstaschen auf die Geschäfte zu. Ackerbau, Viehzucht und Industrie hat die Kurische Nehrung zwar nicht. Aber sie gehört jetzt doch zum litauischen Verwaltungsbereich und dort soll die Lebensmittelversorgung besser sein. Es gibt Russen aus Königsberg, die nicht in Nidden halt machen, sondern bis Memel durchfahren; vielleicht lohnt sich diese weite Fahrt.

Den Seestrand in Nidden fanden wir so sauber vor wie in alten Zeiten. Liegende Picknickreste der Urlauber und anderer Unrat werden durch bezahlte einheimische Hilfskräfte beseitigt. Am Ostseestrand sahen wir keine Boote und auf der See keine vorüberfahrenden Schiffe.



Rossitten: In der evangelischen Kirche werden Fischernetze repariert und gelagert

In die Niddener Kirche zu kommen, die jetzt genau 100 Jahre alt wurde, gelang uns nicht. Man hat sie zu einem Museum umfunktioniert. Aber wir konnten es nicht besuchen, weil es geschlossen war. Niddener, die einen evangelischen oder katholischen Gottesdienst besuchen möchten, müssen nach Memel fahren. Auf dem Friedhof bei der Kirche finden keine Beerdigungen mehr statt. Die aus vergangenen Tagen überkommenen hölzernen Grabzeichen sind zu einer Gruppe zusammengestellt worden. Auch Grabkreuze aus Gräbern aus diesem Jahrhundert sind noch vorhanden, und die Schrift ist noch lesbar. Mehrere Gräber werden gepflegt. Die Niddener Toten nach dem Zweiten Weltkrieg wurden noch jahrelang in Schwarzort bestattet. Jetzt hat Nidden aber einen eigenen neuen Friedhof im Nehrungswald mit seinen duftenden Bergkiefern. Erst vier Gräber fanden wir vor, als wir den Friedhof besuchten.

Die Berg- oder Latschenkiefern sollen sich dadurch besonders bewährt haben, daß ihre Wurzeln den Dünen sand besser festhalten als gewöhnliche Kiefern. Was die Wanderdünen betrifft, einst typisch für die Kurische Nehrung, so beobachteten wir, daß sie, auch wo sie noch nicht befestigt werden konnten, deutlich niedriger geworden sind als wir sie noch kannten.

Neu ist der Niddener Leuchtturm auf der bewaldeten Dünenhöhe. Der alte Leuchtturm aus deutscher Zeit wurde vor einigen Jahren abgebrochen. Unweit des Leuchtturms wird an der Errichtung einer großen Sonnenuhr gearbeitet.

Die Kurische Nehrung, soweit sie jetzt zum litauischen Bereich gehört, ist Landschafts-

schutzgebiet. Gleichwohl fahren Kraftfahrzeuge auf der asphaltierten Straße durch diesen schmalen Naturschutzpark und erschrecken die Elche. Wir hatten früher nur die Poststraße ohne den neuzeitlichen Straßenbelag gekannt, auf der es aus Naturschutzgründen verboten war, motorisierte Fahrzeuge zu benutzen. In Nidden sind jetzt selbst die Wege zwischen Half und Ostsee mit Asphalt befestigt. Uns hatte es seinerzeit nichts ausgemacht, hier durch den losen Sand zu gehen.

Bevor wir Nidden verließen, waren wir noch ganz kurze Zeit, ohne uns besonders gründlich umsehen zu können, in Rossitten und Pikkoppen, Orte, die heute zum sogenannten „Kaliningrader Bezirk“ gehören. Das ist eine andere Welt, von Russen bewohnt, vernachlässigt und ungepflegt. (Vielleicht kommt die Ordnung später mit fortschreitender Perestroika.) Abgesehen von der Natur, gibt es dort einstmals noch nichts Erfreuliches zu betrachten. Die Grenze zwischen den beiden Systemen liegt ungefähr dort, wo in den zwanziger und dreißiger Jahren die Grenze zwischen dem Deutschen Reich und dem von Litauen besetzten Memelland war, jedenfalls zwischen Pikkoppen und Nidden.

In Rossitten war es die evangelische Kirche, der wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden konnten. Sie steht zwar, ist aber auch zweckentfremdet. Die Kirche und das Pfarrhaus sollen, wie wir erfuhr, als Lager und Reparaturwerkstatt für Fischernetze dienen. Abstecker machten wir nicht nur nach Rossitten und Pikkoppen, sondern auch nach Inse am Kurischen Half. Die Enttäuschung war groß; aber wir sind dankbar, daß wir das Heimatdorf wenigstens wiedersehen konnten.

Die Künstlerkolonie in Nidden

von Dr. med. Ernst Melzner

Die Landschaft

Alte, innige, unauslöschliche Liebe — Kurische Nehrung — Kurisches Haff — Nidden — Nidden...

Wenn man, von Königsberg kommend, auf einem jener schmucken, weißen Dampfer, die den Passagierdienst nach Memel versahen, an der Dünenkette der Nehrung entlangfährt, über die jede Wolke ihren blauen Wanderschatten wirft, dann sank ein unvergeßliches und unvergleichliches Bild in die Seele.

Diese wundervolle Frische der Seeluft! — Die Sonne überglänzt das weite, weite Haff. An seinem östlichen Ufer ein niedriger grüner Streifen, der über dem Wasser zu schweben scheint: die Memelniederung, Mündungsdelta eines gewaltigen eigenwilligen Stromes, der hier seine achthundert Kilometer lange Reise beendet. Und überall, an den Ufern ringsum in den kleinen Häfen und mitten auf dem Haff mit weißleuchtenden Segeln und holzgeschnitzten Wimpeln die kühngestalteten Keitelkähne. Nach ungeschriebenen Naturgesetzen gebaut, breit und wuchtig, aber edel in der Form, sind sie uralter Herkunft. Auf solchen Segelschiffen waren die nordischen Wikinger unter dem roten Erik über die Weltmeere gefahren; diese Schiffe landeten Jahrhunderte vor Kolumbus in Winland an den grünen Gestaden Amerikas. Auch auf dem Haff waren die Wikinger erschienen. Dort drüben an der Südwestecke, bei Wiskiauten, hatten sie sich niedergelassen. Ihre Nachfahren traf man nicht selten unter den Haffbewohnern an.

Und immer die stille, einsame Düne mit ihrem ruhigen, beruhigenden Auf und Ab der scharfgegrateten Höhen und der sanftgerundeten Kuppen und Talmulden.

Überhaupt — diese herrliche Stille, dem Ohr des Großstädtlers schon damals ungewohnt! Nur das gläserne Rauschen des Wassers rings um das Schiff dringt heran, und ab und zu der schrille Ruf der Möwen, die wie ein wirbelnder Schneeflockenschwarm in eleganten Flugkurven dem Zuge des Dampfers unermüdlich folgen.

Zuweilen ertönt aus der Ferne ein dumpfes Rauschen und Brausen. Es ist die gewaltige Stimme des Meeres jenseits der Düne, der Nehrung, deren Breite zuweilen kaum einen halben Kilometer ausmacht.

Beim langen Blick auf die helle Dünenkette steigen unwillkürlich die berühmten Verse aus Hölderlins „Wanderer“ aus der Tiefe des Gedächtnisses herauf:

Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und kahl blickt' aus der Höhe das Haupt.
Ach! Nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der schattende Wald hier
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Tal schlingend den stillen Strom...

Nach einem Vortrag, gehalten vor der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung am 1. 9. 1937 in Mannheim.

Aber dann wandelt sich das Bild. Blauschattende Wälder mit herrlichem Kiefernbestand bedecken nun die Höhenzüge. In weitem Bogen umspannen sie lieblich grüne Wiesen, auf denen zwischen buntleuchtenden Blumen Pferde und Kühe geruhsam weiden. Und breit an das Haffufer gelagert ziehen sich einsame Fischerdörfer hin mit niedrigen, geräumig gebauten Häusern, über deren Giebeln sich holzgeschnitzte Pferdeköpfe kreuzen. Und neben der Haustüre zwischen den blauangemalten Fensterläden weichen sich Sonnenblumen mit goldgelb leuchtenden Gesichtern und bunte Stockrosen, deren Spitzen die Dachkante berühren und oft über sie hinausgewachsen sind. Ein malerischer Anblick.

Am Haffstrand vor den Häusern schwingen ausgespannte Netze im kühlen Seewind, und auf den weiträumigen Höfen beugen sich dunkle Frauengestalten, mit Kopftüchern angetan, über qualmenden Gruben, in denen im duftenden Rauch von Kienäpfeln fette Ostseefludern zum leckeren Mahle bereitet werden.

Frisch geräucherte Fludern, frisch gemolkene Milch und ein „Knust“ frisch gebackenen Bauernbrotes, dick mit frischer Bauernbutter bestrichen — ein Mahl für Götter!

Impressionen... Impressionen...

Wenn schon der gewöhnliche Mensch von ihnen überwältigt wird, um wieviel mehr der Hochbegabte, der Künstler, der Dichter, der Maler! Angesichts des Erhabenen wird der Hochbegabte frei, ruhig, heiter — der Anblick vollkommener Schönheit aber erschüttert seine Seele und bricht die Quellen seines innerlichsten Wesens auf. Hier vergißt er sich selbst und wirft sich nie-

der wie vor einem Altar. Und nun beginnen die Quellen seines Genies zu sprudeln, ohne sein Wollen und oft ohne sein Wissen. Seine hohen Werke entstammen immer metaphysischen Bereichen.

Diese einsame Landschaft ist durchaus künstlicher Natur: die großräumige Weite über dem majestätischen Nehrungsbogen mit ihrem rhythmischen Wechsel von Sand und Wald und grünen Wiesen und beschaulichen Dörfern, mit den sonnenbrütenden Mooren am Fuße der Höhen, in denen das Urgeschöpf dieses Landes, der urige Elch hinter verfilzten Erlen- und Birkenbüscheln ein scheues Dasein führt — das muß Auge und Herz des Künstlers begeistern.

Und dann die Farben — diese überirdischen Farben, um deren Leuchtkraft darzustellen so mancher Maler nach eigem Geständnis vergeblich rang!

Wir stehen auf dem Schlangenberg bei Nidden. Sein kurischer Name klingt wie das süße Thema eines schönen Volksliedes: angju kalns — Er ist eine der höchsten Erhebungen der Nehrung, bedeckt mit niedrigen Kussekiefnern. Frei schweift hier das Auge zu allen Horizonten — ein Rundblick, der in der hellen, immer gegenwärtigen Lichtüberfülle an großartiger Weite und Schönheit kaum zu überbieten ist.

Unter uns zieht in sanft geschwungenem Bogen die Nehrung. Sie ist immerhin einhundert Kilometer lang. Der Name stammt aus dem Altpreussischen. „Neria“ oder „nerga“, das bedeutet soviel wie Sandinsel, vom Meere aufgespült. Wasser und Wind waren und sind die bauenden und formenden Kräfte, aber auch die Zerstörer der Nehrung. So manches Dorf, so mancher Wald liegt unter den Dünen begraben und wird oft erst nach Jahrhunderten vom Winde freigeweht.

Wir schauen nach Norden. Weißgelbe Dünenzüge wechseln in der flirrenden Hochsommersonne mit blauen Wäldern und hellgrünen Wiesen. Zu unseren Füßen liegen die bunten Häuschen



Ausfahrende Boote — Temperaarbeit von Fritz Heidingsfeld

Am Anfang stand ein Photo, das der bekannte Niddener Lichtbildner Paul Isenfels eines Winters von Bord der „Herta“ anfertigte, die die Niddener Fischerkähne durch einen Eisgürtel auf das offene Haff hinausschleppte. Dieses Photo, erstmalig in „Das malerische Ostpreußen“ bei Gräfe und Unzer veröffentlicht, diente Heidingsfeld als Vorlage.

Aufnahme: Zahn-Marburg

von Purwien, eines der drei Dörfer, aus denen Nidden zusammenwuchs. In weiter Ferne tauchen die Türme von Memel auf.

Zur Linken rauscht im brausenden Wind das blaugrüne Meer mit weißschäumenden Wellenköpfen und donnernder Brandung, klar bis zum Horizont mit den Silhouetten der Seeschiffe. Rechterhand glänzt der Spiegel des Haffs, von einem unendlich zarten Farbenspiel überhaucht, dessen Skala in allen nur denkbaren Tönungen vom reinsten Sonnengold und Silberweiß über grünliche Abschattierungen zum schönsten Himmelsblau reicht. Wo sich die rasch dahineilenden Wolken spiegeln, wechseln die Farben von Augenblick zu Augenblick — stehen Unwetterwolken am Horizont, zu drohenden Türmen aufgeballt, dann scheinen im Haff schwarzblaue Abgründe aufzureißen.

Im Blick nach Süden, der bei klarer Sicht bis zur Samlandküste von Rauschen und Brüsterort reicht, erhebt sich gleich hinter dem „urbo kalns“, dem Bärenberg, der scharfe Grat der Hohen Düne mit ihrem steilen Abfall zum Haff und dem weiß in das Wasser hineingewehten Grapschen Dünenhaken, der weiß und leicht wie ein Schiff auf dem Haff zu schwimmen scheint, am Zügel einer dunkelgrünen Landbrücke. Vom Gipfel der „Hohen Düne“ schwebt wie eine helle Rauchfahne der treibende Sand im unablässig mahlenden Seewind, der den gewaltigen, viele Kilometer langen Dünenberg Meter um Meter weiter in das Haff hinein verlagert.

„Ich bin ein Höhenzug,
der geht gen Norden weit.
Bug folgt auf Bug...
Ich bin ein Weheflug —
Nach West und Osten breit
schwebt mein Gespreit.
Was Meer im Winde trug,
donnernd aus Rädern schlug
bin ich — Unendlichkeit.“

So sang der Dichter der Kurischen Nehrung, einer ihrer ersten Entdecker und leidenschaftlichen Kunder, Walther

Heymann aus Königsberg. Er fiel, allzu jung noch, im ersten Weltkrieg. Auf der Düne am Haff, unmittelbar neben dem berühmten Künstlergasthaus Hermann Blode, im Schatten hoher Ficus-bäume, hatten Getreue einen geteereten Eichenstamm in den Sand getrieben. Auf ihm waren die Namen der gefallenen Maler Hans Beppo Borschke und Ernst Bischoff-Culm sowie des Dichters Walther Heymann eingebrannt. Von hier aus ging der Blick zwischen den hohen alten Kiefern hindurch weithin über das blinkende Haffrund. Und dicht daneben lag der verträumte, verwilderte Dorffriedhof mit seinen merkwürdigen bunten Totenbrettern zu Häupten der versunkenen Gräber — dem Künstlerraugen ein großartiger Anreiz! Kein Geringerer als Lovis Corinth aus Tapiau malte ihn, das Bild hängt heute in München (siehe Titelseite). Corinth malte auch den alten grünweißen Brunnen im Blodehof.

Der alte Blode

Und hier sind wir nun im Zentrum jenes lebendigen Wesens angelangt, das einst die Bezeichnung „Künstlerkolonie in Nidden“ führte. Es waren nicht nur Größe, Einsamkeit, Ursprünglichkeit und unerhörte Farbigkeit einer charaktervollen Landschaft, auch nicht allein die von Urvätern überkommene naturnahe Tätigkeit der kurischen Fischer in ihrer bewußt ertragenen Armut, dem „einfachen Leben“ unter der ewigen Bedrohung durch elementarische Gewalten, das Gestalt und Geist dessen schuf, was später als Künstlerkolonie da war und für die neuere Kunst des deutschen Ostens, ja ganz Deutschlands von Bedeutung wurde — nicht die letzte Ursache für Entstehen und Werden der Kolonie war das Gasthaus des Hermann Blode, eines Mannes, der bald weithin und dann im ganzen Deutschen Reich als der „Alte Blode aus Nidden“ bekannt und schließlich berühmt wurde. Über ihn ist einiges zu berichten, denn man muß ihn als eine Art Schlüsselfigur betrachten, deren Dasein und kunstmäzenartiges Wirken einen ersten Anfang der Künstlergemeinschaft überhaupt erst ermöglichte.

Jedenfalls wäre ohne seine verständnisvolle und tatkräftige Hilfe sehr vieles ungeschehen geblieben. Ohne ihn wäre auch so mancher junge Maler, der in yerschämter, aber stolz ertragener Armut sein Leben fristete, vor nacktem Hunger nicht bewahrt geblieben.

Schon damals, lange vor dem Weltkrieg Nr. 1, war echtes, d. h. opferwilliges Mäzenatentum selten geworden: die hemmungslose Jagd nach den äußeren Gütern des Lebens hatte gerade begonnen. Und seither treibt es so fort.

„Die Kultur ist ein hauchdünnes Apfelhäutchen über einem glühenden Chaos.“ (Friedrich Nietzsche).

Das eigentümlich schöne Gasthaus Hermann Blode bestand aus mehreren, in längeren Zeitläuften organisch herangewachsenen Baulichkeiten im schlichten dörflichen Stil. Kern dieser Anlage war eine ehemalige Dorfkneipe mit Hof und Brunnen vornean, an die sich flügelartig mehrere Anbauten anschlossen. Das Ganze einschließlich der „Dépendance Villa Luise“, die mitten im Garten lag, zog sich unmittelbar am Haffufer entlang, mit Gast- und Fremdenzimmern und einigen großen Glasveranden. Diese dienten gleichzeitig als Ausstellungsräume der Künstlerkolonie. Am schönsten war die „Sonnenterrasse“. Man hatte sie auf Holzpfehlen ins Haff hinein gebaut, dort lag sie frei in Sonne und Wind.

Unvergeßlich dieser ganze schöne Betrieb, der einen durchaus künstlerisch-genialen Anstrich trug. Unvergeßlich das Schlafen in jenen kleinen stillen, einfach ausgestatteten Stuben mit ihrem Ausblick auf das Haff. Über den Fenstern nisteten zahllose Schwalben. Der frühe Sommertag stieg unter süßem Schwalbengezwitscher herauf. Zaubenhaft das Frühstück auf der Sonnenterrasse, wenn das glühende Tagesgestirn aus einem Himmel von schier italienischer Bläue sich in den weiten Wassern des Haffes spiegelte und tausend zarte Farben aufleuchten ließ.

„In der Tiefe seiner Seele webt der Mensch alles:
das ganze Weltall, den ganzen Gott mit
allen seinen Geheimnissen —
weil dieser unser Grund auch der
Grund Gottes ist.“

Diese schöne Sentenz stand über dem Eingang zur neuen Terrasse — sie war zugleich Sinnspruch für den Geist, der hier herrschte.

Oberhaupt dieses ausgedehnten, vielseitigen und lebendigen Betriebes und seit je autoritärer und trotzdem geliebter Mittelpunkt der großen Gästegemeinschaft war der „alte Blode“, ein unverwechselbares Original ersten Ranges. Wenn er am frühen Morgen beim ersten Orientierungsgang auf der Sonnenterrasse erschien, angetan mit Filzpantoffeln, einer ausgedienten Hose und einer alten, etwas speckigen Jacke, aus der gewöhnlich ein kragen- und schlipsloses Hemd herauslugte, darüber das noch unrasierte Stoppelkinn, dann trat ihm wohl der eine oder andre der Kurgäste, die um diese Zeit schon das Frühstück einnahmen, mit einem „Moin, Herr Blode“ entgegen, in der unverkennbaren Absicht, ihm die Hand zu schütteln. Blode indes, von Natur aus zurückhaltend und zuweilen äußerst wortkarg, blickte wie abwesend ein wenig mißvergnügt aus seinen wasserblauen Augen hinter der angelaufenen Stahlbrille erst über das sonnenglänzende Haff, dann hinauf zum blauen Himmel und, wenn der Gast Glück hatte, schließlich auch auf



Fischergehöft auf der Kurischen Nehrung — Ida Wolfermann

Auch Frauen stellten im Sand der Niddener Wege ihre Staffelei auf. Ida Wolfermanns Fischergehöft ist ein gutes Beispiel dafür, was den Zauber der Nidden-Bilder ausmacht: der flimmernde Sand mit dem Spiel der Schatten, das hier am Knüppelzaun besonders bizarr und reizvoll ist.

ihn, ehe er zögernd die Rechte aus der Hosentasche zog, sie zu flüchtigem Gruß ausstreckte und sich ein paar Worte von der Seele rang. Dies ereignete sich jedoch nur bei Gästen, die Blode innerlich „anerkannt“ hatte, wobei es dem Gast überlassen blieb, nach den Gesetzen dieser Anerkennung zu forschen. Die „Anerkannten“ waren Blodes „Freunde“. Die andern würdigte er weder eines Blickes noch eines Wortes — als sei er blind und taub geboren. Interessant war, daß ihm niemand diese Haltung zu verübeln schien, so groß war der Eindruck seiner originellen Persönlichkeit.

*

In Königsberg lebte der Juwelier A., der durch seine leidenschaftlichen schauspielerischen Neigungen viel von sich reden machte. Nach dem Weltkrieg hatte er, durchaus kein Jüngling mehr, im Neuen Schauspielhaus als Amateur wiederholt die Gestalt des Franz Moor aus Schillers Räubern verkörpert. Diese Rolle war ihm wie auf den Leib geschrieben, und es gab eine durchaus beachtliche schauspielerische Leistung. Schließlich gelang es den inzwischen aus dem Kriege zurückgekehrten Berufsschauspielern, ihn aus dem Theater zu verdrängen.

Was aber tat dieser quicklebendige, unermüdete Mann, der den Juwelierberuf offenbar nur als ein notwendiges Übel betrachtete? Er hielt in seiner großen schönen Wohnung auf dem Mitteltrahheim vor geladenen Gästen Privatlesungen ab. Kleinere Dramen von Shakespeare und Marlowe, Cervantes, Calderon und Lope de Vega nahmen seine Zuhörer gefangen. Mit wenigen Requisiten wie etwa einem Kochtopf, einem Spaten oder einem Bettlaken versehen, wußte er als alleiniger Darsteller den Dichtergestalten ein phantastisches Leben zu verleihen und seine Zuhörer zu bezaubern. Oder er behandelte in scharf pointierten Ausführungen Themen allgemeiner Art, etwa moderne Lyrik. Rainer Maria Rilke war für ihn „der größte lebende Lyriker der Welt“, womit er übrigens nicht so ganz unrecht hatte. Wenn er dann Rilke zitierte, klang seine sonst ein wenig spröde Stimme zart und eindringlich, wobei sein Gesicht von verhaltener Leidenschaft glühte.

Die Kurische Nehrung war ihm wie vielen andern Königsbergern völlig unbekannt. Durch enthusiastische Schilderungen seiner Freunde angeregt, meldete er sich bei Blode an. „Er machte sich auf“ und fuhr in Begleitung seiner lebenswürdigen Gattin nach Cranz bzw. Cranzbeek, von dort mit einem der schönen neuen Passagierschiffe über das Haff und erschien bei Blode zu einer außergewöhnlichen Zeit. Die Terrassen waren mit schmausenden und plaudernden Gästen überfüllt, die bedienenden Mädchen und Kellner drängten sich zwischen den dicht besetzten Tischen hindurch und hatten alle Hände voll zu tun, um die Gäste möglichst rasch zufrieden zu stellen.

Mit schauspielerischem Aplomb trat er, der an aufmerksame Beachtung Gewöhnte, mitten zwischen die Tische und blickte die dienenden Geister herausfordernd an. Niemand kümmerte sich um ihn. Schließlich wurde er ungeduldig und fuhr ein Mädchen ungnädig an: was das hier für ein merkwürdiger Betrieb sei, in dem man sich um die Gäste einen Teufel schere, er wolle sofort — sofort! — Herrn Blode sprechen. Das Mädchen sah ihn verwundert an und enteilt.

Nach geraumer Zeit erschien der alte Blode in der gewohnten Aufmachung. Der nervös gewordene Gast musterte ihn aufs Höchste überrascht und fuhr ihn schließlich an: „Sind Sie Herr Blode?“

Dieser begann nun seinerseits den Gast sehr aufmerksam von Kopf bis Fuß zu mustern und sagte nach einer sehr wirkungsvollen Pause mit gewohnter Bierruhe: „Ja — und? —“

Darauf legte A. los. Was das hier für ein Saubetrieb sei! Man käme als wohlgenommener Gast hierher, „nach einer anstrengenden Reise zu Lande und zu Wasser staubbedeckt und bis ins Innerste müde“, stehe hier stundenlang herum und werde dann behandelt, als sei man irgendwer . . .

Diese Bemerkungen gerieten dem alten Blode in die falsche Kehle. Er wisse von nichts, wisse auch gar nicht, um wen es sich eigentlich handele. Und, nach Aufklärung, die mit zornbebender Stimme vorgebracht wurde: Ja — so — der Name sei hier unbekannt und er wisse auch nichts von einer Voranmeldung. — Was stimmen mochte. Solche Angelegenheiten erledigte das Büro in Gestalt seiner Tochter, aber es klang reichlich aufreizend und war auch sicherlich so gemeint.

Nun standen sich die beiden alten Herren mit zornroten Köpfen gegenüber und maßen sich mit funkelnden Blicken. Für die zahlreichen Zuschauer ein prächtiger Anblick.

„Wie man hier als Gast behandelt wird, spottet jeder Beschreibung“, stieß A. mit tremolierender Stimme hervor. „Wenn es sich um einen x-beliebigen jungen Mann handeln würde, ließe man es sich noch gefallen. Aber ein Mann meines Alters . . .“ Hier verschluckte sich der Redner und schwieg empört. Er hatte wohl hinzufügen wollen: „und meiner Prominenz . . .“

„Wie alt sind Sie eigentlich“, fuhr er auf Blode los.

„Sächundsächzig!“ Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. „Und Sie???“

„Dreißundsechzig!“ antwortete A. pikiert.

Darauf Blode, sehr nachdrücklich und ungeheuer verächtlich: „Schnoddernees!“ — Sprach's und schlürfte unter dem schallenden Gelächter der amüsierten Zuhörer langsam davon.

Wutschnaubend verließ A. das Lokal und zog in den „Kurischen Elch“ zu Blodes litauischen Konkurrenten. Freunde bereinigten jedoch die Kontroverse, so daß A. noch am selben Tage seinen allerdings wider Erwarten nicht gerade triumphalen Einzug in das Haus Blode halten konnte. Er war großzügig genug, die Geschichte überall zu erzählen und dabei über sich selbst herzhafte zu lachen. Aber der alte Blode hat auch in der Folgezeit die hingestreckte Hand des A. oft genug geflissentlich übersehen . . . Zu seinen „Freunden“ durfte A. sich nicht rechnen.

*

Eines schönen Morgens erschien A., ansonsten ein Langschläfer von Format, ungewöhnlich früh auf der Sonnenterrasse und geriet sofort in stürmische Begeisterung.

Haff, in der Sonne leuchtende Dünen, grüne Niederung, die markante Windenburger Ecke mit dem schlanken Leuchtturmchen vor der Mündung des Rußstromes breiteten sich in überirdischer Klarheit und einer zauberhaften, duftigen Schönheit vor den erstaunten Augen aus. Zahlreiche schneeweiße Möwen zogen in blitzschnellen Schwüngen

über den seidig blauen Himmel und stießen schrille Rufe aus. Von Zeit zu Zeit fuhr eine gelinde Brise über die Wasserfläche und teilte sie in dunkelblaue, unruhig blitzende und funkelnde Inseln und stille silbrig glänzende Seen, in denen sich die frohe Sonne spiegelte. Weit draußen glitten zahlreiche Kurenkähne mit weißen Segeln dahin wie eine Schar lautloser Wassergeister. Die Fischer von Nidden und Pillkopen kehrten von ihrer anstrengenden Nachtarbeit in den Hafen zurück.

Während A. in lautstarker Begeisterung über diese herrlichen Dinge sich förmlich überschlug, saßen einige Gäste stumm vor dem Frühstückstisch und lauschten ein wenig bekümmert dieser heillosen Suada. Der alte Blode stand an der Terrassenbrüstung, schaute auf das Haff hinaus und tat so, als sehe und höre er nichts.

Plötzlich entdeckte der zapplige A. das nachgerade berühmte Fernrohr des Hauses Blode. Es war dies ein gewichtiges uraltes, doppelt langes Schifferglas mit gewaltigem Auszug, das seinen angestammten Platz an einem Nagel neben der Terrassentüre hatte. Der Benutzer war streng gehalten, es sofort nach Gebrauch wieder an den Nagel zu hängen. Vater Blode konnte recht unangenehm werden, wenn ein Gast es achtlos liegen lies. Übrigens verständlich.

Dieses Fernrohr entdecken und darauf zustürzen, war für A. eins! Er riß es vom Nagel, preßte es aufgeregt vor die Augen, richtete es in seiner heftigen Art nach links, nach rechts, nach oben, nach unten, und nun schollen seine Begeisterungstürme auf Windstärke zehn an. Dabei wandte er sich ausschließlich an Blode . . . Der aber starnte geradeaus und — schwieg.

Schließlich riß A. der Geduldssaden. Herausfordernd trat er auf den alten Blode zu, schwang das Fernglas wie eine Trophäe hoch in die Luft und rief: „Ah — Papa Blode! — das ist ja ein ganz köstliches Glas! Damit kann man ja direkt erkennen, was der Koch in der Kombüse kocht . . . Sagen Sie, Papa Blode, kann man das Glas nicht mal auf die Hohe Düne mitnehmen? Von dort aus sieht man ja zuweilen 'n richtiges Kriegsschiff über den Horizont schaukeln. Ich möchte gern sehen, was die Herren Offiziere in ihrer Messe speisen.“ — Es klang reichlich malitiös.

In gewissen Dingen verstand der alte Blode keinen Spaß. Und so sagte er, in breiter ostpreußischer Mundart langsam skandierend:

„Ich habe Bi-ärrgläserrr, ich habe Wa-ingläserrr, ich habe Schnapsgläserrr, aber ich habe nur äin Färrnglas — und das bekommen Sie nicht!“

A. erzählte diese Geschichte später in Königsberg selbst und zog damit die Lacher auf seine Seite. Aber so lange er noch zu leben hatte und so oft er auch nach Nidden wieder hinausging — seine uneingestandene Liebe zum alten Blode blieb einseitiger Natur.

Er starb übrigens 1933 durch eigne Hand. Lebhaften Geistes, wie er nun einmal war, und ein Mensch von edler Natur, sah er sein eigenes und seiner Artgenossen Schicksal voraus und entflohm ihm auf diese Weise . . . Er war Jude.

*

Von den unzähligen Anekdoten, die über den alten Blode kursierten, sei hier noch eine letzte gebracht, obwohl sie nicht ganz „stubenrein“ ist. Aber sie hat den Vorzug der unbedingten Wahrheit und außerdem charakterisiert

sie den Alten aus Nidden und seinen trockenen, unerschütterlichen Humor, der allerdings zuweilen recht derb war, auf treffliche Weise.

Ein junger Arzt traf bei Blode mit seiner sehr zarten Freundin zusammen. Am ersten Morgen saßen sie frühzeitig auf der einsamen Sonnenterrasse und frühstückten, ganz in sich und den Anblick der reinen Natur versunken. Die junge Dame war reizend angezogen. Zu einer duftigen weißen, enganliegenden Bluse trug sie eine dunkelblaue, brillant sitzende Männerhose, ein für damalige Verhältnisse ziemlich auffallendes, aber fraglos recht kleidsames Strandkostüm.

In dieses blühende Idyll schlüpfte der alte Blode hinein, wie immer wesenlos vor sich hinstarrend. Der Arzt durfte sich schmeicheln, zu Blodes Freunden zu zählen. Er sprang auf und begrüßte den Alten. Und dann stellte er seine junge Freundin vor.

Blode, an diesem Morgen offensichtlich gönnerhaft aufgelegt, warf einen stehenden Blick auf die zarte Erscheinung und begann sie dann immer aufmerksamer zu mustern. Fast ein wenig lüstern strichen seine Augen von oben nach unten und von unten nach oben, blieben ausführlich an den zierlichen Rundungen haften, die die Gestalt der immer verlegener werdenden jungen Dame gar lieblich umplauderten, bis sein Gesicht plötzlich einen spitzbübischen Ausdruck bekam. Dann sagte er, gewissermaßen zur einführenden Begrüßung, gelassen und sehr genießerisch:

A-ine scheene junge Dame, warrafftigen Chott! Das muß selbst der blasse Neid lassen . . . Aber sagen Sie, Marjellchen, wozu haben Sie eigentlich den Schlitz da vorne in der Hose, den können Sie doch gar nicht brauchen!"

*

Noch ein paar frische, feuchtfröhliche Jahre waren dem alten Hermann Blode beschieden. Mitte der dreißiger Jahre erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr recht erholen konnte. Hilflos saß er im Sessel am offenen Fenster und schaute mit seinen trübe gewordenen Augen hinter der Stahlbrille zum blauen Himmel und zur strahlenden Sonne Niddens hinauf. Die vorübergehenden Gäste grüßten ihn achtungsvoll und vertraulich wie einen Vater — aber er erkannte selbst seine „Freunde“ nicht mehr und murmelte nur noch in altgewohnten Redensarten einige kurze Sätze vor sich hin.

Nicht lange danach starb er — ein Herzensgütiger und als einfacher bäurischer Mensch den höheren Dingen dieses Daseins so besonders Aufgeschlossener — von einer großen Gemeinde tief betrauert. Daß eine solche Erscheinung, wie sie der alte Blode in seiner langsamen und bedächtigen Art verkörperte, sich, ohne es zu wissen oder gar zu wollen, die Seelen bedingungslos unterwarf und damit trotz seines einfachen Wesens zum Mittelpunkt ausgerechnet einer Künstlergemeinschaft wurde, verdient dem Schicksal des Vergessenwerdens entrissen zu werden.

*

Zeitströmungen und Kunstrichtungen

Inmitten dieser unverfälschten Landschaft mit ihrer geschlossenen Einheit von Größe, Wildheit, kraftvoller Ursprünglichkeit, farbiger Zartheit und ihrem einfachen schönen Menschenschlag entstand schon bald nach der Jahrhundertwende die Niddener Künstlerkolonie. Es erhebt sich nun die Frage: War es ein Zufall und nichts mehr, daß man sich in jene weltenferne Gegend zurückzog, daß man begann, die geistige Atmosphäre der Großstädte mit ihren Akademien und Ateliers zu meiden, um abseits des nervösen Kunstbetriebes, ohne die „Zerstreuungen“ der Zivilisation, in der reinen ursprünglichen Natur neue Anregungen für sein



NIDDEN — Gemälde von Max Pechstein
Hier wird das Bild ganz von der großen Kiefer im Vordergrund beherrscht, der sich Kurenkähne, Hall und Haus und Wald unterordnen. Der Reiz dieses Werkes geht von dem körnigen Untergrund aus, der von den transparenten Pinselstrichen nicht völlig überdeckt wurde.

Kunstschaffen zu suchen — sich also nicht zu „zerstreuen“, sondern zu konzentrieren . . . Worauf zu konzentrieren? —

Die Frage Zufall oder nicht läßt sich mit einem klaren Nein beantworten, nur — die Gründe für diesen Zug „Zurück-zur-Natur“ sind durchaus komplexer Art, ihre Benennung ist schwierig. Sie sollen hier nun, soweit es der Rahmen gestattet, betrachtet werden.

Schon Jahrzehnte vor Nidden hatte sich im entgegengesetzten Winkel unseres Vaterlandes ein merkwürdig ähnlicher Vorgang vollzogen: Worpswede. Im Jahre 1884 stand der junge Maler Fritz Mackensen, im Tiefsten „unbefriedigt“ von dem Treiben auf Deutschlands Akademien, als Erster auf dem Weyersberg und entdeckte eine „neue“ Natur — besser: ein neues künstlerisches Verhältnis zur Natur. Mit elementarer Kraft nahm ihn die zwingende „Unwirklichkeit“ der Moorlandschaft gefangen. Ein Zug echter, aus tiefen seelischen Bezirken stammender Romantik war es, der ihn und seine späteren Freunde Hans am Ende und Fritz Overbeck in die einsame unberührte Landschaft hinaustrieb, wo neue Motive und nie gesehene Farbwirkungen die Schaffenskraft erregten. Am schönsten strahlte dieser erdhafteste Trieb von Otto Modersohn und seiner nachmals hochberühmten Frau Paula Modersohn-Becker aus. Hier in Worps-

Angju kalns

O stille Nacht! — Kaum atmen milde Lüfte aus dunklen Wäldern einen kühlen Hauch . . . Reglos der Fidusbäume schwarzer Schatten, durch deren Kronen nahe Sterne blinken. Doch drunten in des Moores weiten Gründen, dicht an dem Schlaf der scheuen Elentiere, erheben geisterhaft sich weiße Nebel und ranken sich mit schleppenden Gewändern um plumpe Büsche und um schlanke Birken. Darüber, seltsam hell, wie das Gewölbe der Sommernacht, ein hoher reiner Himmel . . . Zur Rechten und zur Linken stumme Wasser, in deren Tiefe Sterne still verglimmen.

Nur über Niddens wälderdunklen Bergen kreist unaufhörlich eine Feuermühle mit glühenden Armen über Land und Meer, in deren Strahlen — fahle Totenschiffe — der langgestreckten Dünen Leib erscheint und lautlos wieder in die Nacht versinkt.

Da — schau! am weiten Horizont des Ostens erglüht ein dunkelroter Feuerbrand . . . Und nun hebt auf der volle runde Mond sein Runenantlitz aus den Silberwassern. Rasch steigt das Nachtgestirn zur Himmelsmitte, in seinem Glanz verblissen alle Sterne. Wo Feuer war, wird silberweißes Licht im zarten Farbenspiel der Sommernacht.

Und nun —! welch ein gewandelt Bild vor Augen: Es schimmert Sand, wo vorher grauer Boden . . . Der Fidusbäume Schatten tintenschwarz . . . Doch silberhell erglänzen alle Dünen in Nord und Süd, so weit das Auge geht, verdämmernd in der lichterfüllten Ferne wie einer wehen Sehnsucht Zauberbild.

Die Nehrung gleitet, ein Gespensterschiff, in tiefer Stille durch das blaue Meer . . . Wir gleiten mit. — Es loht der weite Himmel hoch über uns im Glanz der Nachtgefährten . . . Und träumend fahren wir zur Welt hinaus, das Herz in süßes Glücksgefühl gehüllt.

Ernst Melzner

wede wurde ein neues Naturerleben gewonnen und steigerte sich bis zum Mythischen. Nicht ohne tieferen Sinn nannte man diese Künstler später „fromme Erzähler“. — Es war und blieb hochromantische Kunst.

Als letzter gesellte sich Heinrich Vogeler zu dieser Gruppe. Er war es, der in einer Zeit beginnender Auflösung Initiator des berühmten Worpweder Kunsthandwerks wurde, das bis zum heutigen Tage seinen klangvollen Namen nicht verloren hat. Er starb vor wenigen Jahren als Edelkommunist in Sowjetrußland, von seiner neuen Wahlheimat, wie nicht anders zu erwarten, tief enttäuscht.

Unter den gleichen Vorzeichen wie Worpwede stand die weniger bekannt gewordene Dachauer Malschule. Doch soll hierauf nicht näher eingegangen werden, es genügt der Nachweis, daß Nidden offensichtlich kein „Zufall“ war, daß hier wie dort aus einem Zwange des Unterbewußtseins heraus, etwas „Neues“ — „Ganzanderes“ — etwas „Zeitgemäßes“ gesucht wurde, von dem bis dahin keine Malschule und keine Akademie und auch keine der vorvergangenen Kunstepochen gewußt hatte.

Der Hamburger Maler Otto Runge schrieb einmal folgende Bemerkung nieder: „Alles drängt sich zur Landschaft, sucht etwas Bestimmtes in dieser Unbestimmtheit. Ist denn in dieser neuen Kunst nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen, der vielleicht schöner sein wird als die vorigen?“

Was Philipp Otto Runge nicht wissen konnte und weshalb uns, den Nachgeborenen, seine Frage an der Oberfläche zu haften scheint — heute wissen wir's. Um die Jahrhundertwende warf ein neues Zeitalter seine Schatten voraus. Ihr Kündiger war Friedrich Nietzsche. „Seit Kopernikus rollt der Mensch aus dem Zentrum ins X“, so schrieb er, und seit Galileo Galilei setzte sich unter ständig verschärftem Tempo das Weltbild und die Lebenswirklichkeit der Naturwissenschaften durch, alle Widerstände rücksichtslos aus dem Wege räumend. Die alten Götter wurden aus dem „Himmel über uns“ verdrängt, völlig neue Vorstellungen von der Welt und ihrem Inhalt, ihrem Werden und Vergehen brachen durch. Der unausweichliche Druck des Wissenschaftsprinzips beugte, zersetzte, unterjochte, faszinierte jedes und jeden: die Fundamente, auf denen die europäische Menschheit, also der ausschlaggebende Teil der Menschheit, in vielen Jahrhunderten ihre Kultur errichtet hatte, begannen zu wanken. Der Kulturkritiker Sedlmayr nannte diesen Vorgang den „Verlust der Mitte“ und prägte damit ein berühmt gewordenes, wenn auch viel angefeindetes Schlagwort.

Verloren ging die Einheitlichkeit des Weltbildes, die alle früheren Kulturepochen Europas ausgezeichnet hatte, zurück blieb ein den geistigen Menschen tief deprimierendes Gefühl, das über dem ganzen modernen Leben zu schweben scheint — das Gefühl, einer unerhörten und unerfaßlichen Wandlung der Lebenswirklichkeit gegenüberzustehen. Und dies auch und vor allem auf kulturellem Gebiet.

Was sich in der Blütezeit Worpwedens zögernd und noch unsicher ankündigte, wurde schließlich breite, drängende Wirklichkeit: ein allgemeines leidenschaftliches Suchen nach Kunst- und Lebensformen die der neuen Lebenswirklichkeit angepaßt, die „zeitgemäß“ sind.

Dies der tiefste Grund für die vielen „Ismen“ auf dem Gebiete der bildenden Künste, dies auch der tiefere Grund für die Unsicherheit in philosophischen Bereichen, deren neuest „existentialistische“ Lehren in einer schier mittelalterlichen Dialektik und Wortklauberei eines Martin Heidegger und seiner „Philosophie der Angst“ zu versanden scheinen, die so recht zu dieser anämischen Weltdeutung paßt. Hier nur ein Zitat aus „Sein und Zeit“: „Wenn wir das



Am Hafstrand von Nidden —
Gemälde von Max Pechstein

Pechstein war unter den ersten Malern, die schon vor dem ersten Weltkrieg die Nehrung für sich entdeckten. Sofort nach dem Kriege machte er sich wieder nach Nidden auf und gehörte seit 1919 zu den Stammgästen des Hauses Blode. Sein Gemälde ist typisch für den modernen Stil der Expressionisten, die in dieser Elementarlandschaft einen bewußt einfachen Ausdruck pflegen.

Ding in seinen Dingen aus der weltenden Welt wesen lassen, denken wir an das Ding als das Ding... Wir sind die im strengen Sinne des Wortes Bedingten.“ — Nach Kant, Schopenhauer und Nietzsche ein höchst merkwürdiges Schauspiel!

„Das Zeitalter des Nihilismus beginnt, die Wissenschaften werden ihm dienen.“ (Friedrich Nietzsche).

Indes, Bestrebungen wie „Worpwede“, die Düsseldorf „Brücke“, „Dachau“ und schließlich „Nidden“ als jüngstes Kind neuer Gestaltungskunst sind energische und zugleich sehr wirksame Reaktionen gegen die nihilistischen Neigungen unserer verworrenen Zeitepoche, in der Materialismus und mechanistische Weltdeutung triumphale Siege feiern und die Menschheit an den Rand des Abgrundes gebracht haben.

Aus solchen Überlegungen muß folgerichtig geschlossen werden: Nidden, unter spezifischen örtlichen Bedingungen geboren und zu hoher Blüte weiter entwickelt, ist in einem höheren Sinne und — mit zukunftssträchtigen Aspekten als Zeitsymbol zu werten. Hier wie auch an den anderen Kunststätten und in den stillen Atelierstuben der Maler und Bildhauer ereignet sich seit nunmehr zwei Generationen aus tiefem seelischen Bedürfnis heraus ein unaufhörlicher, zäh geführter Kampf gegen die kulturzerstörerischen Elemente einer rationalistischen Zeit, bei dem so man-

che „Richtung“, so mancher Künstler auf der Strecke bleibt. Und hieraus wie aus gewissen Erscheinungen auf anderen Gebieten ist größte Hoffnung für eine fernere Zukunft zu gewinnen. Die These sei ausgesprochen, daß die Menschheit wohl noch nie, solange sie existiert, mit größeren Problemen fertig werden mußte und daß noch nie mit solcher Leidenschaft um ihre Lösung gerungen wurde.

Wäre die Kulturseele Europas, auch heute noch im sog. amerikanischen Jahrhundert ausschlaggebend für den weiteren Weg der ganzen Menschheit, wirklich im Absterben begriffen, erschöpft, wie Oswald Spengler im „Untergang des Abendlandes“ meint — niemals träte dieser leidenschaftliche Kulturwille zutage, vor allem, was wichtig ist, im einzelnen, auf sich allein gestellten Individuum höherer Artung — dieser immer von neuem unternommene kraftvolle Versuch, den inneren Anschluß an die Zeit zu finden. Klar erkennt man, daß neue Wege mutig und opferbereit beschritten werden müssen.

Spenglers Theorie ist „grau“ wie alle Theorie, sie verkennt die lebendige Lebenswirklichkeit mit ihren physiologischen, seelischen und gedanklichen Reaktionsmöglichkeiten, übersieht sie einfach oder achtet sie zumindest zu gering. Ein abstraktes Denksystem auf die Lebenswirklichkeit übertragen heißt sie verleumden, verarmen, demütigen, degradieren. Goethes Antwort auf solche Versuche ist bekannt: „Grau, teurer Freund ist alle Theorie und grün allein des Lebens goldner Baum.“

Der Prozeß einer Neugestaltung mag generationenlang währen — auf manchen Gebieten der bildenden Kunst zeigen sich aber bereits heute deutliche Ansätze für die Konzeption eines neuen Weltbildes und neuer Lebens- und Ausdrucksformen. Von verwerflichen Ausnahmen abgesehen redet die moderne Architektur eine beredte Sprache. Ein Gleiches ließe sich auch von gewissen Richtungen der modernen Musik sagen, und der Expressionismus ist heute schon eine ernst zu nehmende Kunstrichtung — ein neuer Weg, der empfindsamen schöpferischen Seele des Künstlers gewiesen. —

Nidden war immer eine Stätte des reinsten Expressionismus. In ihrer schönsten Blüte wurde sie durch politische Ereignisse zerstört. Aber der Samen, den sie in die Seele einer turbulenten Zeit geworfen hat, fiel auf tief ungepflügten Boden und treibt heute, verstreut über ganz Deutschland, einschließlich der Sowjetzone selbstverständlich, seine reichvariierten Blüten. Man schaue sich beispielsweise die immanenten Ausstellungen jener ostdeutschen Künstler an, die sich in den beiden Gruppen der „Nordostdeutschen Künstlervereinigung“ und der „Ostdeutschen Künstlergilde Eßlingen“ zusammengefunden haben und unermüdet am Werk sind. In der letztgenannten Gemeinschaft sind vorwiegend Sudetendeutsche und Schlesier vertreten.

Blüte und Untergang

Die Entdeckung Niddens als Malerlandschaft begann noch vor dem ersten Weltkrieg. Bald nach 1900 erschienen dort die Mitglieder der Königsberger Akademie Heydeck, Knorr, Heichert, Wolf und Storch. Jahraus jahrein gingen sie in den Sommermonaten dorthin und — hüteten das Geheimnis ihrer Entdeckung.

Zur gleichen Zeit begannen sich auch Dichter und Musiker an dieser reinen,

stillen Natur zu begeistern, sie folgten dem magischen Zuge einer aufbrechenden Generation. Walther Heymann dichtete seine Dünengesänge, Agnes Miegel erfuhr in ihrer schönen Dichterseele Härte und Gefahr, die diese Landschaft für ihre Bewohner bedeutete und schrieb die meisterhafte Ballade von den „Frauen von Nidden“. Humperdinck und Paul Scheinflug fanden hier in tiefer Stille und weitherer Einsamkeit Anregungen für ihre Kompositionen.

Eines Tages traf der Maler Max Pechstein ein, angelockt von den glühenden Schilderungen seiner Freunde. Eigentlich wollte er damals seine später berühmte Reise nach den Palau-Inseln antreten. — Die Wunder der Kurischen Nehrung ergriffen seine feurige Seele, er blieb und schuf im kleinen Blodeatelier Bild um Bild. Und später erschien er mit Zelt und riesigem Malgerät, um seiner Begeisterung für die Dünenlandschaft und ihre Menschen mit dem Pinsel beredten Ausdruck zu geben. Diese Werke wiederum riefen Alfred Lichtwark auf den Plan, die „Brücke“-Kollegen in Düsseldorf merkten auf. Der Expressionist Schmidt-Rottluff erschien und — blieb. Seine farbenprächtigen, ungewöhnlichen Bilder erregten weite Kreise und lockten viele Künstler nach Nidden. Aus Königsberg kamen die Maler Julius Freymuth, Eduard Bischoff, Gerhard T. Buchholz, Alexander Kolde, Arthur Kuhnau, Karl Finke, Daniel Staschus. Die Redeschlachten auf der blodeschen Künstlerveranda, an denen sich vor allem Borschke, Bischoff-Culm und Bertha Schütz beteiligten, fanden im Reich ein starkes Echo. Hier machte auch Fritz Behrend unter lebhaftem Widerspruch der Kollegen seine temperamentvollen Ausführungen über Farbprobleme.

Der Weltkrieg riß Lücken in diese stetig wachsende Künstlergemeinschaft. Sie fand sich aber schon bald nach dem Kriege wieder zusammen und arbeitete, der Notzeit nicht achtend, unverdrossen weiter. Bereits im Herbst 1919 veranstaltete man in Königsberg die erste große Ausstellung — für den, der sie sehen konnte, ein unvergeßliches Erlebnis. Hier in der Kunsthalle

triumphierte die Niddener Kunst mit ihrem Motiv- und Farbenreichtum. Zwar war der Expressionismus damals noch eine ungewohnte und aufregende Kunst-richtung, an der sich wildschäumende Diskussionen entfachten. Aber die farb- und formstarken Werke strömten auf den unbefangenen Betrachter einen eigenartigen Zauber aus: hier wurden neuentdeckte seelische Elemente mit Mitteln einer neuen Kunstauffassung bewältigt.

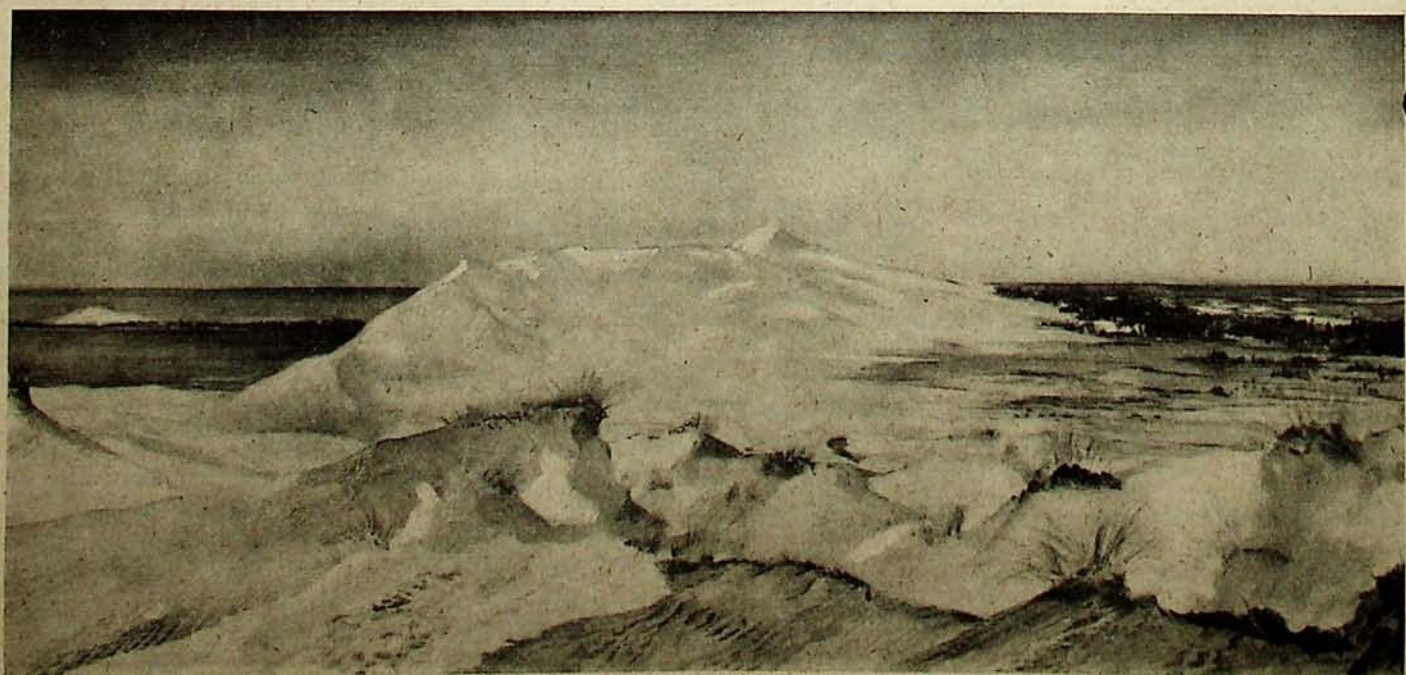
Von diesem Zeitpunkt an rechnet die Breitenwirkung der Niddener Künstlerkolonie. Zahlreiche Maler mit neuen großartigen Intentionen tauchten in Nidden auf. Franz Domscheit schuf seine Fischerbilder, die schier religiösen Charakter trugen. An der Königsberger Akademie lehrte Fritz Burmann, der als gebürtiger Rheinländer einer so gänzlich anderen Landschaft entstammte und vorzüglich unter den Einflüssen italienischer Kunstauffassung stand. Seine damaligen Bilder atmeten strenge akademische Luft. Eines Tages erschien er mit seinen Schülern in Nidden und — rang seither bis an sein Lebensende mit den schier unlösbaren Farbproblemen der Kurischen Nehrung. Wiederholte persönliche Gespräche, oft in seinem Künstlerheim in stillen Abendstunden geführt, zeigten, wie tief betroffen diese echte, und große, idealistische Künstlerseele war. Alte Formideen und Theorien der Farbgestaltung mußten neuen Auffassungen weichen.

Es erschien auch Alfred Partikel und zauberte seine großen Dünenlandschaften auf die Leinwand. Der Königsberger Hans Kallmeyer spezialisierte sich mehr und mehr auf die Darstellung des Urgeschöpfes dieser Landschaft, des Elchs. Er gehörte zu den Künstlern, die sich als „alte Niddener“ betrachten und bezeichnen durften. Auf den Dünen und in den Elchmooren konnte man diesen Unermüdlichen antreffen, immer auf der Jagd nach neuen Motiven seiner erwählten Liebliche. Er gehörte zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Kolonie. Hierzu trug sicherlich nicht wenig sein immer freundliches, hilfsbereites Wesen und sein Sinn für echte Kameradschaftlichkeit bei. Seine Elchbilder haben ihn weithin bekannt gemacht.

Zuguterletzt kamen die Künstler von weither. Der rheinische Maler Karl Knauf baute auf dem „Schwiegermutterberg“ in der Nähe von Blode das erste Künstlerhaus, der Dresdener Maler Richard Birnstengel folgte ihm bald nach. Der Schauspieler Paul Isenfels errichtete auf dem Blodeberg neben dem alten Friedhof ein winziges schornsteinloses Häuschen im Fischerstil und verlieh damit jenem verwunschenen Winkel einen ganz besonderen Akzent, der von den Besuchern Niddens bewundert wurde.

Zu dieser Künstlergruppe stießen aus dem Rheinland Oswald Petersen und Carl Barth, aus München Hermann Geiseler. Der gebürtige Memeler Karl Eulenstein, ein urwüchsiges und unverwüchtliches Talent ersten Ranges, sowie der ebenbürtige Gory von Stryck kamen aus Berlin, wo sie heute noch wirken, und gehörten bald zu den intimsten Freunden Niddens. Sie malten Bild um Bild, aufgereizt durch immer neue Motive einer stimmungsvollen Landschaft. Ernst Mollenhauer, gebürtiger Ostpreuße, wurde hier als Schwiegersohn Blodes für Lebenszeit ansässig, malte kraftvolle Bilder, in denen er in Farben förmlich schwelgte, und bildete für gewisse Künstlerkreise den vitalen Mittelpunkt. Er wohnt heute in Düsseldorf, seinem lebenswürdigen Entgegenkommen sind zahlreiche Künstlernamen und Einzelheiten zu verdanken, die hier aufgeführt werden.

Noch so mancher andere Künstler wäre zu nennen. Indes — was sind Namen, wenn es sich darum handelt, in möglichst großen Zügen Rahmen und Möglichkeiten eines wachsenden Künstlerkreises zu umreißen, Ursprung, Ausdehnung und Wirkung auf eine breite Öffentlichkeit zu zeigen in einer Situation, in der die deutsche Kunst in althergebrachten Formen zu erstarren drohte, weit davon entfernt, jenen Stil zu schaffen, um den der Ostpreuße Lovis Corinth, einer der berühmtesten Maler der vorigen Generation, unter Einsatz aller seiner Kräfte rang und über den er in der Selbstbiographie in seinem einfachen, aber eindringlichen Stil kurz vor seinem Tode schreibt: „Wir wollen der Natur folgen, jeder nach



Große Wanderdüne — Alfred Partikel

Das große Panorama, das alle Nehrungsbesucher verzauberte, der Rundblick vom Hals (links) über die große Niddener Wanderdüne bis zur Ostsee (rechts) ist nicht oft versucht und — gemeistert worden.

Aufnahme: Albert Walsdorf

27

26

seiner Auffassung und seiner Individualität. Alsdann kann es nicht fehlen, daß wir mit heiligem Ernst erreichen, endlich auch eine deutsche nationale Kunst zu besitzen."

An einer nationalen Kunst mangelte es durchaus, dies betont Corinth wiederholt bedauernd, besonders im Hinblick auf seine drei Pariser Studienjahre. Auch spricht er, dessen nach einem Schlaganfall mit der linken Hand gemalten farbenleuchtenden Walchenseebilder den großartigen Charakter seiner Künstlerseele offenbaren, in der Biographie über die Bedeutung des seelischen Elements in der Kunst. Er schreibt:

„Die wahre Kunst ist Unwirklichkeit üben“, und beruft sich dabei auf Shakespeares „Hamlet“ und „Sommernachtsstraum“ sowie auf Goethes „Egmont“. Die Niddener Maler gaben ausnahmslos die farbigen Bilder wider, die in ihrer Seele den Charakter einer Seinswirklichkeit trugen. Das ewige „Grau“ der wolkenreichen westdeutschen Landschaft wich einer tönenden Farbigkeit ostdeutscher Grenzmarkungen.

Was Wunder, wenn schließlich auch Künstler anderer Gebiete, durch den wachsenden Ruhm Niddens angelockt, hier auftauchten, um durch Erholung Anregung zu suchen, die sie für ihre schöpferische Arbeit brauchten. Hier nur einige der bekanntesten Namen.

Die Dichter Ernst Wiechert, Carl Zuckmayer, Paul Eipper, Reinhold Conrad Muschler erholten sich hier vom Zeitgetriebe und gingen, mit neuen Impressionen beladen, wieder an ihr Werk zurück.

Thomas Mann, der hochberühmte Lübecker Patriziersohn, kam zu einem Tagesausflug nach Nidden. Die Schönheit der Landschaft packte ihn. Kurzentschlossen gab er ein Bauvorhaben an der Samlandküste auf und legte noch im gleichen Herbst den Grundstein zu einem Haus auf der Düne am Haff. Viele neugierige Blicke folgten ihm, wenn er steif wie ein Stock auf der Blodeterrasse an seinem zugewiesenen Tisch erschien und hoch aufgerichtet schweigend sein Essen einnahm. Mit ihm kam — leider — der erste Strandkorb nach Nidden. Dort konnte man den Dichter sitzen sehen, in sich versunken, einen Block Papier auf dem Schoß, den Bleistift in der Hand, seinen ernsten verträumten Blick auf das sonnenglitzernde Meer und die weißschäumende Brandung gerichtet. Dr. Faustus und andere Gestalten seiner großartigen späten Romane mögen dort konzipiert worden sein.

Von Musikern wären zu nennen der Orgelkünstler Günther Ramin, dann Isa Vermeeren und der bekannte Berliner Sänger Max Mansfeld. Die Pianisten Alfred Schröder, Conrad Ansorge und Hans-Erich Riebensahm bereicherten diesen Kreis Prominenter mit ihrer Künstlerpersönlichkeit.

Alle diese hervorragenden Menschen liebten ebenso wie die gewöhnlichen Sterblichen die Nehrung innig, kamen immer wieder und bestritten durch Vortrag, Gesang und Spiel, umgeben von den farbenleuchtenden Bildern der Niddener Malerschule, die vielen Kunstsommer im Blodehause — das Ganze ein wahrhaft schönes, interessantes und außergewöhnlich lebendiges Milieu, wie man es an jenem weltfernen Orte niemals hätte vermuten können.

Schließlich verdient noch einer der treuesten Freunde seiner engeren Heimat und Niddens genannt zu werden:

Paul Fechter, der bis vor kurzem in seiner bilderreichen, schönen Sprache Ostpreußen und die Kurische Nehrung warmherzig zu schildern wußte, ehe ihm der Tod den Halter aus der Hand nahm. Auch er war langjähriger Gast im Hause Hermann Blode.

Noch einen besonderen Umstand gab es, der die Mitglieder der Niddener Künstlerkolonie, vielleicht sogar ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, zu einer immer festeren Gemeinschaft zusammenschweißte. Durch den sehr unweisen Versailler Vertrag, der die ganze Menschheit in einen Schrecken ohne Ende stürzte, wurde das Memelgebiet vom Deutschen Reich abgetrennt und litauischer Oberhoheit unterstellt. Hier auf gut deutschem Boden, der 700 Jahre zuvor durch den Deutschen Ritterorden für europäische Kultur und Gesittung erschlossen worden war und seither von einer überwiegend deutschstämmigen Bevölkerung bewohnt wurde, fühlten sich die Freunde der Nehrung, Künstler und Nichtkünstler in ganz besonderer Weise als Angehörige der deutschen Nation. Eine psychologisch nur schwer begreifliche Verblendung des winzigen Ländchens Litauen forderte durch großwahnsinnige Verordnungen und Maßnahmen das Nationalgefühl aller Deutschen heraus. Überfremdung durch eine große Zollstation mit vielen Beamten und deren Familien sowie ein Offizierserholungsheim sollten den unbestritten deutschen Charakter Niddens auslöschen, Litauer hereinlocken und den Fremdenstrom aus den benachbarten reichsdeutschen Bezirken eindämmen. Auf den sandigen Straßen Niddens und am Meeresstrande bewegten sich in Siegerhaltung die „Eroberer“ und verursachten eine scharfe Gegenreaktion, der sie sich auf die Dauer nicht gewachsen fühlten. Mehr „Fremde“ denn je strömten nach Nidden, und Einheimische wie Zugeiste leisteten stillen Widerstand gegen diese wahrhaft lächerlichen Allüren. Der rührige Memeler Landtag mit seiner überwältigenden deutschen Mehrheit reagierte ebenfalls scharf, immun

gegen alle Schikanen der Besatzer. An der Geschlossenheit dieses Widerstandes scheiterten die litauischen Vorrechtsansprüche. Hierzu trug wohl nicht wenig die Tatsache bei, daß in Nidden eine große Gruppe hervorragender deutscher Persönlichkeiten lebte und ihre imponierenden Werke schuf.

Dort spielte sich damals im Kleinen ab, was heute überall in der ganzen Welt unter verschärften Bedingungen üblich geworden ist. — O Menschheit!

Der zweite Krieg beendete zunächst diese unerträglichen Verhältnisse. Die Wandlung war, wie wir erleben mußten, vorübergehender Natur. Heute ist der ganze deutsche Osten von der Oder-Neiße-Linie bis nach Königsberg und Memel von seinen rechtmäßigen Bewohnern unter dem Zwang des verlorenen Krieges entblößt. Zu vielen Millionen leben sie in der Diaspora Restdeutschland, und Nachfahren Dschingis Khan sitzen in der Dünenlandschaft und errichten dort und im Samland Abschlußbasen für interkontinentale Atomraketen. Die Elche sind ausgerottet, fremde Laute erfüllen Ortschaften und Wälder. Verlassen liegen die Dünen, die einstmals zahllosen Erholung suchenden deutschen Menschen stille Freude bereiteten. Asiatische Unkultur, jedem deutlich, der einmal russische Friedhöfe in ihrer grenzenlosen Verwahrlosung erlebte, läßt dieses schöne Land verrotten.

Sehnsüchtig schweifen die Blicke der Heimatvertriebenen immer wieder in die Himmelsrichtung, in der sie ihre geliebte, unvergeßliche Heimat liegen wissen. Ihr Herz ist schwer, und häufig genug mögen Tränen ihre Augen verdunkeln. Aller Gemüter aber bewegt eine unaufhörliche bange Frage: Ist jenes Land, das Land unserer Väter, unsre, unsre Heimat — ist sie auf ewig verloren? Dürfen wir das zulassen, indem wir uns in ein Schicksal ergeben, das unvermeidlich scheint? Sind jene deutschen Politiker im Recht, die nach öffentlichen Äußerungen dazu neigen, aus kalten Verstandesgründen, genannt Politik, über das Leid von



Das Thomas-Mann-Haus

Der große deutsche Romancier kam zu einem Tagesbesuch nach Nidden — und baute hier ein Sommerhaus mit dem mächtigen Schilddach.
Aufnahme: Schapoks

Millionen Deutschen aus Schlesien, Pommern, West- und Ostpreußen hinwegzusehen und vorzeitig und ungebeten zu verschenken, was sie im Gegensatz zu den Ostflüchtlingen nie besessen haben? Darf man auch nur einen einzigen Gedanken an die resignierende Aufgabe heiligen Heimatbodens wagen?

Darf es eine deutsche Irredenta nicht geben, für die gläubigen und heißen Herzens, wenn es sein muß generationenlang, gekämpft wird, so wie Polen durch Jahrhundert und Frankreich durch Jahrzehnte mit allen Mitteln und bitteren Opfern um Gebiete rang, die aufzugeben sie nie bereit waren?

„Es kommen Stunden, wo das erschütterte Gepreßte Herz umsonst in der Hoffnung Land

Sich flüchtet, wo umsonst die erzenen Waffen die Weisheit entgegenstemmt...“
(Hölderlin)

1909 nach Nidden

Aus einer bisher noch unveröffentlichten Selbstbiographie von Max Pechstein entnehmen wir die schon in die Kunstgeschichte eingegangene erste Fahrt des bekannten Malers nach Nidden.

„Meine Wahl fiel auf Nidden an der Kurischen Nehrung. Wie ich in diese Gegend gelangen würde, wußte in Berlin niemand mir verlässlich zu sagen. Auch in Königsberg, wohin ich zunächst fuhr, riet man mir vorerst, es einmal von Tilsit aus zu versuchen. 1909 gab es noch nicht den Dampferverkehr von Cranz bis Memel. Das war mir nur recht. So lernte ich vorher noch die Memelniederung kennen. In Tilsit selbst wurde mir gesagt, daß der einzige alte Raddampfer „Kondor“ zwar wöchentlich einmal im Kurischen Haff hinauf- und hinabfuhr, daß er auch Passagiere zum Aus- und Einbooten mitnehme, ich aber zu spät gekommen sei. Indes ich könne ja sehen von Heydekrug aus nach der Nehrung zu gelangen. Dort sei Wochenmarkt, die Fischer von Nidden kämen herüber, um ihren Bedarf einzukaufen. Also fuhr ich nach Heydekrug, wartete da und füllte die Zeit mit Erkundungsgängen in der Umgebung aus. Zum Markttag erwischte ich auch einen kurischen Keitelkahn, dessen Fischer bereit war mich zu befördern. Er hatte wohl für das halbe Fischerdorf eingekauft, die Ferkel quiekten, die Hühner gackerten, in ihren Verschlägen sicher verwahrt und festgezurt an Deck. Auch eine junge Sterke lugte, auf der windigen Überfahrt etwas ängstlich ob des wacklichen Bodens, den sie unter den Hufen verspürte. Mir selbst war so hoffnungsfroh wie einem Entdecker, der nach Neuland unterwegs ist.

Und ich fand es auch. Eine wundervolle Landschaft mit ihrem harten Menschenschlag, dem der Fischerberuf einen eignen Typ gegeben hatte. Nach längerem Hin und Her erhielt ich Unterkunft bei Martin Sakuth, einem Hünen von einem Menschen mit einem ebenso großen, offenen Herzen. Eine kleine leere Fischerhütte am Haff, die ihm gehörte, räumte er mir ein. Darin konnte ich allein, ungestört von andern Menschen, hausen und arbeiten. So tastete ich mich allmählich in vielen Skizzen an die Natur, die gewaltigen Wanderdünen, an das Haff heran und so erlebte ich zum ersten Male den mich berausenden ewigen Rhythmus des Meeres.

Die Erinnerung an Verlorenes, das innig geliebt wurde, ist ein merkwürdig Ding. Je ungewisser die Aussichten auf Wiedergewinnung, desto leuchtender das Erinnerungsbild.

So nimmt auch die Erinnerung an die verlorene ostdeutsche Heimat allmählich sakrale Formen an. Mehr und mehr wird die Wirklichkeit zum wesenslosen Schemen, und aus der versinkenden Dämmerung schmerzlicher Erinnerungen steigt herauf Eduard Mörikes Orplid, das Land der Träume...

Du bist Orplid, mein Land,
das ferne leuchtet.

Vom Meere dampfet dein besonner Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
Uralte Wasser steigen
Verjüngt um deine Hüften, Kind...
Vor deiner Gottheit neigen
Sich Könige, die deine Wärter sind.“

Ich wurde vertraut mit allen Einheimischen, und sie erschlossen sich mir. Wie sie lebte ich in der Hauptsache von der Ernte des Fischers im Wasser, vom Fisch in jeglicher Form und in jeder Art hergerichtet. Vom ersten bis zum letzten Tag drückte mich kein Schuhwerk, barfuß schritt ich einher, ohne mir etwas Besonderes zu denken. Bis in den tiefen Herbst blieb ich da, und es erfüllte mich mit Wonnen der Besitzerfreude, wenn ich durch morgentlichen Tau vor Aufstieg des Sonnenballes zur Arbeit ging...

Ich zeichnete und malte die Dünen, das Meer, die Wellenlinien, die Wogenkämme, den schäumenden Gischt, die rudernden, gegen die Elemente ankämpfenden, über den Strand trotgenden, Netze flickenden oder im Rettungsboot dahinjagenden Fischer und ihre Frauen und Mädchen beim Bad auf überflutetem Küstensand. Die ruhenden Kähne mit ihren steilen Masten, Wolken und Sturm. Ich konnte nichts voneinander trennen, meine Kunst und die Arbeit als Fischerknecht und die damit verbundenen Freuden...

Ludwig Passarge (1825—1912)

Auf der Düne

Eine Wanderung um die Jahrhundertwende

Ich machte mich auf und ging längs dem Haff, bald am Strande, bald auf der steilen Uferhöhe, nach Norden zu, der Dünenwelt entgegen, in die ich schon vom Dampfboot aus einen Blick geworfen hatte. Die Eichen und Kiefern des Waldes, die man als einen Urwald wohl bezeichnen kann, zeigen die schönsten Formen, so daß ich mir das Entzücken eines Malers denken darf, der hierher käme, um zu studieren...

Ich ging weiter durch das dichte Wacholdergebüsch des Waldes; ich wußte, was ich zu erwarten hatte, und doch, da ich nun an die letzte Waldecke kam, der Wald nach links zurücktrat, einen bewaldeten Cirkus, die Grekinn, bildend, und mir gerade gegenüber ein ungeheurer Dünenwall sich bis in das Haff zur Rechten niedersenkte, da war mir doch zu Mute, als ob sich mir ein Unerhörtes, Unge-

ahntes vor das Auge stelle, etwas so Erhabenes und so Erdrückendes, daß es durch meine Nerven bebte und ich erschüttert stille stand. Und glaube man nicht, daß es ein zufälliger Eindruck von dieser Größe war. Ich behaupte, nachdem ich ruhig geworden, daß ich mit diesem Anblicke nichts vergleichen kann, als den des Meeres oder der Alpen...

Von der Höhe des ersten Hügels, gleich über dem bedrohten Walde, gibt es eine wunderbare Umschau. Nach Norden, bis nach Memel erstreckt sich die unübersehbare Sandwüste, begrenzt von den beiden Meeren. Nach Süden sieht man weit über den Schwarzort Wald, der sich fast eine halbe Meile lang hindehnt, bis dahin, wo sich die Dünen der Nehrung im Horizonte verlieren, wahrscheinlich bis Nidden; ein gewaltiger Anblick.

Über dem Haff zur Linken glänzte die Sonne, so daß die ganze Wasseroberfläche glitzerte und das Auge geblendet den Anblick kaum ertragen konnte, in weiter Ferne verlor sich die Fläche und man erblickte das jenseitige Ufer des Haffs, flach und ohne hervortretende Punkte. Zur Rechten aber über dem tiefdunklen Meere standen Gewitterwolken, die allmählich den Himmel bezogen und nun mit der Sonnenhelle im Osten einen Kontrast bildeten, der schärfer gar nicht zu denken war. Die Nehrung bildete gerade die Wasserscheide. Bald wurde sie in tiefsten Schatten gehüllt, bald glänzte der Dünenrand im grellsten Sonnenlichte.

Wohl befindet sich der Wanderer nur einhundertundsiebzig Fuß über dem Niveau der See; aber nicht die Dinge an sich bestimmen den Eindruck, sondern die Vorstellung von ihnen, und der Fremde wird sich mit eigentümlichen Empfindungen vergegenwärtigen, daß diese Masse, darauf er steht, aus unzähligen Sandkörnern, also aus Individuen besteht, welche aus dem Meere aufgebaut, weitergewandert, sich aneinandergeschlossen und endlich diesen Berg gebildet haben. Ein jedes dieser Körner ist eine Stunde lang gewandert, hat Flügel gehabt, ist von der Luft davongetragen und nach kurzem Leben zu Boden gefallen und von den nachfolgenden Genossen begraben worden. So ruht es jahrelang, erst dicht unter der Oberfläche, dann weiter, tief im Schoße des Berges. Aber wie die Jahre verrinnen, nähert es sich mehr und mehr seiner Auferstehung auf der andern Seite des Berges. Es fällt die Hülle. Der Wind stürzt in den Berg. Wieder das kurze Traumleben.

An dieses Schicksal eines Sandkornes wird der Wanderer gemahnt, wenn er auf der Gipfelkante steht und den Blick ringsum sich schweifen läßt. Dort ein Meer, hier das andere. Ein reiches Fruchmland ringsum bedroht von Unholden, die in den glühenden Nebelduft verschleiert, verschwommen daliegen.

Und die nächste Nähe wird zur fernsten Ferne.

(Aus dem, mit herrlichen Aufnahmen geschmückten Bildkalender „Schönheit der Natur“, erschienen im Obpacher Buch- und Kunstverlag, München).
Libro-Preß

Der Grenzgarten

Heimatkundliche Beiträge aus dem Memelland und den Grenzgebieten
Beilage des „Memeler Dampfboots“

Nr. 9

Mittwoch, den 26. September

1928

Die Geschichte des Dorfes Nidden

Von
Henry Fuchs, Nidden

(Schluß)

Nidden im 19. Jahrhundert: sein kultureller Aufschwung

Ein anschauliches Bild von dem Zustande Niddens zu Anfang des 19. Jahrhunderts hat uns Bachmann entworfen: „Es ist ein Bauerndorf von 31 Feuerstellen, mit einer Posthalterei und treibt Fischerei auf dem Haff, zu Zeiten jedoch auch auf der See. Rahe Sandberge liegen dicht hinter den Häusern und haben schon einen Theil der Einwohner gendhigt, sich etwas weiter nach Norden anzubauen, wo der vorliegende Wald noch einigen Schutz gewährt. Von der Posthalterei und der Schule ist man bemüht gewesen, den Sand durch Jungbäume abzuhalten, an den übrigen Stellen liegen Sandberge vor. Besonders gefährlich sind die Südwest-Winde, weil diese einen ganz flachen Sandberg, der bereits einen Garten des Posthalters verschüttet hat, immer mehr ins Dorf treiben. Im Nordwest liegt noch ein kleiner Wald vor, durch den bisher die Versandung des Dorfs verhindert wurde; jetzt ist derselbe aber zu licht, um einen wesentlichen Schutz zu gewähren, daher die dahinterliegenden hohen Sandberge, die hier mitunter eine Höhe von mehr als 135 Fuß erreichen, immer weiter in denselben eindringen und die Bäume verschütten.“

Wertvoll ist dieser Bericht durch die Schilderung der drohenden Versandungsgefahr. Nur dort, wo Reste des alten Waldes das Vordringen der Sandberge zurückhalten, ist die Versandung durch den Untergrund ihrer Grundstücke nicht zu befürchten. Das war vor allem nördlich von Nidden. Acht Familien verlegten deshalb ihre Wohnstätten dorthin. Struwin (= Amelsenhäuser), nannten sie diesen neugegründeten Dorfsitz. Verschiedene Niddener müssen damals wohl noch weiter nördlich gezogen sein. An der Purwilschen Aue sind wir zu neuer Zeit einige Gehöfte. Durch eine Düne waren sie vom Dorf getrennt. Man betrachtete sie daher als selbständiges Dorfchen und nannte dieses Purwin. Erst 1831 wird es mit Struwin zusammen als zu Nidden gehörig bezeichnet. An Ausdehnung nahm Purwin in den nächsten Jahren schnell zu, weil viele Familien aus Neu-Regeln das damals verandete, hierher kamen.

Den Einwohnern Niddens drohte also zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das gleiche schaurige Schicksal, das ihre Vorfahren vor etwa 100 Jahren erbarmungslos zum Verlassen ihrer alten Dorfstelle gezwungen hatte. Wohin aber jetzt? War doch fast die ganze Nebrung der Versandungsgefahr ausgesetzt. Warum würden die Dänen nicht schiffen? Sollte der Staat kein Interesse daran? Eine allgemeine Versandung aller Nebrungsörter mühte doch die Entvölkerung der Landschaft zur Folge haben. Damit wären Forst- und Fischereierträge dieser Gegend in Verlust gekommen; gestrandeten Schiffen hätte schwerlich Hilfe gebracht werden können; die wichtigste Poststraße hätte ihre Uebernahmungsörter verloren. Durch Versanden des Haffs litte ferner die Schifffahrt. Diese Folgerungen verschleierten wohl den Staat, die drohende Gefahr nach Möglichkeit abzuwenden, zumal damals Mittel und Wege hierfür bereits bekannt waren. Schon 1768 hatte die naturforschende Gesellschaft in Danzig die Preisfrage gestellt: „Welches sind die dienlichsten und am wenigsten kostbaren Mittel, der überhandnehmenden Versandung... vorzubeugen und dem weiteren Anwuchs der Sanddüne abzuwehren?“ Der Willenberger Professor Ellus hatte in Beantwortung der Frage „die Wiederherstellung der zerstörten Kistenwaldungen, vorzugsweise mit Nadelholz, als das einzige Mittel gründlicher Abhilfe bezeichnet und zur Unterstüßung derfallsiger Unternehmungen das in Dänemark auf Seeland und Nord-Fülland vorkommende und dort mit gutem Erfolg angewendete Sandrohr — *Arundo arenaria* — empfohlen.“ Hiermit war der Dänenbau auf den richtigen Weg geleitet.“ Doch der Staat hatte größere Sorgen. Die Unglücksjahre 1806/07 waren hereingebrochen.

Für Nidden begannen die feteigerischen Ereignisse mit dem Durchmarsch des Kaiser-Bataillons von Thünen, das im Oktober 1805 von Memel nach Königsberg abrückte. Im nächsten Monat zogen zwei Kompanien davon längs derselben Straße wieder zurück. Je

nähr die Franzosen kamen, desto zahlreicher wurden hier die Durchzüge. Minister und hohe Staatsbeamte eilten vorüber nach Memel. Die Postkassette wurde dorthin in Sicherheit gebracht. So war den Niddenern die erhöhte Inanspruchnahme ihrer Heeresstraße gewissermaßen ein Spiegelbild des gesamen Unglücks ihres Vaterlandes. Sie wurden sogar Augenzeugen der Not ihrer Königsfamilie. Am 4. Januar 1807, einem Sonntag, nachmittags um 2 Uhr, trafen der Minister von Schröder nebst den königlichen Kindern und einem Teil des Hofstaates hier ein. Sie übernachteten in der Posthalterei. Der k. Komptanz, nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., verglich die Gastlandeinrichtung mit einer Grünlandshütte. Aber doch wurde das Nachlager nach den Anstrengungen der bisherigen Fahrt, wie der Prinzenerzieher Delbrück schreibt, zu einem Fest. Am Montag ging die Reise längs dem Seestrande weiter. Zwei Tage später, vom 6. zum 7. Januar, übernachteten König Friedrich Wilhelm III. und die schwerkranke Königin Luise mit ihrem Gefolge in Nidden, und zwar in der Posthalterei, die, wie oben ausgeführt, dort lag, wo noch heute der historische Krug steht. Die Behauptung Schiffs (c. a. l. S. 140), daß der Krug damals an anderer Stelle stand, ist unzutreffend. Es ist wohl in Vergessenheit geraten, daß das zweite Haus der Posthalterei erst 1812 erbaut worden ist, 1807 also nur ein Wohnhaus war. Schiffs erzählt, nach dem Bericht des Königs, daß die Königin wohl hiesigen Familienangehörigen als Versteckung erzählt, daß die Königin hier mit dem Damaskus ihres Ringerringes die Worte des Psalmisten in eine Feuerschmelze rührte: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß...“ Es ist dieses wohl nur eine Legende, die durch nichts bewiesen, vielmehr sehr unwahrscheinlich, wenn nicht gar ausgeschlossen ist. Als Beweis für die Falschheit wird das Tagebuch der Gräfin von Böh, der treuen Begleiterin der Königin, angegeben. In diesem wird hiervon aber nichts erwähnt. (Ebenso habe ich in anerkannten, zum Teil recht umfangreichen Biographien keine Erwähnung darüber gefunden.)

Die Folgezeit brachte den Niddenern einen abgemessenen Stand. Durch Napoleons Kontinentalblockade waren die Festlandshäfen englischen und schwedischen Schiffen verwehrt. Auch nach Memel durften somit außer französischen nur neutrale Schiffe einlaufen. Außerdem war die Einfuhr fast aller fremden Fabrikwaren und Weine nach Rußland verboten. Diese Maßnahmen hatten einen ausgedehnten gewinnbringenden Schmuggel zur Folge. Heimlich löstete die Seeschiffe im Dunkel der Nacht ihre Ladungen in die Räume der hinausgefahrenen Fischer, die dann die Waren über Nebrung und Haff zu den Bauern auf der Festlandseite brachten, die ihrerseits für das Weitere sorgten.

Große Sorgen und Mühe brachten wieder die Jahre 1812/13. Truppendurchmärsche und Einquartierungen, französische sowohl als preussische, häuften sich. Die Nebrungsbevölkerung mußten die Soldaten versorgen und wußten schließlich kaum, wie sie sich selbst halten sollten. Die vorhandenen Uebernahmungsörter reichten nicht aus. Posthalter Kuwert schuf neue. Er kaufte 1812 die Trümmer des verfallenen Krugens und erbaute damit ein massives Haus. Am Haffufer hatten die Franzosen optische Telegraphen angelegt, „um rechtzeitig die bestmögliche Ankunft einer englischen Flotte signalisieren zu können.“ Während der Befreiungskriege wurden zahlreiche französische Kriegsgefangene über die Nebrung nach Rußland gebracht.

Raum waren die Wunden der schweren Kriegsjahre vernarrt, als ein anderes Unglück über Nidden hereinbrach. Am 3. Juli 1819 brannte mehr als die Hälfte des Dorfs nieder. Auch das Schulgebäude und der alte hölzerne Krug wurden vernichtet. Der Schulhalter Michael Dimhant fand notwendige Aufnahme im neuen Hause der Posthalterei. Nur ein Zimmer konnte ihm abgetreten werden; in diesem wohnte er mit seiner Familie und dieses mußte er gleichzeitig hergeben für den Schulunterricht und zur Abhaltung des sonntäglichen Gottesdienstes. Kuwert erhielt für diesen Raum nach § 3

¹⁷⁾ Der Schiffs Nidden führt noch heute diesen Namen.

¹⁸⁾ Vergl. Beiträge zur Kunde Preußens VI, 302: „Der Bericht (Nidden) ist eine Meile lang von Nidden bis zur Dahnwilschen (= Dahnwilschen) Gde. Der Strand ist theils tief, theils hoch und hat zwei Buchen Parndis und Purwin.“

¹⁹⁾ *Arundo arenaria* L. = *Arumophilla aronaria* Link. (Sandrohr), das heute auf unserer Bördüne mit gutem Erfolg zum Festhalten des Sandes angebaut wird.

²⁰⁾ Bei Erzählung von der Flucht der Königin Luise werden ansehend mehrere zeitlich getrennte Ereignisse zu einem verschmolzen. In der Nähe von Oriskany schieß die Königin die ausgehenden Reife in ein Taschenbuch. In der ersten Uebernahmungsstätte auf der Nebrung war wohl eine Feuerschmelze bedeckt, Nidden war auf der Nebrungstraße zweiter Station getragen und bedeckt, daß die kranke Königin bei der Abfahrt in den Wagen nicht von der Ankunft vor Memel wieder herankommen und getragen werden mußte. Es ist ihm unmöglich, daß sie die Kraft aufbringen konnte, die bekannten Gelehrten von Deved zum Ausbruch gebracht worden ist.

des „Nietz-Contract“ vom 15. September 1819 jährlich fünfzehn Reichstaler „vom 3. Juli ab als an welchem Tage Dimhalt einbezogen, in halbjährigen Raten“. Nach kurzer Zeit verlangte er zwangslos Taler Miete, doch wurde ihm der Mehrbetrag nicht bewilligt.

Vom Schulhaufe war nur der Schornstein übriggeblieben. Um diesen für den geplanten Neubau zu erhalten, wurde er auf Anordnung des Amtes Prütts an Pfarrrer Kempfer in Schwarzort übertragen. „Um diesen nicht Schaden zufügen sollte.“) Auf Grund einer Verordnung der königlichen Regierung sollten die „Einkäfer“ das zum Wiederaufbau der Schule benötigte Holz an. Mit dem Bau wurde aber noch lange nicht begonnen. Pfarrrer Kempfer-Schwarzort gab sich als Schulinspektor die ersonnenste Mühe, diese Arbeiten in Eile zu bringen. Aber nur eine Zurechtweisung von Seiten der Regierung brachte ihm seine fürsorglichen Willen ein. Ihm wurde „bemerklich gemacht, daß er künftig nicht verschiedene Gegenstände — wie gebranntes — in einem Berichte combinieren dürfe, da solches ordnungswidrig, auch ausdrücklich untersagt ist, und er wollte doch gleichzeitig dem Lehrer Schulz in Regeln eine neue Schule schaffen, dem Lehrer Kämmerer in Schwarzort den Viehhof von der Wohnung trennen und die Widmen daselbst vor Verwüstung schützen. — Ein ganzes Jahr verachtete Posthalter Kuwert hat dem Dimhalt die Wohnung gekündigt; er will sein Haus inlandschieben. In einem „elenden Pfänderhause“ findet der Lehrer „ein nothdürftiges Unterkommen“. „So ist die Lage des Schullehrers sehr traurig“, schreibt Pfarrrer Kempfer am 10. Juni 1820 der Regierung zu Königsberg: „die Schule muß unter freiem Himmel einstuweilig gehalten werden. Es ist daher höchst nothwendig, daß mit dem Bau aufs Schnellste vorgegangen werde...“

Am „17. Juli 1820“ wird endlich der Bau an den Maurermeister Johann Jakob Beyer aus Memel vergeben. Er verpflichtet sich, den „Aufbau der Schule in Nidden nach den Bestimmungen... und ausgeführter Zeichnung gut und tüchtig auszuführen... wofür demselben das Licitations Quantum von 518 rthln. 89/100 gr... gezahlt wird.“ Schatz sind die Bedingungen, die der Unternehmer durch den Bauvertrag eingesehen muß: „§ 2. Entreprenour macht sich verbindlich, die zuerst erforderlichen Materialien als Regel und Kalk innerhalb 8 Tagen zur Verfügung nach Nidden bereit zu halten, sobald die Ausführung des Baues solches anzufangen und ganz insofern bis zum 1ten Septbr.: dieses Jahres gänzlich zu beendigen. Sollte dieser Termin nicht eingehalten werden, so fällt dem Entreprenour nicht allein der Schaden, welchen der Bau durch seine Unvollendung erleidet, sondern auch die dadurch ferner nöthige Ausbesserung des Schulbaues zur Last. — § 7. Entreprenour haftet allein für die die gehörige zeitliche und tüchtige Ausführung sämtlicher nach dem Auftrage übernommener Arbeiten mit seinem Vermögen und übernimmt die etwaige Kosten dieses Contracts. Beide Contractanten erklären diesen Duplo...“

Die Gemeinde leistet die Hand- und Spanndienste. Von Windenburg oder Teichenhof auf der Festlandsseite holen die „Einkäfer“ Steine und Lehm.“)

Nach § 6 des Bauvertrages soll „das Entreprisa Quantum in folgenden Terminen prompt in klingender Münze gezahlt werden, als 1/3 der Summe bei dem Anfange des Baues zum Aufsatze der Materialien; 1/3 wenn der Bau zur Hälfte ausgeführt und das letzte Drittel nach gänzlicher Beendigung und erfolgter Abnahme des Baues.“

Die Baukosten waren mit 400 Reichsthalern durch die Brandschuldigungssumme der „General-Feuer-Societäts-Casse zu Prütts“ gedeckt. Der Rest von „118 rthln. 89 gr 6 1/2“ sollte gemäß dem „Rescript der Reg. zu Kön. vom 27ten July (1820)“ von „der Memelschen Inspections-Schulcasse als Zuschuß... hergegeben werden. Demzufolge hatte die Schulcasse

Prütts den baaren Bestand von	30	„	60	Gr
Erollingen	66	„	60	Gr
Uttb. Memel	2	„	20	„ 6 1/2 (Pfenning)
Schwarzort	2	„	20	„ 6 1/2 (Pfenning)

binnen 8 Tagen an den Superintendenten Sprengel einzufenden, damit „die angegebene Summe dem Entreprenour (Unternehmer Beyer) ausbezahlt“ werden konnte.“)

Mangelhaft war die Aussicht beim Bau.“) Trotz des strengen Bauvertrages stellte sich daher bald heraus, daß die Defen sehr schlechter waren.

Als Stall erhielt Lehrer Dimhalt einen einsamen Schuppen, der schon nach zwei Jahren unbrauchbar war. Die Gemeinde mußte ihn mit eigenen Mitteln inlandschieben.

Posthalter Georg David Kuwert hatte inzwischen den abgebrannten Krug unter teilweiser Verwendung des geretteten Balkenwerkes, das wir noch heute im alten Teil der historischen Gaststätte sehen können, wieder aufgebaut. Er war aber stark der Verlandungsgefahr ausgesetzt. Um sich eine sichere Wohnung einzurichten zu können, begann er 1825 mit der Anlage der Niddener Plantage. Der Staat stellte ihm hierfür 50 Hufen leicht bewachsenen Dünengeländes zur Verfügung. Unter Benutzung des Danges seiner 40 Pferde bepflanzte er eine größere Fläche mit Kiefern, Eichen und Birken. Der Tod setzte seiner Arbeit 1827 ein Ziel. Inmitten der angedachten Pflanzung erhielt er in Anerkennung seiner Verdienste seine letzte Ruhestätte. Eine Fichtenhecke und dieses Randwerk beschalten heute seinen Grabstein, der

die Aufschrift trägt: „Primus incoepit Niddensem tristom solitudinem his silva arboribus arbustato“ (d. h.: Er begann als erster die traurige Niddener Einöde mit den Bäumen dieses Waldes zu bepflanzen). An der gleichen Stelle wurde 1866 sein Sohn begraben, der die Pflanzarbeit fortgesetzt hatte, später aber als Posthalter auf dem Festland tätig war.

Dieses war also der Anfang der Dänensiedlung in Nidden. Erst viele Jahre später wurde die begonnene Arbeit vom Staate fortgesetzt. Vorläufig wurde nur für die Erhaltung der Poststraße einige Sorge getragen; denn sie stellte noch immer einen recht oft benutzten Nefsweg vor. Im Juli 1818 besuchte der König Friedrich Wilhelm III. auf der Rückreise von Petersburg und bald darauf das russische Kaiserpaar. In gutem Ruf schied die Straße aber auch in dieser Zeit nicht gestanden zu haben. Im 1800 schrieb der bekannte Niddener Pianke von diesem Nefsweg: „Hier ist nichts als eine ewige Sandwüste, alle 3-4 Meilen eine Poststation, deren Posthalter sich durch Grabstiel auszeichnen“. Ein anderer schreibt sogar: „Wer nicht große Eile hat, möge diesen Weg nicht wählen, er müße denn gerade Gefallen an Jenen grausamen Schrecken der Natur finden, die jedes Herz erschüttern.“) 1817 wurden längs der Nefswegstraße „schwarz-weiß gestrichene Gänge, Halb- und Viertelmeilenangeiger aus Eichenholz“ gesetzt. Sie waren jedoch bald vom Sande überweicht. Zur ungefähren Kennzeichnung des Weges pflanzte man 1827 noch Weidenbäume. Auch diese hielten nicht lange stand. Südlich von Nidden wurde die Strecke später nochmals durch Pfähle bezeichnet. 1839 ging die Nefswegstraße als Poststraße ganz ein. Der gesamte Postverkehr wurde fortan über die neueröffnete Kunitzstraße über Tost geleitet. Hierhin wurden auch die Posthalter von der Nefsweg veretzt, Kuwert von Nidden nach Neßlawischken.

Die fleißige Posthalterei war somit überflüssig geworden, Kuwert verkaufte daher das 1812 erbaute Haus mit dem ganzen Grundstücke und Nebengebäude für 400 Reichstaler“) an die Reg. zu Königsberg. Diese ließ die Mittelwände herausbrechen und schenkte es der Gemeinde Nidden als Besatz. Die zur inneren Einrichtung erforderlichen Kosten wurden nach der Verfügung der Reg. zu Kön. vom 1. Mai 1835 mittels „Ärztlicher Rabinetsordre vom 21. April 1835 ebenfalls als Gnadengeschenk bewilligt. Neben dem Gebäude, durch die Straße getrennt, stand ein Götterstübchen.

Am 8. November 1835 wurde das Gotteshaus, ein niedriges, großes Zimmer, vom Superintendenten Ziegler (1758-1840) aus Erollingen eingeweiht. Einen Geistlichen erhielt Nidden noch nicht. Die Versorgung der Gemeinde lag den Schwarzortler Pfarrern ob (s. o.), und die hiesigen Schullehrer hielten wie bisher Leseschulen ab.

Dies Konfirmanden wählten weiterhin unvorgesetztes „am Unterrichts nach Schwarzort wählern. Die Niddener bemühten sich um Anstellung eines Pfarrers in ihrem Orte. Da für einen solchen aber keine passende Wohnung vorhanden war, bat das Konsistorium die Regierung zu Kön., das Lehramt einem Prediger zu übertragen, so daß dieser im Schulhause wohnen konnte. Die Regierung erfüllte den Wunsch und ernannte zum Nachfolger des Lehrers Engels, der 1847 nach Kaitin veretzt wurde, den Prediger Sylla. Dieser war gewissermaßen zweiter Pfarrer von Schwarzort mit dem Wohnsitz in Nidden und unterschrieb daher „provisorischer Pfarrer“. Als Lehrer genoss er außer entsprechenden Gehaltsbezüge eine freie Dienstwohnung und die Einkünfte aus der Pfarre in Palsina, die noch heute Eigentum der Niddener Schule ist. Er unterrichtete in der Schule täglich, mit Ausnahme des freien Sonnabends von 8-12 und von 2-4 Uhr. Sein Stundenplan trug auf der Rückseite sechs stiftlich-rechtliche „Schulgesetze“, die den Kindern Regel und Richtschnur sein sollten.

1854 wurde Nidden ein selbständiges Kirchspiel, bestehend aus den Dörfern Nidden mit Kurwin, Prell und Perweß. Nidden zählte damals 40 Feuerstellen mit 255 Seelen, Kurwin 7 F. mit 52 S., Prell 12 F. mit 84 S., Perweß 5 F. mit 42 S.“)

1855 wurde Pfr. Sylla nach Memel veretzt. (Verstorben ist er in Stodholm.)

Als zur endgültigen Neubesehung der freien Stelle durch den Lehrer Kaskausky im Dez. desselben Jahres erteilte Lehrer Nohde aus Prell den Unterricht in der Schule. Kaskausky verrichtete auch den ganzen Kirchendienst. Da er dafür aber keine Entschädigung erhielt, blieb er nur zwei Jahre in Nidden. Am 10. Dez. 1857 folgte ihm Lehrer Carl Jarchow. Traurige Zustände fand er vor: gar keine Bücher, keine Lehrmittel, zerbrochene Bänke. Sämtliche anderen Schulen haben schon Inventarverzeichnisse, nur Nidden nicht! So lagte er, mit großem Eifer ging er aber an die Arbeit. Nebenamtlich verrichtete er auch die Gottesdienste und Eintragungen in die Kirchenbücher. Seine Nachfolger waren 1861-63 Pfr. Pipitz, 1863-68 Pfr. Hoffelma.

Zu dieser Zeit wurde die staatliche Verpflanzung der Nefsweg und Festlegung der Wanderdünen äußerst reger betrieben. Besonders musterhaft wirkte der Dänen-Plantageninspektor Franz Epha. Er befolgte anfangs das Verfahren, die Wanderdünen zuerst durch Sandgras festzuhalten und dann durch Kiefern-Ballenpflanzung aufzuforsen, während in den tieferen Teilen Eichen, Birken und Niesern gesät wurden. Seit 1878 wurden dann, was viel erfolgreicher war, Strauchdünen in rechteckige sich schneidenden Reichen angelegt, in die entsprechenden Felder Bergkleeerupflanzungen in Düng gesetzt und die Felder mit Kiefernstrauch gedeckt.“)

*) Schreiben des Amtes Prütts an Pfarrrer Kempfer in Schwarzort d. 2. Mai 1820.

*) Schreiben des Landratsamts vom 10. Mai 1822 an Pfarrrer Kempfer, Schwarzort.

*) Schreiben des Superintendenten vom 19. August 1820 an den Pfarrrer in Nidden.

*) Er war dem Hofbauinspektor Weid in Memel übertragen worden.

*) Ueber die Unterhaltungsarbeiten an der Nefswegstraße zu Anfang des vorigen Jahres, vergl. Schildt, Die russische Nefsweg, S. 70.

*) Kunitz — Gnadengeschenk, das mittels Ärztlicher Rabinetsordre vom 5. Juni 1832 bewilligt wurde.

*) Nach der Einsegnungsurkunde vom 23. Mai 1854.

*) Handbuch des deutschen Dänenbaues, Berlin 1900, Seite 312 ff.

oervollkommen wurde die Dänenbespannung durch Zwergschmied Müller-Königsberg und später durch Gerhard. Man kann diese wohl die Begründer des neuzeitlichen Dänenbaues nennen. Letzterer besaß lange in Niddens den Angli-Kaluz (Schlangenberg) und den Urbotan. Als Unternehmer für die gesamten Gespannarbeiten bei der Dänenbespannung wirkte hier Hermann Blode, der jetzige Hotelbesitzer. — Bevor in Niddens in größerem Maßstabe mit der Dänenkultur begonnen werden konnte, war es nötig, den Fischern das Recht der freien Weide auf den staatlichen Weideflächen zu entziehen. Nach dem Verwaltungsbericht vom 20. Dezember 1860 verziehlichen die Fischerwirts „auf die bisher ausübliche Weideberechtigung für immerwährende Zeiten“. Dagegen erhielten sie das Recht, in der Döfse und im Daff mit den vorgeschriebenen Netzen zu fischen. Die jährliche Zahlung der 5 Egr. für Fischen in der See fiel fort.

Am 21. April 1860 wiederholte sich der Schreckenstag von vor 50 Jahren: fast das ganze Dorf (heutiges Hauptdorf) wurde eingeäschert; auch die Schule wurde ein Raub der Flammen. Versucht wurden nur der Verkauf (Kirche), der Krug und vier Fischerhäuser. Den Einwohnern war es meist möglich, Möbel, Fischereigeräte und bewegliche Gebäudeteile zu retten, weil das Feuer beim vorletzten Laufe (Schelahn) ausbrach und erst nach und nach von einem Strohdach aus nächst folgte. — Um in Zukunft solch ein großes Brandunglück zu verhindern, wurden die Wohnhäuser jetzt in weiteren Abständen von einander erbaut. Da nun natürlich nicht alle Weidste Räume hatten, wurden drei Wirten neue Wohnhöfe in Strudeln (s. o.) angewiesen. So entstand dort die Häuserreihe westlich der Straße. Die Schule wurde erst im nächsten Jahre neu gebaut. Bis dahin unterrichtete Pfarrer Pöhl, Postsekretär Nachfolger, sowohl die die Temperatur gestaltete, in der Kirche. Die baren Dankosten der Schule wurden damals durch die Brandentschädigungssumme und durch die Kaiserliche Gutsstiftung gedeckt.

In den deutschen Einigungskriegen nahmen die Niddener regen Anteil. Die Kriegserklärung von 1870 wurde unter Glodenfäulen feierlich aufgenommen. Sieben Fischer und der Fischmeister zogen als Vaterlandsvorkämpfer mit hinaus. Drei von ihnen hatten sogar die Ehre, der jungen deutschen Flotte zu dienen. Gefallen ist niemand.

Gleich nach Beendigung des Krieges entschloß sich die Regierung zu Königsberg zum Bau eines Leuchtturms auf dem Urbotan. Schon lange war er der Schifffahrt ein Bedürfnis gewesen. Am 21. Oktober 1874 konnte der Turm in Betrieb genommen werden. Seine Höhe beträgt 27 Meter; die Mäne, auf der er steht, ist 51 Meter hoch. 206 Stufen führen dort hinauf. Zum Anstufschaffen der Baumaterialien war eine Bretterbahn angelegt worden. Das Windfeuer des Turmes hat eine horizontale Sichtweite von 12 Seemeilen. Der Leuchtturm dient gleichzeitig als Sturmwarnungshalle.

In der Schule wirkten nach dem Abgange des Pfarrers Pöhl 1873 Lehrer Sperling und Freil vertretungswelse, Pfarrer Jusas 1873—76, Lehrer Nachowidly im Sommer 1876 und von Oktober 1876 bis 1894 Pfarrer Eshernach. Am 1. März 1878 wurde eine zweite Lehrerstelle eingerichtet, jedoch sollte vorläufig noch ein zweites Klassenzimmer. Die zweiten Lehrer führten den Titel Hilfslehrer. Ihr Einkommen bestand aus freier Dienstwohnung, 80 Rubelmonat „weilch Klobenholz“, 340 Mark jährlich in baar, wovon die Schullosse 120 Mark, das übrige der Staat zu zahlen hatte. Der erste Hilfslehrer war Otto Pöhlmann. Ihm folgten 1883—85 Emil Wallter, 1885—89 Max Rothmann, 1889—93 Karl Anlat. Lehrer war der erste Organist in Niddens.

Pfarrer Eshernach hatte sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Niddenern ein neues Gotteshaus zu schaffen. Da der Verkauf nach Entsernen der Mittelwände von außen keine Strebeziegel als Säulen erhalten hatte, war er so schwach und baufällig geworden, daß er aus seinen Fugen zu gehen drohte. „Jetzt ist das Gebäude“, so schreibt der Gemeindevorstand am 3. Dezember 1878 an den Kaiser, „an der Nordseite mit hölzernen Stützen gestützt, aber gerade die Untermauern sind so schlecht, daß Masse und Schute durch dieselben durchdringen. Auch dringt bläuelen... das Schneewasser in die Kirche, auf Rangel, Mlar... es wäre Verschwendung, an dem alten, aus schlechtem Material erbauten Gebäude noch erhebliche Reparaturen anzuwenden zu wollen, was doch nur ein Nothbehelf für wenige Jahre wäre... Die Bewohner aus eigenen Mitteln bis jetzt 700 Mark aufgebracht... Neubau... Gnadengescheit...“ Nach unzähligen Hin- und Herbewegungen kamen die zuständigen Behörden zu der Überzeugung, daß ein Neubau notwendig sei. Durch Kollekten und Sammlungen wurde der Hausfond vermehrt. Er beträgt jetzt, so schreibt Pfarrer Eshernach Ende März 1882, „6000 Mark in 4% Preuss. Pfandbriefen...“ Viermal im Jahre werden freiwillige Sammlungen hier im Dorfe (die Presser und Perweller geben nichts) abgehalten, die auch ein Paar Hundert Mark jährlich einbringen.“ Die Bau summe war auf 3000 Mark veranschlagt. Wieder nach zwei Jahren (1884) entschloß sich die Gemeinde, ein Darlehen von 2000 Mark aufzunehmen. Dann folgten wieder viele, viele Bitten, Gesuche, Vor schläge und Proteste. Am 13. Juli 1887 endlich erliebe die Gemeinde das lang ersehnte Glück der Grundsteinlegung zur neuen Kirche. Noch im selben Jahre konnte die Kirche eingeweiht

werden. „Dann waren aber die Ausgaben erschöpfend...“ Die Ausgaben wurden ungehalten, daß die Ausgaben größer waren als zu Beginn angenommen wurde. So schrieb das Konfessionsamt im Juli 1888: „Die gemachten Kirchengelder sind für die arme Kirchengemeinde zweifellos ein Luxus...“ Pfarrer Eshernach wird für die Mehrerhebungen aufzukommen haben.“ Verschiedene Ausgaben sollten schnell rückgängig gemacht werden. Daraus wird berichtet, daß Fenster, Glode, Turmfreuz usw. bereits aufgestellt worden sind, und Pfarrer Eshernach erbittet ein weiteres Gnadengescheit, damit er nicht „zum Doul für die unsägliche Arbeit, die... (lsm) das Beschaffen und Einsetzen der die 13000 Adressen, wie der Mitteilungen über die einzelnen Gaben...“ noch gezwungen werde, die Mehrkosten für Chorfenster und Glode im Betrage von 608 Mark zu ersehen.“ Am 19. Oktober 1888 wurde die Kirche eingeweiht. — So konnte Pfarrer Eshernach nun mit Befriedigung auf sein vollendetes Lebenswerk schauen. „Dat ihm auch niemand mit rechtem Verständnis für seine Arbeit gedankt, am allerwenigsten seine Gemeinde, so konnte er doch am 1. April 1891 mit dem Bewußtsein, etwas Herrliches geleistet zu haben, in den Ruhestand treten.“ Gleichseitig mit dem Bau der Kirche hatte Pfarrer Eshernach Pläne für die Errichtung einer zweckmäßigen Schule nebst Lehrerwohnungen entworfen. — Dank gebührt ihm auch für seine Armenpflege. Nach dem großen Fischereigrundgesetz von 1881 veranfaßte er unermüdlich Geldsammlungen und ruhte nicht eher, als bis wenigstens die größte Not gelindert war.

Zur Verbindung Niddens mit der Außenwelt bestand seit langem eine Postagentur. Schon 1848 wird sie als zum Postamt Memel gehörig genannt. Dem Personen- und Frachtverkehr diente seit 1858 der Dampfer Friedrich Wilhelm IV., der regelmäßig zwischen Memel und Graudenz fuhr. In Ermangelung eines Hafens oder Anlegesteges hielt er vor Niddens auf offenem Daff. Der altbekannte Fischerwirt Frh Fröse besorgte das Ein- und Ausbooten. Ernst ließ sich fahm, der auch die Postkassen übernahm, mit dem Dampfer zusammen. In der darauf folgenden Vernehmung fiel sein zum gestellten Wort gewordener Ausdruck: „Die Post, die lert sich nicht!“

1885—89 wurde den Fischern ein Hafen als sichere Liegestelle für ihre Boote gebaut. Als Dampferanlegestelle konnte er jedoch nicht dienen.

Die wachsende Kultur und Bevölkerungszahl (1830 = 235 Einwohner, 1846 = 265 E., 1871 = 515 E., 1885 = 630 E., 1895 = 701 E.) bedingte 1886 die Einrichtung eines besonderen Amtsbereichs in Niddens. Schon seit dem 20. März 1879 bestand bereits ein Schiedsgericht.

Eine wichtige Kulturerrungenschaft bildete auch die Anschaffung einer großen-Prudfeuerprobe im Jahre 1890.

1867 war die zweite Gastwirtschaft gegründet worden. Einem kleinen Kramladen stellte sie zunächst vor, für 200 Mark durch Friedrich Blode, den Vater des jetzigen Besitzers, von Perimann erworben. Das war der Anfang des heutigen vielgenannten Dolets Hermann Blode. In Ende des Jahrhunderts zählte Niddens bereits vier Gasthöfe. Der Ort umfaßte damals (1896) 76 Wohnhäuser.

Entsprechend war die Schölerzahl gewachsen. Sie betrug zur Zeit des Lehrers Stimmal, der nach Anlat von 1863—68 als 2. Lehrer amtierte, 112; davon kamen auf die 1. Klasse 61 und auf die 2. Klasse 51 Kinder. Der Schulbesuch war regelmäßig. Es wurde nur in deutscher Sprache gelehrt. Pfarrer Eshernachs Nachfolger wurde im Oktober 1894 Pfarrer Jupp, der bis 1903 hier blieb. In seiner Zeit wurde (1895) für die zweite Klasse ein besonderer Raum gemietet. Im gleichen Jahre wurden das Dänenhaus und das Leuchtturmbeamtenhaus, die in kommunaler Verziehung zum städtischen Gutsbekir Kloofen gehörten, in den Schulverband Niddens einbezogen. Stimmal's Nachfolger war Lehrer Frischmann.

Einen weiteren Fortschritt in kultureller Beziehung bedeutete für Niddens die Niederlassung eines Arztes. Dr. Richter war der erste.

In jene Zeit fallen die Anfänge des Niddener Badelebens. Einer der allerersten Sommergäste war der Kaiser Wilholf-Culm.

So hat Niddens sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts aus einer armenlichen, öden Fischerndelassung zu einem kulturell hochstehenden Dorf entwickelt.

Eine Kriegergrabstätte in Litauen

An der Kreisstraße von Kurshany nach Telsche liegt hinter dem Städtchen Enkult liegt im Tale der Wilwita das Gut Kurshany. Der schöne Gutspark mit anschließendem Meserhofswald und das an dieser Stelle gestaute, einen See bildende Fischweh verleiht diesem Fleckchen Erde jene Reize, die den Wanderer unwillkürlich zu längerem Verweilen veranlassen. In dieser mit so viel Naturschönheit gesegneten Landschaft erinnert eine kleine Stelle auf einer grasigen Erhebung, das sich in den Kriegsjahren zutrau. Die Stelle liegt in der Wegekreuzung nach Worny beim Parke hinter vier großen Bäumen, unter deren Schatten ein baufälliges Muttergotteshäuschen steht, wie man es in Litauen überall antrifft. Nichts über

*) Wieder die Ausführung der Dänenbespannung veral. „Unsere Rechnung von Studenten Kubofus“, abgedruckt im „Memeler Dampfboot“ von 1924 Nr. 221, 222, 223, 224.

*) Beim Herrn hießen: Hans Welf, Friedrich Schulz, 2. 3. Petzold, Wilhelm Druschpall, Johann Höge, bei der Flotte: Johann des Gaudes, Fischmeister Erdmann Ekelwisch.

*) Am 2. Juni 1919 ist er in Königsberg gestorben, nachdem er 1916 noch einmal auf einen Tag nach Niddens herübergekommen war, um von seiner letzten Kirche Abschied zu nehmen.

*) Veral. Bericht des „Memeler Dampfboot“ im Dezember 1924. Frauen hatten bei dem Ereignis ihren Gatten verloren, dreizehntausend waren Waisen geworden.

... und hundert denigen ...
 ... meistenten Fahrer einer Magazinspartiesonne, die am
 28. Juni 1916 von einer größeren hinter die deutsche Front geratene
 ... gefangen genommen und nachher bis auf den
 ... in Leder gewahrt wurden. Als vor kurzem er-
 ... zürnter nur einige verfallene Holzstreu und kleine Hügel an fernen
 ... Ereignis. Heute umgibt die Ruhestätte von zwei Seiten
 ... eine massive Mauer aus Findlingssteinen. Die Felsfläche ist mit
 ... einem zierlichen ein Meter hohen, sauber mit Nadeln bedeckten Wall und
 ... Graben begrenzt. Wo die morschen Holzstreu waren, stehen jetzt
 ... saubere Kunststeinkreuze mit gemalteter schwarzer lackierter Aufschrift.
 ... Ein schweres eisernes Tor bildet den Eingang zu der Anlage.

Einmal, schlicht und gut hat die deutsche Heimat die letzte Ruhe-
 stätte ihrer Söhne hergerichtet und sie dadurch für Jahrzehnte vor
 dem Verfall bewahrt. Das Muttergotteshäuschen ist jetzt nicht mehr,
 ein schwerer Sturm hat das morsche Häuschen bezwungen. Der Bes-
 serer des Gutes will ein anderes aufstellen lassen. Jeder Deutsche,
 der dort an dieser Stelle vorüberkommt, wird nicht achtlos vorbeis-
 gehen, sondern beim Betreten der Anlage seiner auf so grauenvollen
 Weise gefallenen Brüder in einem stillen Gebet gedenken. D. E.

Ein Haus- und Heilpflanz

Im Kreise Vögelein, vielleicht auch in den anderen Kreisen, findet
 man nach dem Weltkrieg in manchen Haushaltungen in einer Schale
 auf dem warmen Herd oder Ofen einen Pflanz, der gegen fast alle
 Krankheiten helfen soll. Dieser Wunderpflanz läßt sich sehr leicht auf
 einem schwachen, etwas gesüßten Teeabguss ziehen. Er bildet über
 dem Abguss eine dicke, wulstige, grauweiße Masse, die einen fetten,
 anfeuchtlichen Duft verbreitet. Dient man davon ein Stückchen auf
 einen fetten, süßen Teeabguss, so entsteht bei genügender Wärme
 bald an der Oberfläche eine feine, durchsichtige Haut, die aber schnell
 blickt wird, den Teeabguss in Wärmung bringt und ihm dadurch einen
 säuerlichen Geschmack gibt. Dieser Abguss wird nun als Mittel gegen
 Kopfschmerzen, Magenbeschwerden, Halsentzündungen usw. getrunken.

Im Kosmos, Handwörter für Naturfreunde, berichtet ein
 Dr. W. über diesen Pflanz. Hiernach stammt er aus Ostland, wo man
 ihn in den meisten Häusern als unaltes Hausmittel findet. Ein
 Nachbar schenkt ihn dem andern, und er hat sich von Generation zu
 Generation vererbt. Vor dem Kriege wurde er auch auf den
 Märkten in Alaska selbständig und fand reichlichen Absatz. Die Letzten
 nennen ihn „brinam-ssono“.

Es ist bisher noch nicht gelungen, ein spezifisches Bakterium in
 Melnkultur abzusondern. Der Erreger der Wärmung gleicht dem Hefe-
 ... er hat einige Besonderheiten, die ihn von diesem un-
 ... das dabei beobachtete enge Zusammen-
 ... Zusammenarbeiten dieses unbekannten Hefepflanz mit dem
 ... = essigsaures Bakterium, betrachtet werden. Nur
 ... beide sich zusammensetzen, entsteht eine Wärmung der eben be-
 ... Die neuere bakteriologische Forschung über den
 ... hat besonders auf die Tatsache hingewiesen, daß es
 ... um die gleiche Pflanz handele, der im Innern
 ... des Nationalgetränktes „Kwas“ verwandelt
 ... zumal er sich auch hier immer nur in Verbindung mit dem
 ... nachweislich läßt. J. Schwarz.

Aus Großvaters Jugendzeit

Memeler Tagesneuigkeiten vor fünfzig Jahren

Großvaters Zeitung

Unsere Zeitung hat, wie alle ihre Schwestern, im Laufe der Jahr-
 zehnte ihr Gesicht mannigfach gewandelt. Eine Tageszeitung, die in
 erster Linie für die Bedürfnisse der Gegenwart geschaffen ist, darf
 eben darum nicht allzu hart an überlebten Formen festhalten, wenn
 anders sie als Chronik und als Spiegel ihrer Zeit gelten und bei
 ihren Lesern Anklang finden will: so, wie das „Memeler Dampfboot“
 jetzt vor uns liegt, ist es das Produkt einer langen Entwicklung,
 die auch heute noch nicht abgeschlossen ist und zuverlässig niemals ab-
 geschlossen werden wird.

Das „Memeler Dampfboot“ aus den Tagen der Großväter hatte
 ein bedeutend kleineres Format. Es erschien damals meist
 sechsseitig und enthielt keine Sonderbeilagen, in denen be-
 stimmte Interessengebiete zusammengefaßt waren. Man legte augen-
 scheinlich damals noch nicht besonders großen Wert auf be-
 stimmte Ordnung des Stoffes. Das wurde wohl auch vom Leser
 kaum gefordert, denn er hatte, obgleich es in den Gründerjahren nicht
 immer genügend zugänglich, noch mehr Zeit zum Lesen als heute und
 mag wohl mehr die sechs Seiten von Anfang bis Ende geduldig durch-
 wandert haben. „Fette“ Überschriften und schlagwortartige Untertitel
 einzelner Artikel, die schon beim Überfliegen der Seiten kurz an-
 geben, worum es sich im Folgenden handelt, waren noch unbekannt.
 Das gesamte politische Material eines Tages wurde in Form eines
 zusammenhängenden Aufsatzes, der oft mehrere Spalten lang war,
 ohne klare Einteilung dargeboten. Alle sonstigen Nachrichten zeigten
 am Anfang nur in festerer Schrift ihren Herkunftsort, ließen aber
 im übrigen erst bei der Lesart erkennen, welcher Art ihr Inhalt
 war. Die Texte wurden Spalte für Spalte von oben nach unten an-
 „bergereit“, man konnte weder den „Heute-Nachricht“ noch die
 ...

... Teeabguss erhält einen säuerlichen-Geschmack.

... in sogenannt „Kästen“, durch welche die verschiedenen
 Stoffe leicht schließ voneinander getrennt werden. Auch fand
 der Leser die händlichen Rubriken, wie etwa „Provinz“ oder „Volkes“,
 nicht immer an der gleichen Stelle des Blattes. Sie tauchten bald im
 Hauptblatt, bald in der Beilage auf.

Wenn wir in den alten, veralteten „Memeler Dampfboot“
 unserer Großväter blättern, so empfinden wir recht deutlich, wie die
 Zeitung ein Stück Weltgeschichte ist, geschrieben und veröffentlicht in
 lässlichen Besetzungen: die Punkte, um die sich vor 50 Jahren das
 politische Interesse kristallisierte, waren der russisch-türkische
 Krieg, die Anfänge der Sozialistenbewegung und der Kulturkampf.
 Im lokalen Teil wurde schon damals viel und eingehend über
 das Vereinsleben berichtet, von Kongressen, vom Theater usw.
 ... die sich „Fremden-Report“ nannte und in
 der die in den Hotels abgestellten Gäste aufgeführt wurden, unter
 denen viel besonders viel baltische Edelente und sächsische Kaufleute
 aus Ausland finden. ... gab es noch nicht
 die neuesten auswärtsigen Nachrichten waren zunächst, damit
 man sie möglichst schnell bringen konnte, meist kurz gehalten, da den
 Redaktionen weder Telefon noch Radio, sondern nur telegra-
 phische Depeschen zur Verfügung standen. Erst einige Tage
 später brachte dann eine briefliche Übermittlung weitere
 Einzelheiten. Der Technik und dem Sport wandte man in bren-
 nenden Kreisen noch keine Aufmerksamkeit zu, und wir finden daher fast
 nichts davon in der Zeitung. Die populärsten Sportvereine, die es da-
 mals gab, die Turnvereine, sind bestenfalls gelegentlich mit dem Be-
 richt eines — Sommerfestes oder Tanzkränzens vertreten. Vom
 Instrumentelle, der auf seine Art in ähnlicher Weise, wie der redaktio-
 nelle Teil den Geist der Zeit widerspiegelt, wurde schon früher an
 dieser Stelle einmal gesprochen.

Wie wir sehen, war also das „Memeler Dampfboot“ damals, gleich
 allen Zeitungen, in seinem Inhalt nicht entfernt so vielfachstaltig wie
 jetzt. Etwas deutsche und europäische Politik, ein paar Depeschen,
 einige Memeler Neuigkeiten, ein Roman oder eine Novelle und aller-
 lei Lokalnachrichten aus der Provinz und den größeren Städten:
 das war alles, und man war zufrieden damit. Auch gingen die Artikel
 noch nicht so weit, wie im Zeitalter des Freigeistes und des Nord-
 funkes. Nur selten hören wir etwas aus Asien, Afrika oder Amerika.
 Und selbst dann handelt es sich fast immer nur um politische An-
 gelegenheiten mit unmittelbaren europäischen Beziehungen. Es galt
 auch noch nicht, eine in ihren Interessenkreisen sehr vielgestalt-
 lige und alle Schichten der Bevölkerung umfassende Lesermenge
 zu befriedigen. Hauptächlich kamen als Abonnenten die kleinen und
 mittleren Mätr in Frage. Der Verleger konnte sich schwerlich eine
 Zeitung leisten, dem Bandwirt genähle meist kein Jahresabonnement
 und der Abonnentenliste und der Großkaufmann hielt in erster Linie die
 anständigen Großstadtblätter, die im Instrumentelle des „Memeler
 Dampfbootes“ fortwährend annehmlichen wurden, während ihm dieses
 selbst nur im Hinblick auf Memeler Neuigkeiten von Interesse ge-
 wesen sein mag.

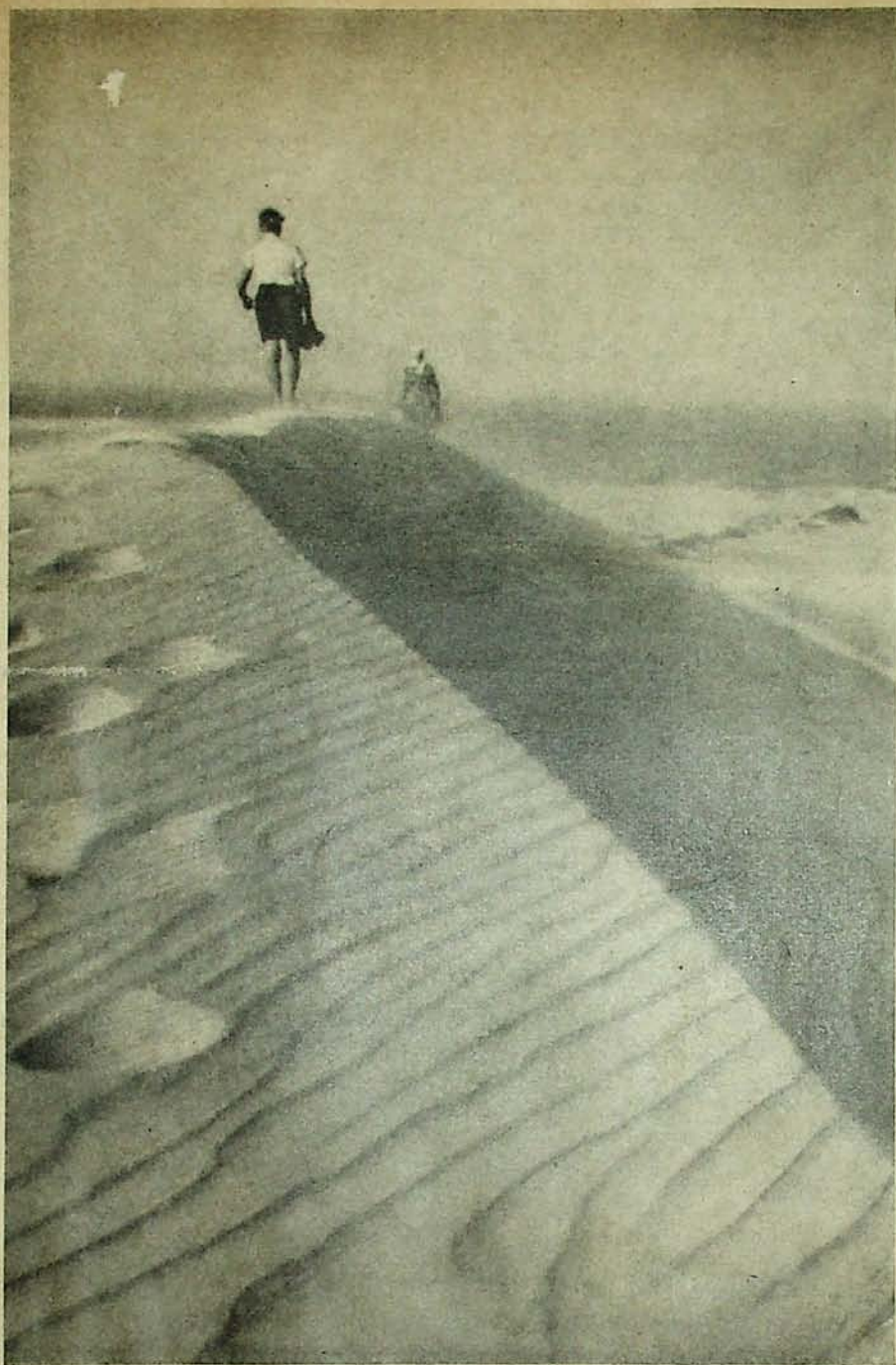
Nicht nur aus diesen Gründen, sondern auch, weil vor 50 Jahren
 die Ueberzeugung von der Unvollständigkeit einer Tageszeitung ganz
 allgemein noch nicht so verbreitet war, wie in der Gegenwart, waren
 die Abonnentenzahlen in jener Zeit verhältnismäßig niedrig. Die
 „Adressbücher Allgemeine Zeitung“, die sich rühmte, das verbreitetste
 Blatt der Provinzen Ost- und Westpreußen zu sein, zählte 1817 nur
 8210 händige Bezahler, welchen Erfolg sie für so bedeutsam hielt, daß
 sie ihn im „Memeler Dampfboot“ mit der Begründung eines
 Reichthumsverzeichnisses veröffentlichte. Eine solche Abonnentenzahl
 heute von mittleren Provinzialzeitungen erreicht, und auch die des
 „Memeler Dampfbootes“ übersteigt sie beträchtlich.

Glossographien

Die Stelle unserer Anos nahmen früher in gewissem Sinne die
 sogenannten „Panorama“ ein, in denen von rückwärts be-
 leuchtetes Diapositiv, meist in Form einer Reihe durch irgendwelche
 unbekanntes Land zusammengestellt, gezeigt wurden. Vor 50 Jahren
 waren primitive Vorläufer dieser Panoramata das Neueste
 von Tage und erregten großes Aufsehen. Im August 1878 wurde
 auch in Memel eine solche „Glossographie-Kunstaus-
 stellung“ gezeigt, und ihrer damaligen Bedeutung gemäß im
 „Memeler Dampfboot“ mehrfach und eingehend besprochen. „We-
 sonders als die Lichter angezündet wurden und hinter jedem Kasten
 eine Flamme brannte, überraschten die Bilder durch wahrhaft be-
 wundernswürdigen Glanz, durch volle Plastik und mancher der Land-
 schaften durch unbeschreibbare Perspektiv.“ Das eigentliche „Panorama“,
 bei dem der Beschauer nicht mehr von Kasten zu Kasten zu wandern
 brauchte, sondern bei dem ihm, bequem sitzend, die Bilder durch einen
 Beobachtungsdurch nacheinander vorgeführt wurden, war also noch nicht
 erfunden ... war vor fünfzig Jahren noch nicht erfunden ... und
 ist heute schon wieder längst vergessen ...

Beltener Fischfang

Untermt. August 1878 berichtet das „Memeler Dampfboot“ aus
 Schwargort: „Der Fischerwirt, Dr. Schulze Langenlind und
 seine Genossen fährten von See ein mächtiges Exemplar von
 Schwertfisch heim. Der Fang eines Schwertfisches gebührt an
 unserer Küste zu den allergrößten Seltenheiten. Das vorliegende
 Exemplar hat eine Länge von acht bis neun Fuß und einen kolossalen
 Umfang. Im ersten Augenblicke glaubte man, einen kleinen Wal-
 fisch (1832 bewirkt haben.“ — Der Schwertfisch ist im Mittelmeere
 *) nach der Gen. Decan heimlich.
 *) Handbuch



Wilhelm Brindlinger:

FERN

*Über Haß und Dünen
weht ein lauer Wind;
Moor und Wiesen grünen,
Röhricht sprießt geschwind.*

*Junge Birken schwingen
grüngetupften Flor;
Fichten ihnen klingen
zarten Harfenchor.*

*Haselähnchen winken
Anemonen zu;
doch die Glöckchen sinken,
schließen sich zur Ruh.*

*Fern durch Himmelsglühen
fließt der Sonnenlauf;
jäh in Wolken blühen
Blumengärten auf.*

*Bald die Blüten schwinden
wie ein bunter Schnee,
und die Sterne finden
dunkel Land und See.*

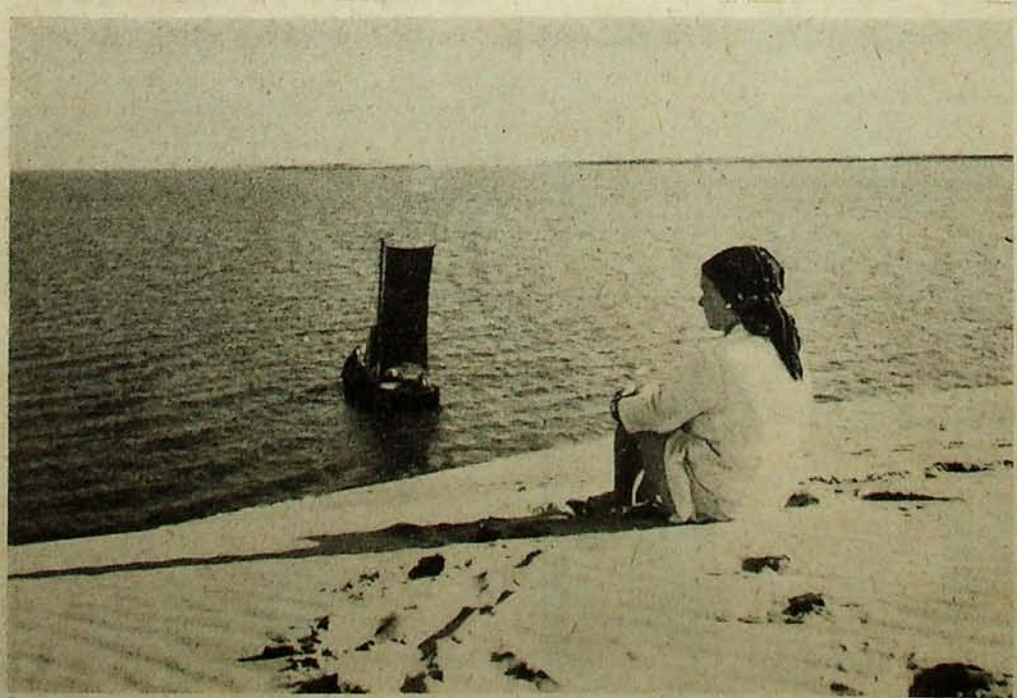
*Weich auf Haß und Heide
sank die Frühlingsnacht.
Hab zu neuem Leide
wieder dran gedacht.*





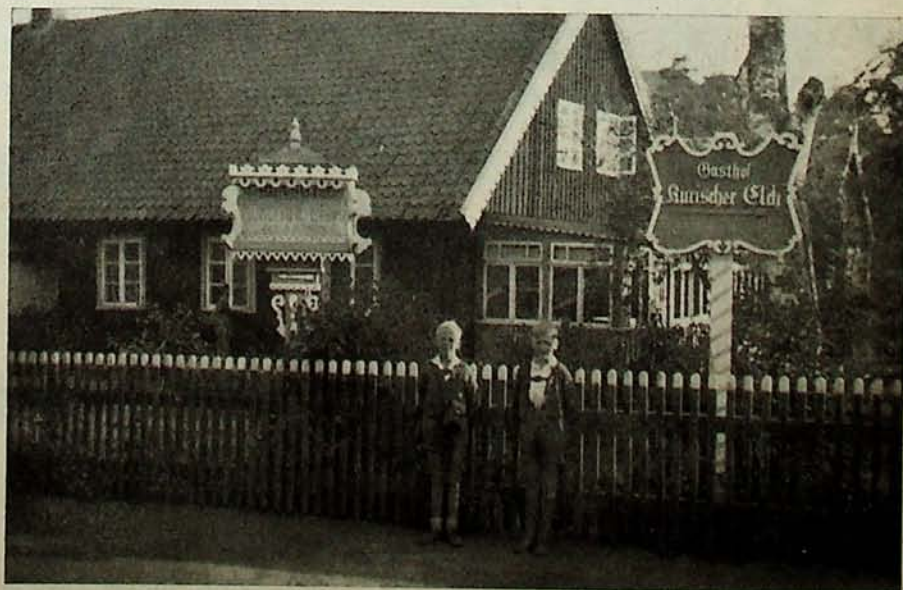
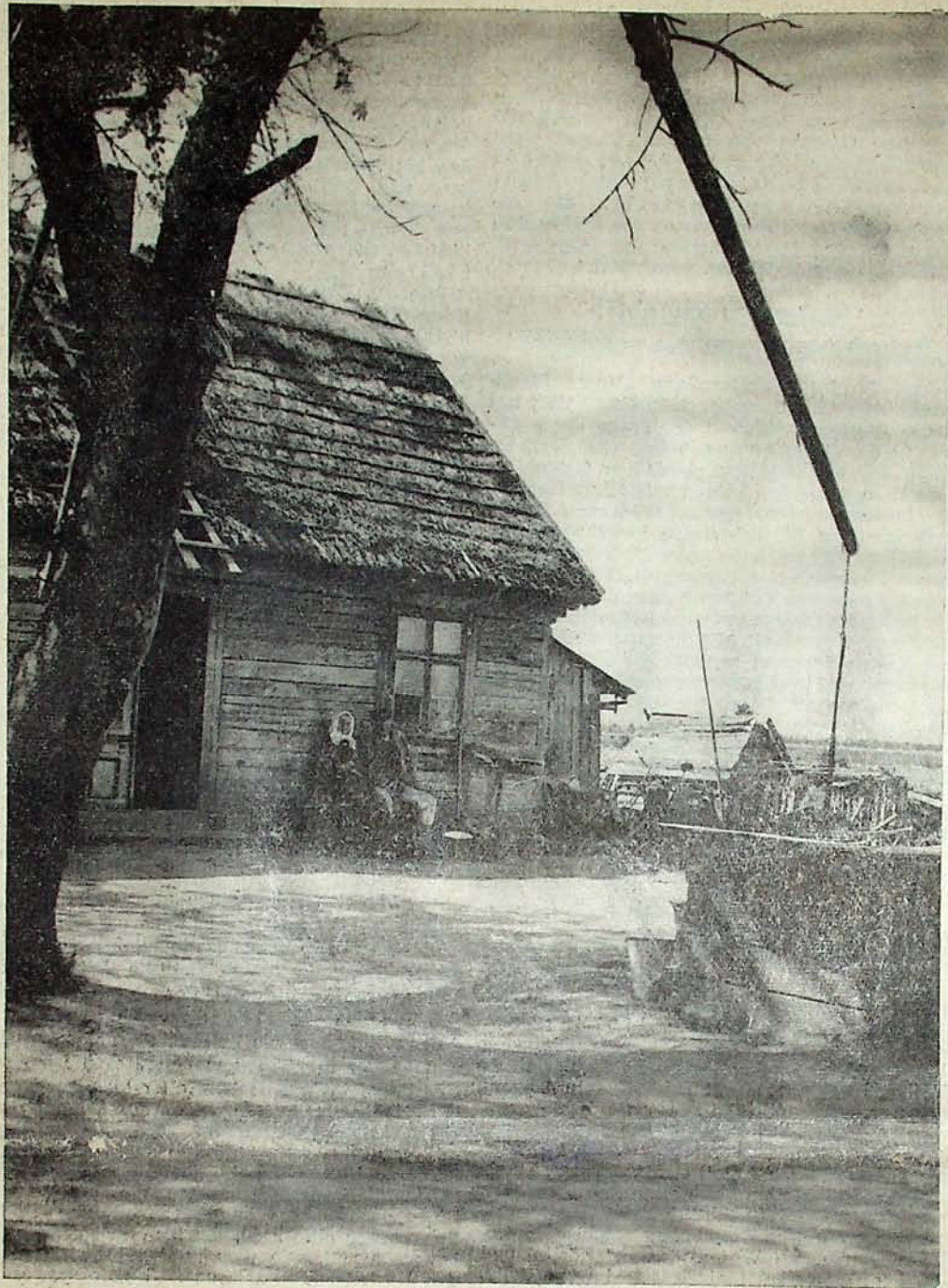
Wenn der Herbstwind über die Dünen pfiff

Wenn du mich fragst, wann es auf der Nehrung am schönsten war, dann will ich nicht vom Sommer reden, den wir alle sehr zu schätzen wußten — dann entscheide ich mich für den Herbst. Dann schenkte die milde Oktobersonne dem bunten Schwarzortler Wald und den Dünen am Haff noch eine Reihe herrlicher, milder Tage, die unvergeßlich in meiner Erinnerung leben. — Und wie tröstlich ist es, beim Anblick dieses herbstlichen Titelbildes mit der von Wind und Sand abgeschliffenen Kupste hoch über dem weiten Haff daran zu denken, daß es all dieses auch heute noch gibt — in unveränderter Schönheit. Unsere Hoffnung und Zuversicht ist es, daß es dies auch für uns einst wieder geben wird — in einer freien Heimat, in die wir zurückkehren dürfen.



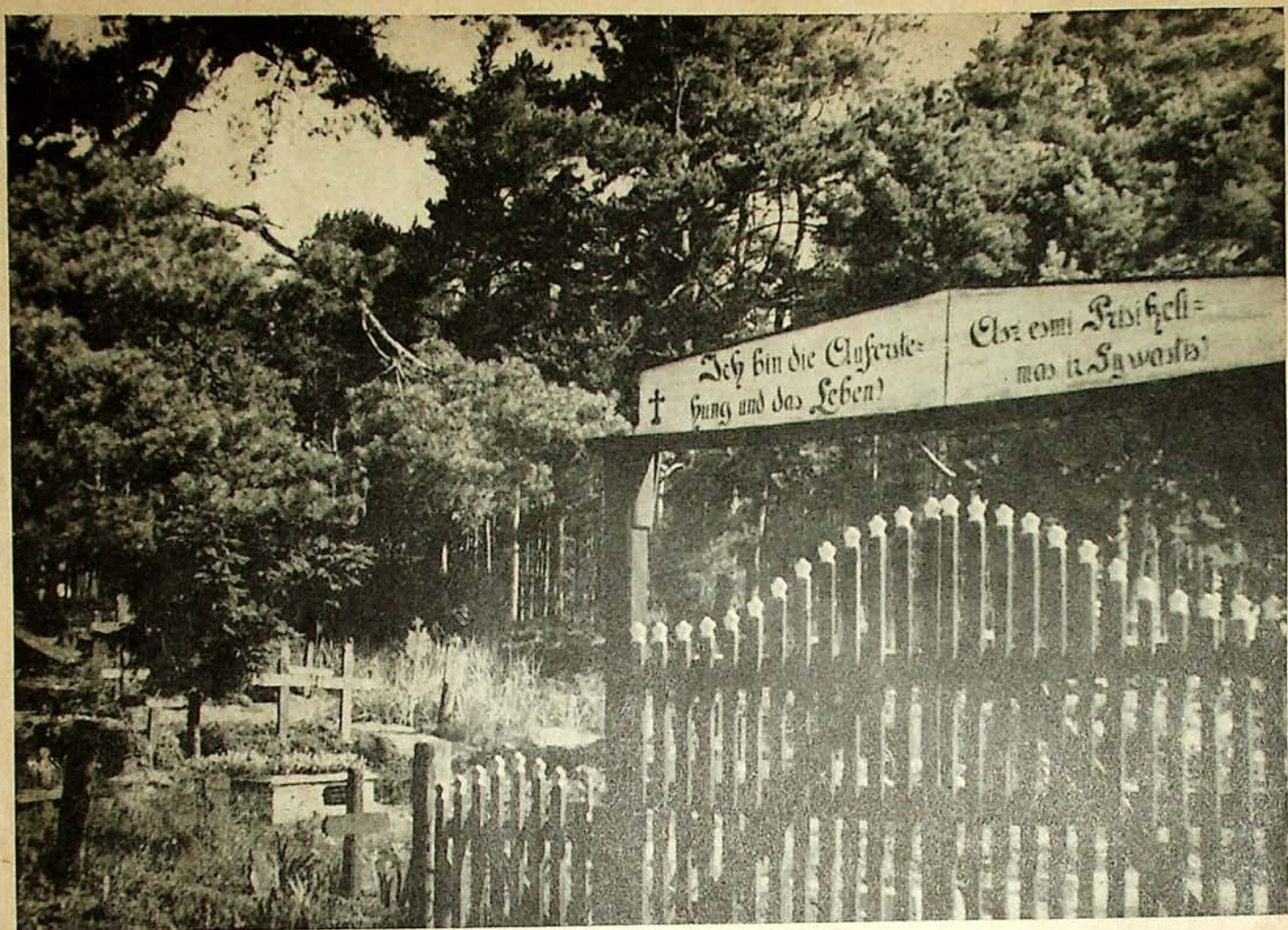
Auf der Wanderdüne

Sorglose sommerliche Ferien auf der Kurischen Nehrung ... Weit geht der Blick von der Höhe der Wanderdüne zum Festland hinüber, das mit bloßem Auge nur noch als schwacher verblauerender Streifen zu erkennen ist. Rechts, ganz fern, schiebt sich eine Landspitze vom Nehrungsufer in das Haff. Auch der Fischerkahn, der auf dem von einem leichten Wind bewegten Wasser langsam dahinsegelt, scheint zu träumen, so entrückt ist dieses einsame Land allem lauten Treiben.



Auf der Dorfstraße in Nidden

Die Litauer, die heute in Nidden den Ton angeben, sollten sich einmal dieses Bild vom Rand der Dorfstraße genauer anschauen. Es beweist den Erfolg privater Initiative.



DER NIDDERER
NEHRUNGSFRIEDHOF

Unter den Kronen der Kiefern hatten die Toten der Fischerfamilien eine zwar nicht sehr gepflegte, aber dennoch romantische Ruhestätte gefunden. Über dem Tor zum Friedhof mußte zur Litauerzeit der Bibelspruch zweisprachig gezeigt werden. Rechts ist der gleiche Text in preußischem Litauisch zu lesen. Aufn.: Max Löhrich



Der fast trostlos ausschauende Friedhof von Nidden



Gräber auf dem Niddener Friedhof

Von eigenartiger, eindrucksvoller Schlichtheit waren die Namensteine auf dem Niddener Fischerfriedhof. Ob sie heute dort noch stehen mögen?

Früher:

Ein Haus wächst

Jetzt: Betonklötze in Nidden

Wie das Watt der Nordseeküste ihr Gepräge gibt, so erhält das Land an der Ostsee zwischen dem Samland und Memel sein einzigartiges Gesicht durch die einsame Weite der Kurischen Nehrung. Dort, an der Nordsee, sind es die Kräfte von Ebbe und Flut, des strömenden sturmbewegten Wassers, die den zähen Meeresboden formen; an unserer heimatlichen Ostseeküste war es allein der Wind, der die gewaltigen Sandberge der Nehrung in ihrer gesamten Gestalt wie auch in ihren wunderbaren Einzelteilen schuf, ein feinnerviger Wind, der spielerisch seltsame Figuren zustande brachte, sich manchmal zu heftiger Brise emporsteigerte, zum Sturm wurde, aber selten Orkanstärke erreichte, dennoch die Form der weißen Düne ins Gigantische hob, in flacher Steigung beginnend, plötzlich sich zu gewaltiger Höhe auftürmend, mit jähem Absturz zum Haff.

„Sahara des Ostens“, oder auch „Ostpreussische Wüste“ hat man die Kurische Nehrung genannt, oder auch: „Sanduhr der Ewigkeit“.

Wohnstätten wurden gebaut und vom rieselnden Sand zugedeckt, Gräber wurden abgetragen und die menschlichen Gebeine dem Sonnenlicht preisgegeben, Beispiele dafür, daß das Wirken in der Natur nicht nur einfallreich-großartig, daß es auch verderbenbringend und tödlich sein kann.

Der Mensch kehrt sehr weit zurück, wenn er die steilen Hänge erklimmt. Er selbst



Pillkoppen: Fischerhaus am Haff

Foto Ilse Pässler

gen oder zum Fluch. Und die beiden suchten sich ein Stück Land, das noch jungfräulich war, das auf die Hände der Menschen wartete, um Saat zu empfangen und Frucht zu tragen.

Da kamen sie her und nagelten sich eine Hütte zusammen aus Tannenbrettern, ein paar Pfosten, die Nähte mit Moos verstopft. Darin zogen sie ein, schufen sich eine Herdstelle, ein Bett aus Stroh oder Schilf. Und dann fingen sie an, die Erde zu graben und Kartoffeln zu pflanzen; wenn sie sich eine Kuh kaufen konnten, zog sie mit in die Hütte ein, hinter einem Verschlag.

Erst wenn die größte Arbeit an der Erde geschehen war und die ersten Ernten ein-

und das Dach; ganz zu eigen war es den Menschen erst, wenn sie es ganz mit ihrer Seele erfüllt hatten, mit ihren Sorgen und Ängsten, mit Liebe und Streit, mit Stunden überströmenden Glückes ebenso wie mit Verzweiflung und Leid. Alles das ging auch auf das Haus über, was dem Menschen geschehen muß, damit er, mit zunehmendem Alter, mit gesammelter Lebenserfahrung allmählich reift, wie eine Frucht langsam ausreifen muß, ehe sie Brot wird.

So ist über Jahrhunderte hin während der Metamorphose das Landschaftsbild der Kurischen Nehrung geworden: in uralter Zeit eine dicht besiedelte Waldlandschaft; allmählich mußte der Wald den Bedürfnissen der Menschen nach Ackerland weichen; danach wuchsen die Dünen gen Himmel und wurden etlichen Dörfern zum Grab; neue Siedlungen entstanden zwischen den Sandbergen: Preil und Pillkoppen, Nidden, Rositten und Sarkau, jede für sich in stiller Einsamkeit zwischen Haff und See, und die Menschen richteten sich darauf ein, vom Fischfang zu leben.

Angezogen von der Schönheit der fremdartig-urwüchsigen Landschaft zogen Maler ein und selbst ein berühmter Dichter — Thomas Mann — baute sich in Nidden ein Haus und im Sommer kamen die Badegäste; anspruchslos und bescheiden genügte es ihnen, Raum in den Häusern der Fischer zu finden und mit ihnen zu leben. Nur der Gasthof Blode in Nidden bot in den Innenräumen ein bißchen „Komfort“. Sie wollten nichts als die Stille genießen an Haff und am Meer und den weiten Blick von den Dünen.

Dann kam der Krieg und nach ihm die Vertreibung und entvölkerte das Land rund um das Kurische Haff; auch die Nehrung blieb davon nicht verschont. Aber die Fremden kamen alsbald unter dem Banner der Sieger. Sie fielen über das Land her: aus der „Kurischen Nehrung“ war alsbald die „Litauische Nehrung“ geworden und ein Teil der Litauischen SSR. Aus Nidden war Nida, aus Perwelk war Perwalka und aus Preil — als Beispiel, war Preila geworden.

In einem litauischen Bildband wird die Inbesitznahme so beschrieben: „Viele Jahre sind von dem Tag an verstrichen, an dem G. D. Kuwert die erste Latsche pflanzte. Im

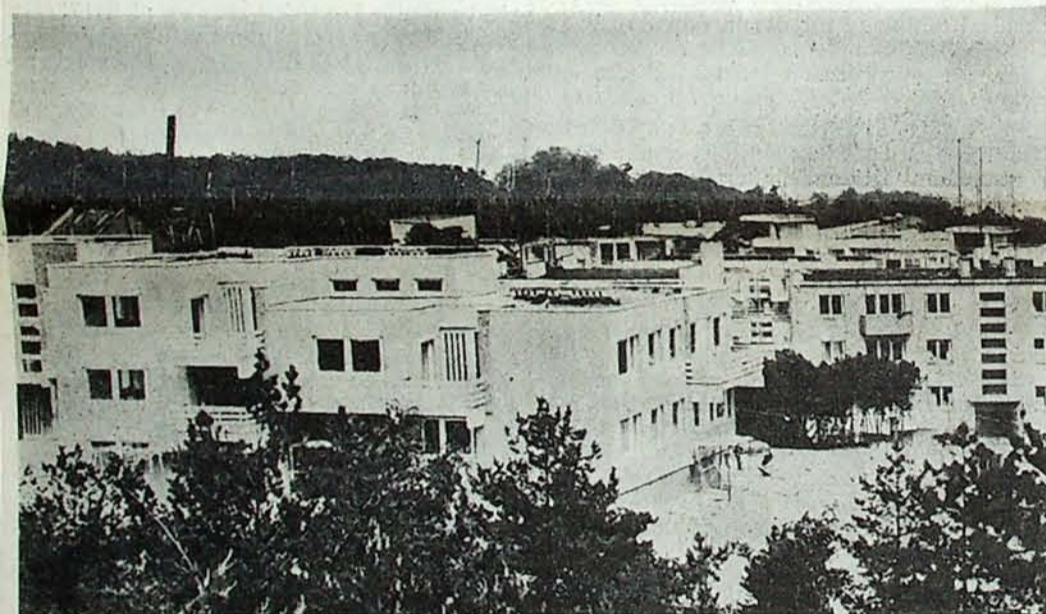
Bund mit den Bäumen hat der Mensch den schweren Kampf mit dem Flugsand aufgenommen und den Eckstein gelegt, auf dem die nachkommenden Geschlechter, sowjetische Förster, das feste Naturschutzgebäude auf der Nehrung aufbauten. Hier entstand das Denkmal für Sowjetsoldaten, die im Januar 1945 die Kurische Nehrung befreiten. — Alles ist uns hier teuer: jeder Baum, jeder Strauch, alles, was wir „geerbt“ und selbst geschaffen haben. Die Regierung Sowjetlitauens hat die Nehrung zu einem Naturschutzgebiet ernannt und den Besucherzufluß streng geregelt, damit dieses Wunder der Natur den kommenden Geschlechtern erhalten bleibt.“

Was Naturfreunde da geschrieben haben, war vielleicht — nein, höchstwahrscheinlich ehrlich gemeint; was geworden ist, sieht anders aus. Die Touristen und Badegäste überschwemmen im Sommer in Scharen die Nehrung.

Im Jahre 1961 hat man eine Stadt „Neringa“ ins Leben gerufen, die von Sandkrug bis Nidden reicht. Die Nehrungsstraße ist asphaltiert. Im Hafen von Nidden, wo einst die Kurenkähne lagen, sind jetzt Motorboote und Luxusjachten vertäut, wie wir dem „Memeler Dampfboot“ entnehmen. Da heißt es: „... was unweit des Haffufers an geschmacklosen Wohnblocks in zwei- und dreigeschossiger Flachdachbauweise entstanden ist, spottet jeder Beschreibung. In städtischer Enge wurden die von einem Wald von Fernsehantennen überragten Standardhäuser in den Sand gestellt. Ein großer Schulhauskasten ist im Wald über dem Dorf südlich der Kirche entstanden; die Kirche ist ihrem Zweck entfremdet.“

Woher das kommt? Eine litauische Zeitung, die „Musu Gamta“, gibt Antwort darauf. „Es ist nicht mehr modern, sich in Polangen (bei Memel) zu erholen — es muß Nida sein. Ein böser Geist wächst heran; er will genährt werden. Wo nicht, wird er zornig. Viele Menschen bleiben da, für die Wohnungen und Arbeitsplätze geschaffen werden müssen.“

Es ist abzusehen: die Kurische Nehrung stirbt; eine neue ist entstanden, aber kein „Juwel“, wie Naturfreunde es sich vorgestellt haben. pb



Genormte Wohnsilos in Nidden

gilt nichts in dieser weißen Einsamkeit, er ist nur ein Korn in einem Gebirge aus Sand, unbedeutend und verschwindend gering gleich der Spur, die er hinterläßt und die hinter ihm verweht. Manchmal, wenn die Sonne sich hinter Wolken verbirgt und das tausendfältige Gefunkel des Sandes erstirbt, ist etwas von der grenzenlosen Traurigkeit in dem Antlitz dieses schweigenden Gebirges zu finden, die einmal, am Anfang, über den Wassern lastete.

Da ist die Große Düne bei Nidden; um die sechzig Meter emporgetürmt, drohend und ernst. Im Dunst der Ferne verblaut vor dem Horizont des Kurischen Haffs die kleine Nebendüne auf dem Grabschen Haken, der südlich von Nidden in das Haff hineinstößt.

An anderer Stelle zieht sich ein Dorf am Haff entlang; Pillkoppen heißt der Ort; eines der Häuser in diesem Dorf habe ich wachsen sehen.

Häuser werden gebaut, pflegt man zu sagen. Das mag in den Städten gelten, damals schon, oder auch jetzt und hier, wo wir gerade sind, wo wir erleben können, daß von einem Monat über den anderen plötzlich ein Haus dasteht; wo die Pfosten und das Dachgebälk fertig aus den Fabriken geliefert werden und Maschinen den Beton für das Fundament und den Mörtel mischen.

Aber seht euch dieses Haus auf dem Bild einmal an und glaubt es mir, wenn ich euch sage, daß es gewachsen ist! Ja, ich versichere euch, ich habe viele von seiner Art mit eigenen Augen wachsen sehen. Da hatte die Liebe... oder das, was man so zu bezeichnen pflegt, zwei Menschen miteinander verbunden, zusammengeschweißt, daß sie nicht mehr voneinander loskamen, zum Se-

gebracht und in hartes Geld umgewandelt waren, da wurde ein Platz abgesteckt, da wurden Steine herbeigeschafft, die vielleicht der eigene Boden hervorgebracht hatte, um das Fundament zu bauen. Im kommenden Winter gingen der Mann und die Frau in den Wald, um das nötige Holz zu schlagen, es zu behauen mit eigener Hand, und so ging es fort. Aber daraus wurde beileibe nicht schon ein Haus; viel wichtiger war es, für das Vieh einen Stall zu bauen; vielleicht war auch inzwischen ein Pferd dazugekommen. Erst wenn das alles besorgt war, ging man daran, an sich selbst zu denken.

Ja, so wuchs das alles, zuletzt das Haus. Alles wurde mit Liebe und Sorgfalt zusammengetragen, Zug um Zug. Nichts geschah überhastet, denn das Haus sollte sozusagen für die Ewigkeit stehn, jedenfalls für Kinder und Kindeskinde. Sturm und Regen, Frost und Eis und Überschwemmungen durften ihm nichts anhaben können. Und lange danach, wenn schon die Kinder den Schulranzen aufschnallten, fing man an, das Haus zu verzieren.

Vielleicht baute man eine Veranda hinzu, wie hier auf dem Bild, und brachte am Dachfirst eine geschnitzte Leiste an, und vor die Fenster hing man weiße Gardinen; Tische und gute Bettstellen und Truhen kamen hinein, vielleicht sogar ein Spiegel, und für die langen Winterabende eine Lampe, die unter der Decke hing und mehr Licht spendete, und Kachelöfen mit vielen Verzierungen dran, die recht bunt bemalt wurden.

Das ist es, was ich meinte, als ich sagte: man konnte sie wachsen sehen! Es ist gar nicht zu vergleichen mit den Häusern heutiger Tage. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß die Heimstatt schon fertig war, wenn die Fundamente standen und die Mauern



Neue Häuser in Perwelk

Fotos (2) Archiv

Rentenversicherung:

Keine Zahlungen nach Ostpreußen

Deutsche Ostgebiete sind kein Ausland — Grundsatzentscheidung des Bundessozialgerichts

KASSEL — Invaliden oder Rentnern, die außerhalb des Bundesgebietes bzw. West-Berlins, aber innerhalb der Ende 1937 gültigen Grenzen des ehemaligen Deutschen Reichs leben, können von Versicherungsträgern in der Bundesrepublik nicht die Auszahlung ihrer Renten verlangen. Mit dieser Begründung hat der 4. Senat des Bundessozialgerichts die Klage einer in Oberschlesien wohnenden Rentnerin abgewiesen und die Ansicht der Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz gebilligt, daß die Rente nicht auszu zahlen ist. Würde die Frau z. B. in Warschau leben oder von Schlesien nach dort verziehen, könnte sie die Auszahlung der Rente fordern, weil sie dann im „echten“ Ausland wohnte.

Die Grundsatzentscheidung, durch die indirekt viele gleichgelagerte Fälle erledigt wurden, war vom Bundessozialgericht solange zurückgestellt worden, bis Einigkeit über die deutsch-polnische Rentenvereinbarung erzielt war, durch die sich bekanntlich die Bundesrepublik zur Zahlung eines pauschalen Betrags in Höhe von 1,3 Milliarden DM an Polen verpflichtete.

Die Reichsversicherungsordnung (RVO) unterscheidet bei Rentenzahlungen nicht lediglich zwischen „Inland“ und „Ausland“. Sie hat vielmehr eine Dreiteilung der Gebiete vorgenommen:

1. Geltungsbereich der RVO; das ist das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland einschließlich West-Berlin;
2. Ausland; das sind die Gebiete auswärtiger Staaten;
3. Außerhalb des Geltungsbereichs der RVO; mit diesem Begriff wurden die Gebiete bezeichnet, die weder Teil der Bundesrepublik noch Ausland sind. Gemeint sind diejenigen Gebiete, die Teile des Deutschen Reiches in den Grenzen vom 31. Dezember 1937 waren, aber nicht zur Bundesrepublik und West-Berlin gehören. Der Wohnort der Klägerin im früheren Oberschlesien gehört zu dieser Kategorie der Gebiete.

Diese Dreiteilung beruht auf der geschichtlichen Entwicklung seit 1945, als Deutschland in verschiedene Teile unter unterschiedlicher fremder Verwaltung mit unterschiedlichen Vorschriften und unterschiedlicher Entwicklung des Sozialversicherungsrechts aufgespalten wurde. Das Bundessozialgericht hat in ständiger Rechtsprechung hier den strengen Wohnsitzgrundsatz angewandt. Es hat gesagt, jeder Versicherte ist schicksalsmäßig verhaftet mit der Entwicklung des Sozialversicherungsrechts an seinem Wohnsitz. Es hat deshalb Zahlungen aus der gesetzlichen Rentenversicherung in die deutschen Gebiete außerhalb der Bundesrepublik nicht zugelassen.

Daran hat sich nach der Grundsatzentscheidung für die von Polen übernommenen deutschen Ostgebiete durch das Inkrafttreten des Warschauer Vertrages vom 7. Dezember 1970 am 3. Juni 1972 nichts geändert. Die Gebiete seien damit nicht Ausland geworden. Für das Verständnis der Vereinbarungen im Warschauer Vertrag sei auch der Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 7. Juli 1975 zu berücksichtigen. Das Bundesverfassungsgericht hat darin ausgeführt, bestimmend für die Auslegung seien der politisch-geschichtliche Hintergrund des

Vertrags und sein Ziel, auf dem Gebiet der Ostpolitik eine auf Dauer angelegte, der Entspannung und Friedenssicherung dienende Politik einzuleiten.

Das Bundessozialgericht weist in seiner Entscheidung ausdrücklich darauf hin, daß die drei westlichen Alliierten in dem Notenwechsel vom 19. 8. 1970 zum Warschauer Vertrag die Auffassung geteilt haben, der Vertrag berühre die Rechte und Verantwortlichkeiten der vier Siegermächte, wie sie in den bekannten Verträgen und Vereinbarungen ihren Niederschlag gefunden haben, nicht. Zu dieser Vereinbarung gehört auch der Deutschlandvertrag vom 26. Mai 1952. Darin haben die „Drei Mächte“ sich die bisher von ihnen ausgeübten und innegehabten Rechte und Verantwortlichkeiten in Bezug auf Berlin und auf Deutschland als Ganzes einschließlich der Wiedervereinigung und einer friedensvertraglichen Regelung vorbehalten und sie haben darin erklärt, daß die endgültige Festlegung der Grenzen bis zu dieser Regelung aufgeschoben werden müsse.

Dementsprechend konnte die Bundesrepublik nicht über den staats- und völkerrechtlichen Status der deutschen Ostgebiete verfügen. Ihr Vertragspartner konnte sie nicht für befugt halten, Verfügungen zu treffen, die eine friedensvertragliche Regelung vorwegnehmen. Demnach konnten die deutschen Ostgebiete nicht „Ausland“ werden. Für die Rentenversicherung gelten nach den §§ 1315 ff RVO nichts anderes. Die Rentenversicherungsträger sind somit durch den Warschauer Vertrag nicht verpflichtet worden, Rente in die deutschen Ostgebiete auszu zahlen.

Nach dieser grundsätzlichen Entscheidung des Bundessozialgerichts ergibt sich folgende Rechtslage für die in den deutschen Ostgebieten lebenden, die Ansprüche gegenüber der gesetzlichen Rentenversicherung haben:

Grundsätzlich müssen sich alle an den zuständigen polnischen Versicherungsträger wenden, der mit der Zahlung der Rentenpauschale in Höhe von 1,3 Milliarden DM die Verpflichtung übernommen hat, bei Vorliegen der Voraussetzungen die Renten zu zahlen.

Wer gegenüber einem Rentenversicherungsträger in der Bundesrepublik für die vor Abschluß der Rentenvereinbarung liegende Zeit einen Anspruch geltend machte, kann solange die Rente nicht erhalten, solange er nicht im Geltungsbereich der RVO — also im Bundesgebiet oder West-Berlin — wohnt. Er muß sich also auch an den polnischen Versicherungsträger wenden. Mit Zahlungen aus der Bundesrepublik kann er nicht rechnen.

Wer allerdings in die Bundesrepublik oder West-Berlin übersiedelt, der kann von diesem Zeitpunkt an — sofern er infolge Invalidität oder Alter anspruchsberechtigt ist — die Auszahlung der Rente von der BfA, den Landesversicherungsanstalten, der Knappschaft oder der Seekasse fordern. (— 4 RJ 127/75 —) **Siegfried Löffler**

Arbeitswelt:

Noch 898700 Arbeitslose

Rückgang im September um 4,3% - Bei Jugendlichen unverändert

NURNBERG — Nach Angaben der Bundesanstalt für Arbeit hat die Arbeitslosenzahl im September abgenommen. Die Arbeitsämter zählten 898 700 Arbeitslose, das sind 40 800 oder 4,3 Prozent weniger als Ende August. Gegenüber dem Vorjahresmonat bedeutet dies einen Rückgang um 10,6 Prozent. Die Arbeitslosenquote beträgt 3,9 Prozent.

Die Zahl der Kurzarbeiter betrug Mitte September 93 500, das sind 27 900 mehr als Mitte August. Nach den Worten von Präsident Stingl hängt die Zunahme der Kurzarbeit auch mit dem Ende der Betriebsferien zusammen.

Die Arbeitsämter vermittelten im September 206 300 Arbeitskräfte. Ende September waren bei den Arbeitsämtern 233 100 offene Stellen gemeldet. 30 700 oder 11,6 Prozent weniger als im Vormonat.

In seiner monatlichen Pressekonferenz in Nürnberg sagte der Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Josef Stingl, zu den neuen Arbeitsmarktdaten: „Wenn man alle Daten

des Arbeitsmarktes zusammensieht, läßt sich noch immer kein klares Bild gewinnen.“

Ende September wurden 436 300 arbeitslose Männer und 462 400 arbeitslose Frauen gezählt. Die Arbeitslosigkeit unter den Ausländern ist leicht angestiegen. Die absolute Zahl der arbeitslosen Ausländer beträgt 79 300, die Arbeitslosenquote 3,8 Prozent. Die Zahl der Arbeitslosen unter 20 Jahren hat sich jahreszeitlich bedingt geringfügig um 800 oder 0,8 Prozent auf 96 000 erhöht. Die Arbeitslosenquote für Jugendliche blieb mit 4,3 Prozent unverändert.

Die Arbeitslosigkeit hat in allen Landesarbeitsamtsbezirken abgenommen. Auf den regionalen Teilarbeitsmärkten reicht die Spanne der Arbeitslosenquoten nunmehr von 4,6 Prozent in Niedersachsen-Bremen bis 2,8 Prozent in Baden-Württemberg. **B. A.**

Recht im Alltag:

Wie hoch ist Ihr Wohngeld?

Rechtsanspruch: Viele können es beantragen und wissen es nicht

HAMBURG — Das Wohngeld gehört zu den wichtigsten sozialen Errungenschaften der Bundesrepublik. Diese öffentliche Hilfe, die je zur Hälfte vom Bund und von den Ländern aufgebracht wird, soll es allen Bundesbürgern ermöglichen, den Wohnraum zu bekommen und zu halten, der für ein angemessenes und familiengerechtes Wohnen notwendig ist. Das Wohngeld ist ein Rechtsanspruch. Es wird als Mietzuschuß oder für Eigenheimbesitzer als Lastenzuschuß gewährt, wenn die eigenen Maßnahmen nicht ausreichen.

Wohngeld gibt es seit dem 1. April 1965. Die endgültige Regelung beruht auf dem Zweiten Wohngeldgesetz in der Fassung vom 14. Dezember 1973 und auf der Wohngeldverordnung in der letzten Fassung vom 21. Februar 1975. Zum 1. Januar 1976 wurde das Wohngeldrecht in das Sozialgesetzbuch eingebaut. Damit hat der Wohngeldberechtigte Anspruch auf Beratung durch die Wohngeldstelle. Dieser Anspruch ist wichtig, denn viele Bundesbürger könnten Wohngeld bekommen. Sie finden sich aber in den Bestimmungen nicht zurecht und stellen keinen Antrag.

Heute bekommen über 1,9 Millionen Haushalte Wohngeld. Das ist jeder zwölfte Haushalt in der Bundesrepublik. Bund und Länder wandten 1975 für das Wohngeld 1,65 Mrd. DM auf. Im Durchschnitt betrug das gezahlte Wohngeld 75 DM im Monat. Maßgebend für die Höhe des Wohngeldes sind Familieneinkommen, Familiengröße und die zu

berücksichtigenden Wohnkosten, die sich nach Haushaltsgröße, örtlicher Lage, Baualter und Ausstattung der Wohnung richten. Für die Berechnung des Wohngeldes gibt es amtliche Tabellen.

Für viele Wohngeldberechtigte sind die Bestimmungen aber doch noch zu kompliziert. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß das Institut für Städtebau, Wohnungswirtschaft und Bausparwesen seine Wohngeldfibel unter dem Titel „Wie hoch ist mein Wohngeld?“ in achter, überarbeiteter Auflage neu herausgebracht hat. Verfasser ist Ministerialrat Günter Schwarz. Die 44 Seiten starke Broschüre (5,60 DM) enthält eine allgemeinverständliche Übersicht über das Wohngeldrecht, vor allem für die Berechnung des Familieneinkommens, die Wohngeldtabellen und Anleitungen für die Berechnung des Miet- und Lastenzuschusses. **Bernhard Kramer**

Kurzinformationen

Altersruhegeld

Hamburg — Altersruhegeld sollte frühzeitig beantragt werden, um einen nahtlosen finanziellen Übergang nach Wegfall des Erwerbseinkommens zu sichern; das Beschäftigungsende braucht nicht abgewartet zu werden. Darauf weist die Deutsche Angestellten-Krankenkasse (DAK) hin und macht auf die Möglichkeit aufmerksam, sich vom Arbeitgeber schon drei Monate im voraus das Entgelt bis zum Ende des Beschäftigungsverhältnisses bescheinigen zu lassen. Das sei wichtig für die Rentenberechnung. Das Entgelt könne formlos oder auf einem Vordruck des Rentenversicherungsträgers bestätigt werden. Weicht das tatsächliche Entgelt im Einzelfall von der Vorausbescheinigung ab, kann der Versicherte bis zur Erteilung des Rentenbescheides eine Korrektur verlangen. **R. F.**

Jugendkuren

Bonn — Kuren für Jugendliche in speziellen Jugendkurkliniken sind nicht nur berechtigt, sondern absolut notwendig, erklärt Dr. Bendorf, leitender Arzt des Jugendsanatoriums für innere Krankheiten der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte in Bad Staben. Jugendliche seien heute früher und oft mehr als Erwachsene schweren Belastungen und Problemen ausgesetzt. Bildungszwänge und negative Umweltfaktoren führten zu psychischen Fehlentwicklungen, die in der Umgebung einer speziellen Jugendklinik mit guter Aussicht auf Erfolg behandelt werden könnten. **dpd**

Wegeunfall

Kassel — Auch auf dem nicht von der eigenen Wohnung aus angetretenen Weg zur Arbeit besteht der Schutz der gesetzlichen Unfallversicherung. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß dieser Weg zu dem üblicherweise zur Arbeitsstätte zurückgelegten Weg in einem angemessenen Verhältnis steht und daß sachgerechte Gründe vorliegen, den Arbeitsweg nicht von der Wohnung aus anzutreten. Das hat das Bundessozialgericht entschieden (Aktenzeichen: 2 RU 73/74). Ein 19jähriger Verkäufer hatte das Wochenende bei einem befreundeten Ehepaar verbracht. Von dort aus fuhr er zur Arbeit, verunglückte aber auf dem Weg dorthin. Die Berufsgenossenschaft erkannte den Unfall nicht als „Wegeunfall“ an und verweigerte die Leistungen. Das Bundessozialgericht war anderer Auffassung. Es komme nicht immer darauf an, daß der Arbeitnehmer von der eigenen Wohnung aus losfahre. Wähle er für seinen Arbeitsweg einen Ausgangspunkt, der sich nicht mit seinem Wohnbereich decke, so schließe das nicht grundsätzlich den Unfallversicherungsschutz aus. Dieser Weg dürfe aber nicht viel länger als der übliche Weg zum Arbeitsplatz sein. **np**

Mutterschaftsgeld

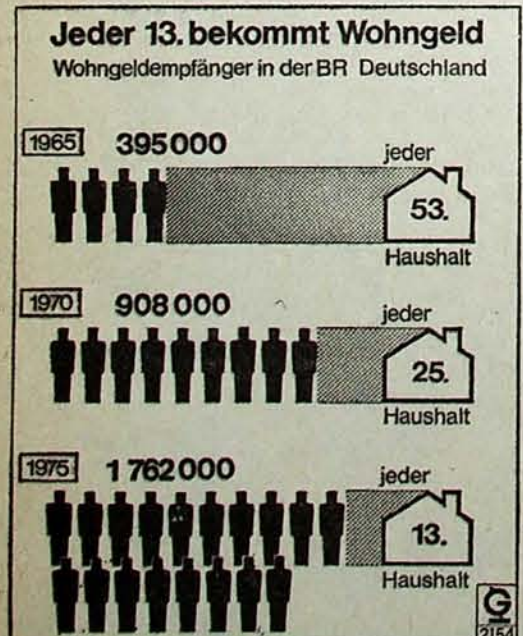
Bonn — Auch bei Konkurs ihres Arbeitgebers erhält eine Schwangere Mutterschaftsgeld, auf das Frauen Anspruch haben, deren Arbeitsverhältnis nicht gelöst ist. Der Anspruch ist nur in Frage gestellt, wenn die Schwangere mit einer außerterminlichen Kündigung einverstanden war. Dem Arbeitgeber räumt das Gesetz in Ausnahmefällen die Möglichkeit der Kündigung auch einer schwangeren Frau ein, allerdings nur nach ausdrücklicher Genehmigung durch die für den Arbeitsschutz zuständige Landesbehörde oder einer von ihr bestimmten Stelle, in der Regel des Gewerbeaufsichtsamtes.

Ausgleichsrente

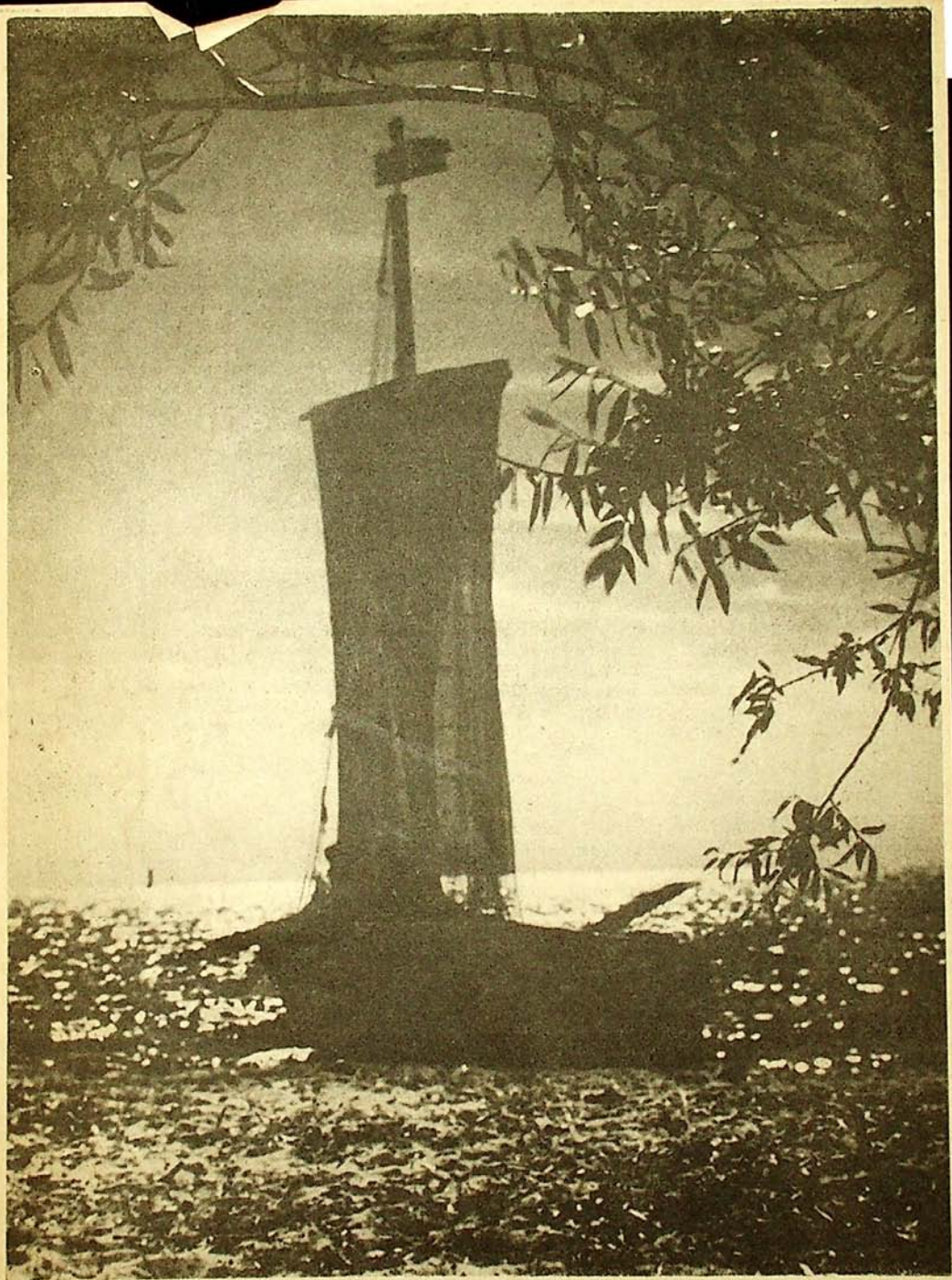
Bonn — Eine Neuberechnung ihrer Ausgleichsrente können schwerkriegsbeschädigte Landwirte bei den Versorgungsämtern beantragen, wenn ihr Einkommen durch die Dürre dieses Sommers außergewöhnlich beeinträchtigt wurde. Die tatsächliche Einkommensminderung muß im Einzelfall nachgewiesen werden. Die für die Durchführung der Kriegsopferversorgung zuständigen Landesbehörden wurden durch Rundschreiben des Bundesarbeitsministers auf diese Möglichkeit hingewiesen. **Ka.**

Sparzulage

Hamburg — Arbeitnehmer, die nach dem 624-DM-Gesetz vermögenswirksam sparen, erhalten eine steuerfreie Sparzulage von 30 Prozent, bei drei und mehr Kindern von 40 Prozent der vermögenswirksamen Leistungen. Diese Sparzulage beruht auf dem Dritten Gesetz zur Förderung der Vermögensbildung der Arbeitnehmer vom 27. Juni 1970. Bis dahin waren vermögenswirksame Leistungen steuerfrei. Von dieser Steuerfreiheit hatten viele Arbeitnehmer gar keine Vorteile, weil sie sowieso schon keine oder nur eine geringe Lohnsteuer zahlten. Heute werden vermögenswirksame Leistungen nicht vom steuerpflichtigen Einkommen abgesetzt. Die darauf entfallende Lohnsteuer wird aber in jedem Fall durch die Sparzulage von 30 bzw. mehr als abgegolten. Der Arbeitgeber zahlt dem Arbeitnehmer die Sparzulage bar aus und zieht sie dann von der gesamten Lohnsteuersumme ab, die er an das Finanzamt abzuführen hat. **NO**



HAMBURG — Auch 1975 hat sich die Zahl der Wohngeldempfänger wieder erhöht. Sie wuchs nach Angaben des Statistischen Bundesamtes um über 100 000 und beläuft sich jetzt auf 1 762 000. Ziel des Wohngeldgesetzes ist es, erstens das Recht aller Bundesbürger auf eine angemessene Wohnung finanziell abzusichern und zweitens diese Sozialleistung möglichst vielen Berechtigten zugute kommen zu lassen (darum besteht auch ein Rechtsanspruch auf Wohngeld, wenn die Voraussetzungen erfüllt sind). Diese Ziele sind weitgehend erreicht. Denn während im Startjahr des Wohngelds, 1965, erst jeder 53. Haushalt Wohngeld bezog, machte im vergangenen Jahr schon jeder 13. Haushalt von dem Recht Gebrauch, bei allzu hohen Mietlasten staatliche Zuschüsse in Anspruch zu nehmen. **Schaubild Globus**



Kuhrenkahn am Strand

Foto Moslehner

40

Vier Schweinsnieren (etwa 500 g) sehr gründlich waschen und sämtliche Fettteile sorgfältig entfernen. Dann die Nierchen in Scheiben schneiden. Eine große oder 2 kleine Zwiebeln würfeln und mit 4 bis 5 Eßlöffel Öl anrösten. Die Nierenscheiben zugeben und bei starker Hitze rasch bräunen. Danach 3 enthäutete Tomaten zugeben und mit 1 bis 2 Tassen Wasser oder Fleischbrühe aufgießen. Einen Schuß Cognac zufügen und die Nieren langsam garschmoren. Erst wenn sie weich sind (nach etwa 15 Minuten) werden sie gesalzen und mit Pfeffer und Paprika abgeschmeckt. Anschließend mit 3 bis 4 Eßlöffel Essig aus Essig-Essenz säuern. Zum Schluß gibt man 3 hartgekochte, in Achtel geschnittene Eier hinzu.

Foto: Contactpress

er Tüte

mit modernsten Anlagen und rationellsten Methoden im Schatten des Billerbecker Domes durch Kälte und Hitze gejagt werden. Ein schmackhaftes Trockengericht, das nur etwa ein Zehntel seines Naturgewichtes wiegt, keine Qualitätsunterschiede zur frischen Ware aufweist, so gut wie unbegrenzt haltbar und blitzschnell wieder 'tau'-frisch ist, hat naturgemäß Marktchancen, die ständig größer werden.

Alle flüssigen und alle festen — mehr oder weniger wasserhaltigen — Nahrungsmittel können eisgetrocknet werden: vom Kaffee (Sie haben ihn sicher schon einmal getrunken) über Fleisch, Soßen, Gemüse, Früchte bis zu Tee, Quark, Joghurt, Hummer, Krabben und Krebsen.

Eintopf aus der Tüte

Auch die Bundeswehr interessiert sich für die Billerbecker 'Zauberei' und verhandelt über die Lieferung von Eintopf-Menüs als Einsatzverpflegung. Ernährungsexperten und Bonner Beamte kosteten Erbsen, Linsen und Bohnen nach Münsterländer Art, überzeugten sich von ihrer Schmackhaftigkeit und staunten über die schnelle Zubereitung des Eintopfs aus der Tüte. Denn blitzschnell saugen Erbsen, Möhren und Kartoffeln das Wasser, das ihnen zuvor in riesigen Vakuumröhren entzogen wurde, wie ein Schwamm wieder auf. Schon zwei Minuten nach dem Aufkochen steht der Eintopf auf dem Tisch.

Das ganze Geheimnis der Gefriertrocknung liegt nicht im Kälteschock, der bei minus 50 Grad Celsius ein Naturprodukt in ein schillerndes Eisgebilde verwandelt, sondern in der Behandlung danach. Aus der Kälte, die der Farbe, den Vitaminen und dem Eiweiß nichts anhaben kann, wird die Ware in Trockentunnel geschickt, in denen unter besonderen Druck- und Temperaturbedingungen — sie werden für jedes Produkt elektronisch errechnet — das Eis verdampft und die Waren wieder trocken.

Ohne Geschmacksveränderungen, ohne Ver-

lust an Nährstoffen und Vitaminen hat nun das Hühnerfleisch oder die Erdbeere sämtliches Wasser eingebüßt, ist pulvertrocken und federleicht, kann — im Gegensatz zur Tiefkühlkost — bei normalen Raumtemperaturen transportiert, vom Einzelhändler in Regalen statt in der Tiefkühltruhe gelagert und von der Hausfrau zu jeder beliebigen Zeit in Minutenschnelle in ein köstlich-frisches Gericht verwandelt werden. Co

Muntere Maschen-Moden

Häkeln und Stricken — die bevorzugten Handarbeiten unserer Großmütter — kommen heute wieder zu Ehren, obwohl sie längst totgesagt worden sind in jenen Jahren nach Kriegsende, als wir nach jedem Stückchen Garn, nach jedem Zuckersack griffen, um daraus mit ebensoviel Mühe wie Phantasie ein Kleidungsstück herzustellen, das dringend gebraucht wurde.

Heute haben nicht nur die Älteren unter uns, sondern auch viele junge Mädchen diese Handarbeiten neu entdeckt. Auf der Straße sehen wir hier und dort ein selbstgestricktes Kostüm oder gar einen selbstgehäkelten Mantel. Sicher haben die Geschickten unter ihnen längst entdeckt, daß es wenig Sinn hat, ohne Anleitung zu arbeiten, wenn man nicht ein formloses Etwas anziehen will, das nach der ersten Wäsche einem Kartoffelsack ähnlich ist. Es lohnt sich immer, für solche Arbeiten einen praktischen Ratgeber zur Hand zu haben wie das eben erschienene burda-Heft **Strickmoden-Handarbeiten** (4,90 DM) mit kompletten Arbeitsanleitungen und einem großen Musterbogen. Das Heft bringt 150 Modelle zum Stricken und Häkeln für jedes Lebensalter, dazu einige schöne Handarbeiten wie Teppiche und Gobelins. Wußten Sie übrigens, daß es heute viele Herren der Schöpfung gibt, die sich beim Teppichknüpfen entspannen? Handarbeit als Therapie!

Für die Jüngsten.

ist ein zweites burda-Heft herausgekommen unter dem Titel **Kleinkinder-Moden** (3,50 DM). Für Jungs und Mädchen, für den Alltag und für festliche Gelegenheiten, leicht nachzuarbeiten und trotzdem hübsch und kleidsam sind die Modelle dieses Heftes, das wir Müttern, Großmüttern und Tanten empfehlen können. Gerade bei Kinderkleidung läßt sich manche Mark sparen, und Freude macht diese Arbeit obendrein. RMW

42

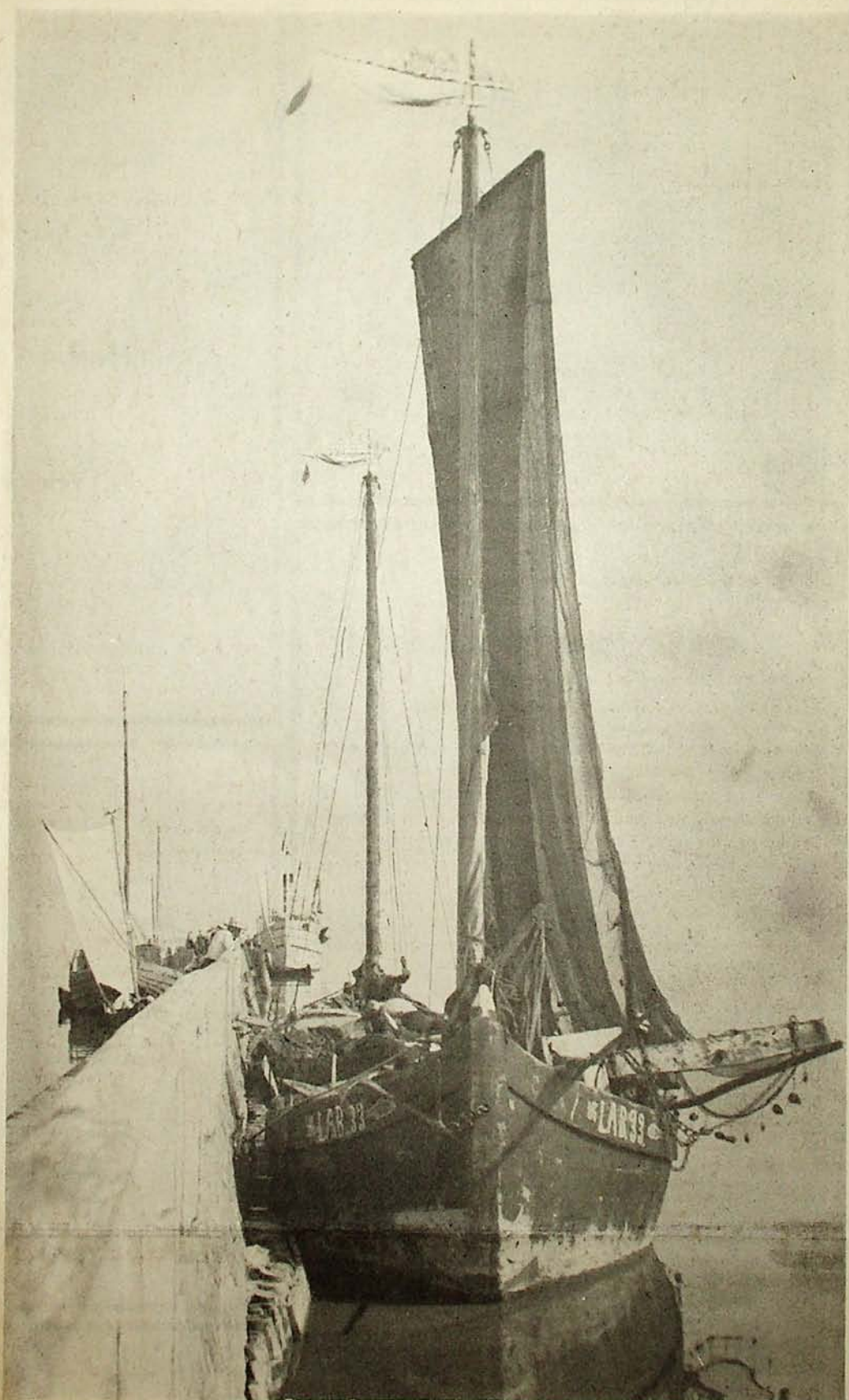


Bild oben: Fischerboote im Hafen von Rossitten auf der Kurischen Nehrung.

Foto: Dr. Croy

Heute rief Gott meinen geliebten Lebensgefährten, unseren Vater und Großvater

Karl Raethjen-Hasenberg

Träger der Eisernen Kreuze beider Weltkriege
des Bundesverdienstkreuzes und anderer Orden

im Alter von 73 Jahren zu sich in sein Reich.

Ilse Raethjen, geb. Güngerich
Hauptmann Hans Dieter Raethjen
Oberstudienrat Ludwig Brauser und
Frau Marialuise, geb. Raethjen
Prof. Dr. Ulrich Becker und
Frau Inge, geb. Raethjen
und die Enkel
Karl-Ludwig und Ulrike Brauser
Barbara, Friederike und
Kirstin Becker

6208 Bad Schwalbach, Karl-Lang-Straße 19, den 4. Mai 1968

Die Trauerfeier war am Dienstag, dem 7. Mai 1968, um 15 Uhr in der Martin-Luther-Kirche, anschließend fand die Beisetzung statt.

Am 4. Mai 1968 starb unerwartet unser Landsmann

Karl Raethjen-Hasenberg

stellvertretender Kreisvertreter
der Heimatkreisgemeinschaft Wehlau

Trotz seines hohen Alters übernahm er vor vier Wochen nach dem Ableben des langjährigen Kreisvertreters Strehlau die Leitung der Kreisgemeinschaft mit der Bereitschaft, sich unter vollem Einsatz den Aufgaben und der Verpflichtung dieses Amtes zu widmen. Wir danken ihm für diese Bereitschaft und für seine Treue. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Kreisausschuß Wehlau

Werner Lippke

Der Bundesvorstand der
Landsmannschaft Ostpreußen

v. Braun Rehs MdB Otto

Am 22. April 1968 ist mein lieber, treusorgender Mann, lieber Bruder, Schwager und Onkel, der

Schmiedemeister

Adolf Dubies

aus Sonnau, Kr. Lyck
geb. am 20. 9. 1891

nach einem arbeitsreichen Leben in die ewige Heimat abgerufen worden.

In stiller Trauer

Ottile Dubies
und Anverwandte

5908 Neunkirchen, Pfarrrau 8



In Trauer gedenken wir unseren
dahingeshiedenen

Magistrats-M

Dr. Willi

Berlin

* 20. 2. 1889

aktiv

Oberkonsi

Herbert E

Ebendorf bei

* 5. 1. 1909

aktiv

Pfar

Viktor

Daverden, K

* 20. 7. 1907

aktiv

Alte Königsberger Turnersch
zu Braun

Für den Altherrenverband
Steinke

Mein lieber, gütiger Mann, u
und Onkel

Arthur

geb. 13. 8. 1888 in Bledau, K

ist nach kurzer, schwerer Kra
ergeben und in Frieden heimg

In tiefer Trau

Dorothea Sch

Erna Schleiff

Lehrerin

und Angehör

28 Bremen-Huchting, Dordrecht
bis 1945 in Königsberg Pr., Arn









Fludernetze vor einem strohgedeckten Fischerhaus auf der Kurischen Nehrung
Das Foto wurde dem schönen Bildband 'Ost- und Westpreußen und Danzig', Verlag W. Weidlich,
Frankfurt, entnommen

AMOR
Karmelitergeist

Volles Haar verjüngt

und wirkt sympathisch anziehend. Haarnährpflege, besonders bei Schuppen, Ausfall usw., mit meinem „Vitamin-Haarwasser“ auf Weizenkeimölbasis gibt Ihnen wieder Freude an Ihrem Haar. Kunden schreiben: „Erfolg großartig“, „Überraschender Erfolg“ etc. Flasche 7,60 DM. Heute bestellen, in 30 Tagen bezahlen. **Otto Blocherer, Abt. 60HD 8901 Stadtbergen bei Augsburg**

Stadtansichten

Feder-, Pinsel-, Kohle-, Rötel- und Bleistiftzeichnungen, auch nach Erinnerungsfotos, durch **R. v. Boetticher, 6961 Bödingheim, Telefon 0 62 92 / 4 76.**

Polnische Urkunden

übersetzt und beglaubigt
Alfons Buhl
Best. Vereidigter Dolmetscher
und Übersetzer
8391 Salzweg bei Passau, Anglstr. 19



Wo fehlt eine?
Bei uns alle Schreibmaschinen.
Riesenauswahl, stets Sonderposten. - Kein Risiko, da Umtauschrecht - Kleine Raten. Fordern Sie Gratskatalog 85 A

NÖTHEL Deutschlands großes Büromaschinenhaus
A. G. - M. Z. H.
34 GÜTINGEN, Postfach 601

Rheumakranke

wurden schmerzfrei durch Anwendung von **Dr. Bonnes Pferde-Fluid 88**.
Verlangen Sie Gratsprospekt.
BB, Minck, 237 Rendsburg, Postf.

● **Leckere Salzheringe**
Orig. 5-l-Postdose, 5 kg brutto, n. Größe bis 50 Stück nur 16,95 DM. Nachn. ab H. Schulz, Abt. 37, 285 Bremerhaven-F 53.

„Hicoton“ ist altbewährt gegen
Bettnässen
Preis DM 6.20. Nur in Apotheken.

berg/Harz, Schwarzfelder Str. Nr. 23. Telefon 0 55 24/7 18.

Bad Salzuflen/Teutoburger Wald
Kurheim Haus **RENATA**
Moltkestraße 2 a. Tel. (0 52 22) 27 24.
2 Min. v. Kurpark u. Badehäusern entfernt. Ganzjährig geöffnet.

H A R Z
Ferienwohnungen
neu eingerichtet, für 2-5 Pers., preiswert, ab sofort, in Clausthal-Zellerfeld.
Villa Meine
3392 Clausthal-Zellerfeld, Sägemüllerstr. 57, T. 05323-2118

Staatl. konz.
Naturheilanstalt
Leitung: **Hellpr. Graffenberg** früher Tilsit
3252 Bad Münden a. Deister
Angerstr. 60. Tel. 0 50 42 - 33 53
Spezialbehandlung bei chron. Leiden, Muskel- und Gelenkrheuma, Ischias, Bandscheiben, Herzleiden, Asthma, Magen- u. Darmerkrankungen, Venenentzündungen, Beinleiden.
Homöopathie, Biochemie, Rohkost, Heilfastenkuren, med. Bäder, Wagra-Packungen gegen schmerzhaft Entzündungen.

Verschiedenes

Neubauwohnung, 2 Zl., Küche, Bad, sowie Einzelzimmer, möbliert (auch mit Betreuung), zu vermieten. Anfragen erb. 6831 Altlußheim, Postfach 6.

Bekanntschaffen

Ostpr. Bauerntochter, 48 J., wünscht Heirat. Zuschr. u. Nr. 23 199 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hbg. 13.

Ostpreuße, Vollwaise, ev., 45/1,76, dunkelbl., sucht einsames Ostpreußenmüdel, gern Waise, als Ehegefährtin. Zuschr. u. Nr. 23 185 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hbg. 13.

Für alle un- am Menschen

Suchan



Name: 04
Vorname: v
geb. etwa 1940
Augen: d
Haare: s

„Karl“ soll in boren worden ist er kurz na in das Waise- Stift in Hellsb gekommen. I Mutter könnt Hippel lauten zwischen 191 sein. Einem war eine Bert bis September Fliegerhorst Königsberg tätig. Ein Vet lichen Kinde Hubert Hippe Sensburg stam evtl. Nähere Hippel sagen.

Zuschriften ur Das Ostpreuße

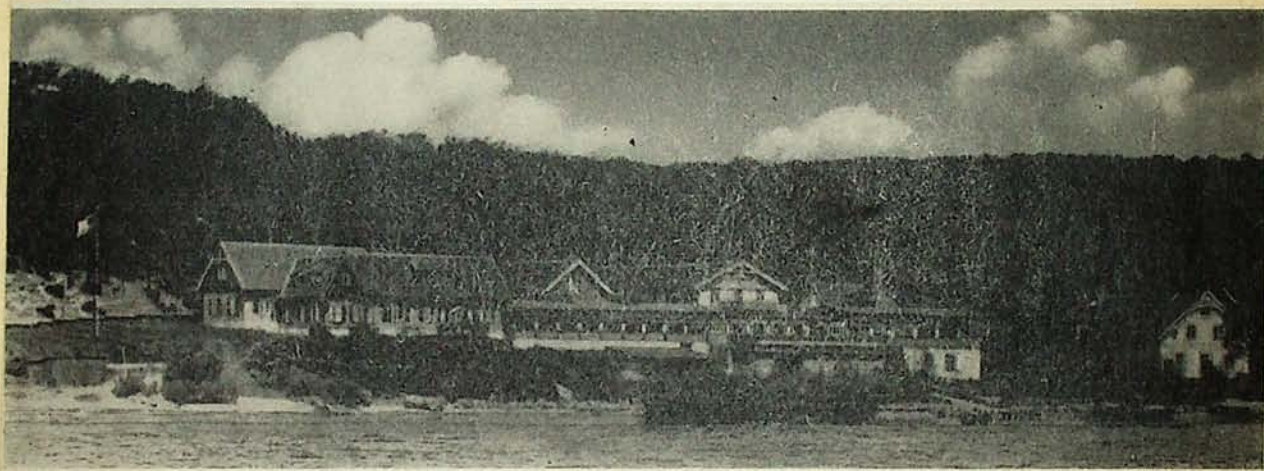


Abend am Bass

NACH EINER AUFNAHME VON W. DUMONT DU VOITEL

Am liebsten wären wir immer hier geblieben...

HUNDERT JAHRE HAUS HERMANN BLODE IN NIDDEN



In fröhlicheren Urlaubstagen am Adriatischen Meer unweit Triest fand ich die Muße, Carl Zuckmayers Erinnerungen „Als wär's ein Stück von mir“ zu lesen. Stunde um Stunde folgte ich gebannt seinen Schilderungen jener Theater- und Kunstereignisse in Berlin, die für den Dichter keineswegs die in Illustriertenmanier hochgejubelten „goldenen zwanziger Jahre“ gewesen sind, sondern auf dem Hintergrund politisch und wirtschaftlich wirrer Zeitläufe manches jähe Auf und Ab enthielten. Plötzlich hielt ich überrascht inne: unerwartet fügte sich ein Abstecher nach Ostpreußen an, eine Reise auf die Kurische Nehrung zu einer sonst nicht üblichen Jahreszeit.

Carl Zuckmayer erzählt:

Noch bei Regen und Schnee fuhren wir über Königsberg und Cranz auf die Kurische Nehrung, wo uns ein Freund den „Krug“ von Hermann Blode in dem am Haß gelegenen Fischerdorf Nidden rekommandiert hatte. Von Cranz aus, da wegen Eisbruchs noch kein Dampfer fuhr, legte man die restliche Strecke auf einem Pferdewagen zurück, der zum Post- und Warentransport in die einsamen Dörfer der Nehrung diente und viele Stunden lang durch Wälder über sandige Dünenwege holperte. Es war eine Fahrt in die Urwelt. Einmal mußten wir lange halten,

weil ein Elchbulle auf dem Weg stand und uns mit gesenkten Schaufeln beäugte. Der einheimische Kutscher fand es klüger zu warten, bis wir ihm zu langweilig geworden seien. Gegen Abend sah man den Mond über der hohen Wanderdüne aufgehen, unter der ein ganzes in der Pestzeit ausgestorbenes Dorf begraben sein soll. Wüste und Urwald, Treibsand und Moore wechselten miteinander und gaben uns ein Gefühl des Geborgenseins.

Zu der originellen landschaftlichen Kulisse traten bald die holzschnittartigen menschlichen Gestalten; aus Tagen und Wochen des Aufenthalts wurden Monate, man brannte braun ein und „aklimatisierte“ sich. Jahrzehnte danach, nachdem es den Dichter in der weiten Welt umhergetrieben hat, steht das Bild einer bestimmten Örtlichkeit und eines typischen Mannes Carl Zuckmayer noch sicher vor Augen:

Der „Krug“ war herrlich, es roch immer nach Grog oder dem „Klaren“, dem reinen, kräftigen Schnaps der Gegend; abends tranken wir davon mit Hermann Blode, dem Wirt, der — wenn er genug geladen hatte — recht liberal wurde, auch was die Texte seiner ostpreußischen Lieder betraf. Zum Frühstück gab es große Teller mit Speck und hausgemachter Wurst. Man zahlte wenig. Am liebsten wären wir immer hier geblieben.

Land der Träume

Da steht nun wieder diese eigentümliche Welt auf, die wir alle noch gekannt haben, die Schriftsteller und Dichter mehrerer Generationen bereits geschildert, Maler verschiedenster Stilrichtungen mit ihrer Palette verzaubert haben. Berühmte und Namenlose haben hier geweiht und diesem Nidden in irgendeiner Form ihren Tribut gezollt. Einer von ihnen, der Maler Ernst Mollenhauer — Hermann Blodes Schwiegersohn — griff einmal zur Feder und pries Nidden als ‚unvergessliches Wunderland‘, ja sogar als ‚Orplid, das Land der Träume‘. Er, der begabteste Schüler Max Pechsteins, der als eine Art heimlicher Kurdirektor alles gekannt und gesprochen hat, was dort jemals ‚krechtete und fleuchte‘, hat mir oft genug von diesem Nidden erzählt.

Heute sitze ich seiner Frau Hedwig Mollenhauer gegenüber, die in ihrem neuen Refugium in der Düsseldorfer Kaiserstraße 23 ihre Gedanken oft auf die Reise nach Nidden zu ihrem Vaterhaus Hermann Blode schickt, das in diesem Jahr 100. Jubiläum gefeiert hätte.

„Was wollen Sie von mir“, fragt die Fünfund-
zigjährige, „ich bin doch nur ein einfaches
Fischermädel . . .“

Aber dann kommt sie doch ins Erzählen, Gestalten kommen und gehen, manchmal ein wenig zeitlich durcheinander, so, als ob alles erst gestern gewesen wäre.

„Da kam Heinz Rühmann ins Büro und wir schabberten fast eine ganze Stunde“, sagt Hedwig Mollenhauer, als ob dies ein Allerweltsgast gewesen wäre, und nicht der von weit ange-reiste berühmte Filmstar. Rasch fügen sich andere Schauspieler hinzu: Moser, Bild, Fritsch, Minetti. Natürlich stehen die Maler immer in vorderster Reihe. Max Pechstein nimmt in diesen Erinnerungen den ersten Platz ein. Wohl sind schon um 1890 Maler aus Königsberg nach Nidden gekommen; Dettmann, Wolff, Bischoff-Culm, Anderson, und auch Lovis Corinth war dabei, der den Brunnen auf dem Hof des Gasthauses Blode gezeichnet hat

Dann ist nach 1918 die junge Generation an der Reihe. Man muß sich in die Gefühlsvorstellungen jener Menschen hineinversetzen, die nach dem Zusammenbruch des kaiserlichen Deutschland eine neue Welt aufbauen wollten. Pechstein hatte in Nidden einen stattlichen Schülerkreis um sich versammelt. Gar zu gerne holte er sich ‚Anregung‘ mit einem kräftigen ‚Himbeergeist‘. Beschwingt trieb er die Malerschüler in die Dünen, wo sie ungeachtet der prallen Sonne fleißig arbeiten mußten. Zu einer Art geflügelten Wortes wurde Pechsteins Rat, den mir Ernst Mollenhauer übermittelt hat: „Jungens, nehmt man ordentlich Zinnober in den Pinsel!“ und ein anderer für die Nehrung bezeichnender Ausspruch Pechsteins lautete: „Meine Augen sind buchstäblich voll Licht!“

„Da war Schwung, da waren Pläne und Aus-sichten!“ erzählte mir Ernst Mollenhauer. Man war jung und unbeschwert, daher wußte man auch zu feiern. Hedwig Mollenhauer weiß sich mancher ‚Réunion‘ zu erinnern, bei der es bis in die frühen Morgenstunden hoch herging. Einmal war Lotte Pechstein auf den Einfall gekommen, als indische Tempeltänzerin aufzutreten, so wie sie Gott geschaffen hatte, nur vom Kopf bis zu den Fußspitzen bronziert, was Hedwig Mollenhauer besorgt hatte. Aber Max Pechstein erkannte sofort, daß hier Lebensgefahr bestand, und so mußte Frau Mollenhauer die indische Tempeltänzerin wieder ‚abschrubben‘. Noch heute weiß sie es genau:

„Max Pechstein sprach den ganzen Abend mit uns kein Wort!“

Vorsichtig lenkte ich das Gespräch auf die jungfräuliche Zeit Niddens, als es noch nicht entdeckt worden war. Hermann Blode war erst 21 Jahre und seine Frau gar erst 16, als sie nach dem frühen Tod des Großvaters den Gasthof übernehmen mußten. Es ist kein leichtes Stück Arbeit gewesen, mit so jungen Jahren eine derartige Verantwortung zu tragen und aus dem bescheidenen Gasthof die berühmte Künstlerherberge zu entwickeln. Hedwig Mollenhauer kramt in ihren Kindheitserinnerungen. Da taucht der alte Forstmeister Epha auf, der die Dünen bepflanzen ließ.

„Mein Vater“, weiß sie, „holte aus der Niederung Pflanzmaterial heran, und so gab es Jahre hindurch Beschäftigung für die damals materiell nicht gut ausgestatteten Fischer.“

Plötzlich kommt mir ein Name in den Sinn. Er zählte zu den großen Hoffnungen, die der Erste Weltkrieg zunichte gemacht hat. Außer dem Nehrungsdichter Walter Heymann, dem schon arrivierten Maler Ernst Bischoff-Culm nenne ich Hans Beppo Borschke. Frau Mollenhauer zögert eine lange Weile, dann kommt es stockend von ihren Lippen:

„Mit ihm war ich doch versprochen!“

1914 hatte Borschke die Einladung zu einer Kunstausstellung in die deutsch-ostafrikanische Kolonie, und zwar nach Daressalam, erhalten; auf der Reise dorthin überraschte ihn in Konstantinopel der Kriegsausbruch. Pfllichteifrig eilte er sogleich heim, ließ seine Bilder in der türkischen Hauptstadt zurück. Hedwig Mollenhauer hat weder den Verlobten, noch je etwas von seinen Werken wiedergesehen. 1926 hat dann Ernst Mollenhauer zum Gedenken an diese drei Toten des Ersten Weltkriegs, die Nidden so geliebt haben, einen zwei Meter hohen Eichenstamm aufgestellt, der in der Mitte von einem kobaltblauen Ring umzogen war und in goldenen Buchstaben die Namen der drei festhielt.

Die Kurische Nehrung hielt mancherlei Schönheiten verborgen und für den Kenner bereit. Warum aber ist neben Sarkau, Rossitten, Pillkopen, Schwarzort gerade Nidden so bevorzugt worden, was hat seinen besonderen Reiz ausgemacht? In einem alten Baedeker wird Nidden folgendermaßen angepriesen:

Die Eigenart seiner Lage, die Ursprünglichkeit seiner Bewohner machen Nidden, das sich mit den Ortsteilen Purwin, Skrusdin und Nidden 2½ Kilometer am Haffufer amphitheatralisch hinzieht, zu einem von Malern und Dichtern gern besuchten Ziel. . .

Ob wir nun bei Hermann Blode, der auf seinem Anwesen mitsamt der Dependence weit über hundert Gäste unterbringen konnte, im ‚Kurischen Elch‘, in der ‚Nordischen Linäa‘, in der ‚Königin Luise‘, bei ‚Sakut‘ gewohnt haben, in einem Fremdenheim oder privat bei Fischern untergekommen waren — wir alle sind gewiß den Niddener Seeweg oder den Badeweg entlang zum Ostseestrand gestapft, haben über Haff und Meer spähend auf der 63 Meter hohen Wanderdüne gestanden und sind auf dem Heimweg ehrfürchtig verstummend durch das ‚Tal des Schweigens‘ gezogen. Wir besichtigten an einem wolkenverhangenen Tag das reizvolle Trachtenmuseum oder statteten dem eigenartigen Nehrungsfriedhof einen Besuch ab, machten auf Spaziergängen Station am 18 Meter hohen Leuchtturm oder unternahmen gar eine Wagenfahrt in die Erlenbrüche des Elchreviers und waren dann beseligt, wenn wir eines solchen Urtiers ansichtig geworden waren. Bestimmt glitten unsere Blicke aber auch zum Schwiegermutterberg, wo der Dichter Thomas Mann seit 1930 sein Sommerhaus hatte, das die Ortseingesessenen ‚Onkel Toms Hütte‘ benannt hatten.



Ein Dreiklang unseres heimatlichen Sommers

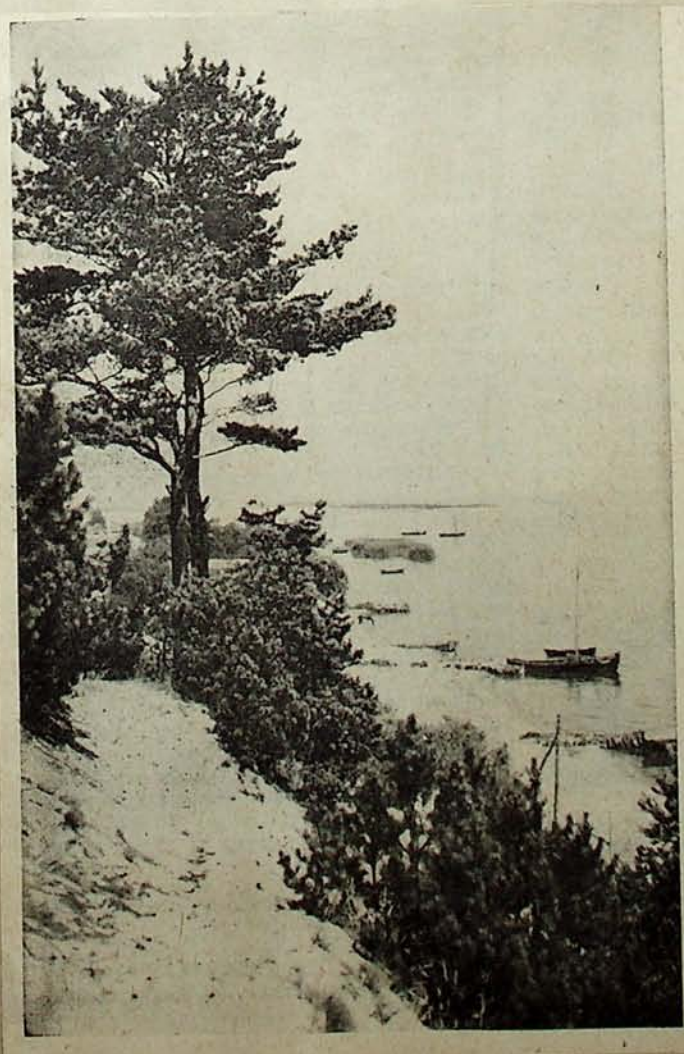
Dieser Kurenkahn, die weiten Wasser des Hafis und das duftende Heu, das sich der Neh-
rungstischer eben von der Memelniederung geholt hat.

Foto: Horst Sack



Fischerhaus in Nidden

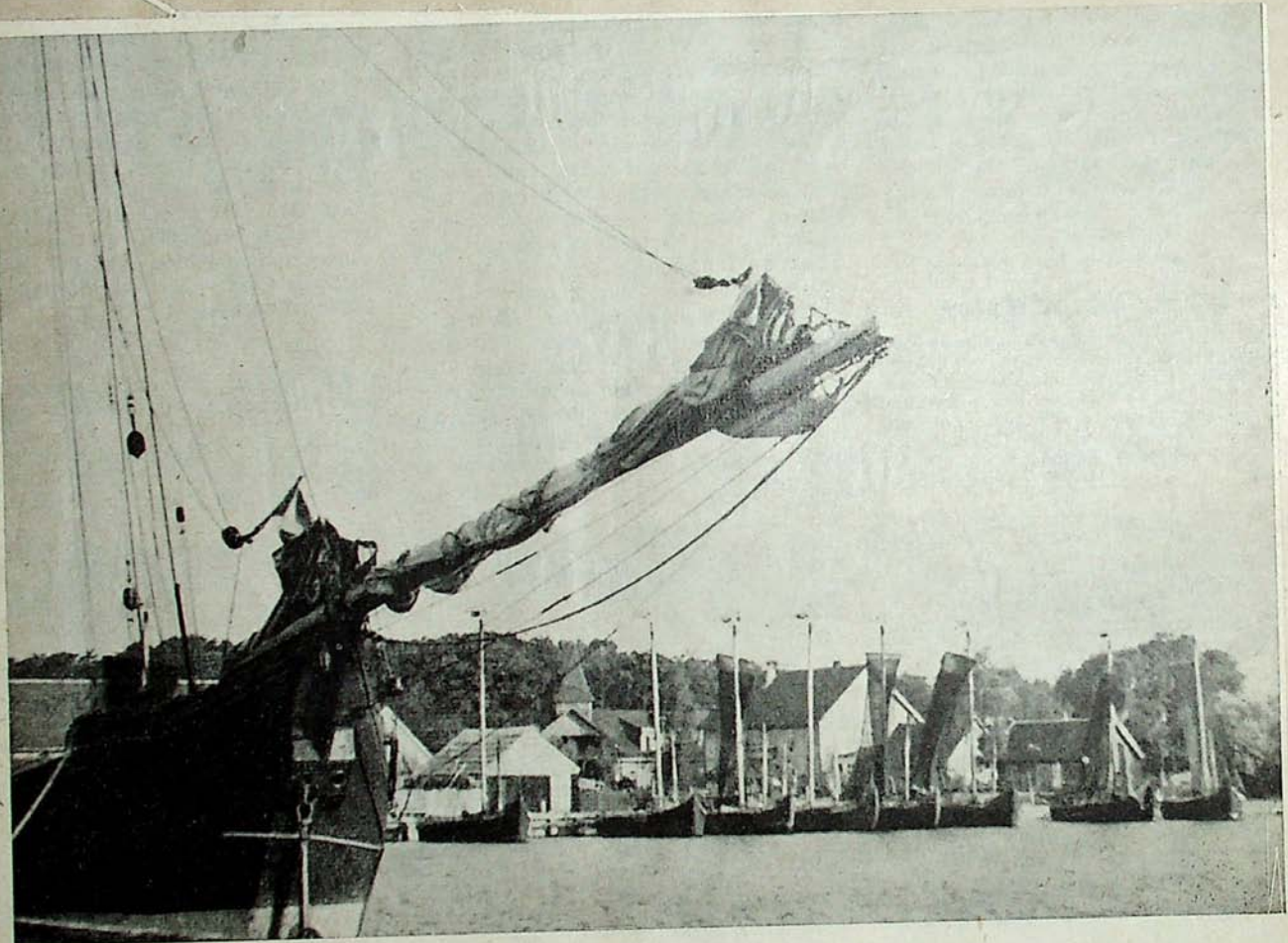
Aufn.: Kenner



52



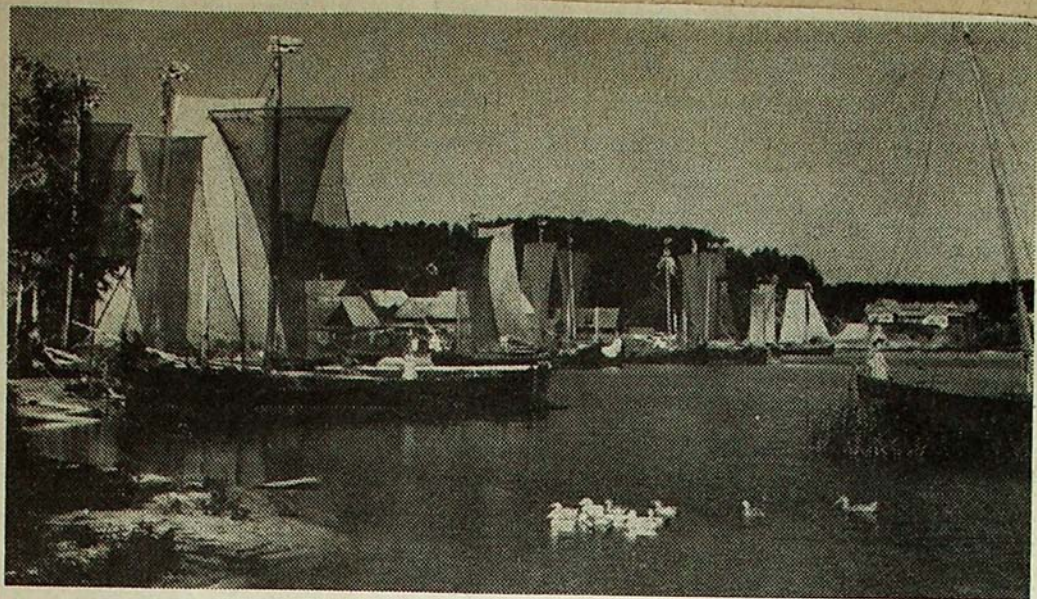
Die Kirche von Nidden



Einstmals im Niddener Hafen

Jede Fischerfamilie besaß einst ihren Kurenkahn, der aus den besonderen Witterungs- und Wasserverhältnissen der Nehrung entstanden war. Vom Vater hatten sich auf den Sohn die zweckmäßigste Art der Fischerel, der richtige Einsatz der verschiedenen Netze vererbt, nicht zuletzt auch die Kunst, den Kurenwimpel zu schnitzen.

Aufn.: MD-Archiv



Sommer in Nidden

Foto Hans Kenner

Zwei Frauen aus Nidden

Von Martin Kakies

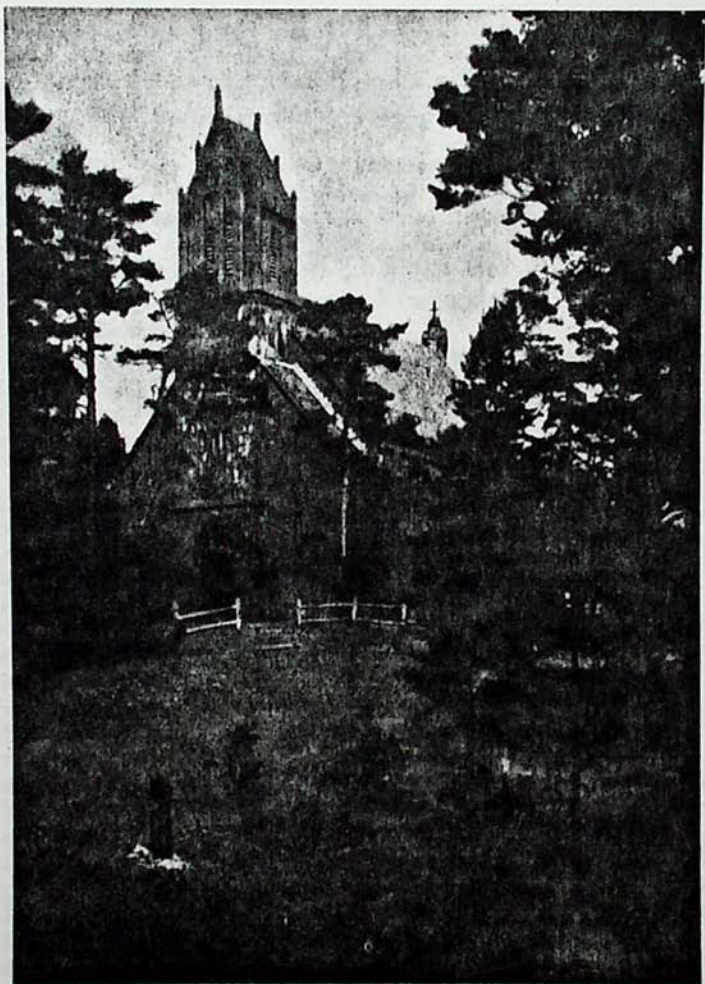
In der letzten Zeit sind, zum erstenmal seit dem Zusammenbruch, auch Frauen und Männer aus dem nördlichen Teil der Kurischen Nehrung zu uns nach dem Westen gekommen, aus den Dörfern Nidden, Preil, Perwelk und Schwarzort. Aus dem südlichen Teil mit Pillkopen, Rossitten und Sarkau, der zu dem von der Sowjetunion besetzten „Gebiet von Königsberg“ gehört, wurden 1948 sämtliche Deutsche nach der Sowjetzone und der Bundesrepublik gebracht.

Die Nehrung darf nur mit einer Sondergenehmigung betreten werden. Sie wird sehr scharf bewacht; das Betreten des Strandes ist bis auf ganz wenige Boot- und Badestellen verboten, und der Seestrand wird Tag für Tag geeggt, damit man Spuren feststellen kann. Ein Militärlager aber ist die Nehrung keineswegs; in den Dörfern spielt, wie früher auch, die Fischerei die wichtigste Rolle.

Wenn die Landsleute, die jetzt zu uns gekommen sind, erzählen, dann wissen sie auch von zwei Frauen zu berichten, die sich in dem Leben unter der fremden Macht besonders bewährt haben, von Anna Schekahn und Martha Schmidt. Sie selbst machen gar kein Aufhebens davon, wenn man mit ihnen spricht, für sie ist das, was sie getan haben, so selbstverständlich wie das Gehen und das Atmen. Aber es ist schön, hier von ihnen zu erzählen und zu zeigen, wie man mit Mut und freiem Sinn sich auch unter fremder Gewalt bewähren und behaupten kann.

Anna Schekahn erlebte den Einmarsch der Russen noch auf der Kurischen Nehrung in Sarkau; mit knapper Not entging sie dort dem Tod durch Erschießen. Mit den anderen gefangenen Zivilpersonen mußte sie nach Nidden marschieren. Und auch auf diesem Weg in Schnee und Eiseskälte schleppte sie einen Karton mit sich, den sie seit dem Verlassen ihres Heimatdorfes Nidden mit sich führte. Er enthielt weder Kleider noch Wäsche oder irgendwelche persönlichen Dinge sonst, in ihm befanden sich das Kruzifix aus der Kirche von Nidden, die Decken von Altar, Kanzel und Taufbecken und einige Leuchter. Ihr Mann Johann Schekahn, Fischerwirt mit eigenem Haus und Kurenkahn, war seit den zwanziger Jahren im Nebenberuf Glöckner der Kirche, und nachdem er im August 1944 zum Volkssturm eingezogen worden war, versah sie, Anna Schekahn, dieses Amt. Sie hielt es für ihre Pflicht, diese Zeichen der Kirche zu retten.

Niemand aus dem winterlichen Elendszug durfte in Nidden bleiben. Auch Anna Schekahn mußte mit den anderen über das Eis des Haffes weiter nach Windenburg marschieren. Sie hatte Glück, sie wurde nicht weiter verschleppt, sondern konnte in dem Dorf am Haff bleiben. Immer wieder versuchte sie, zurück nach Nidden zu



Die Kirche von Nidden

gelangen. Nach fünf Monaten glückte es. Sie war wieder in ihrem Heimatdorf, und sie wurde Wäscherin bei der Kommandantur.

Dann, an einem Abend im September 1945, vielleicht war es auch im Oktober, genau weiß Anna Schekahn das nicht, — an einem Sonntagabend, abends um sechs Uhr, erlebten die wenigen einheimischen Fischer, die damals wieder in Nidden lebten, etwas, was sie niemals vergessen werden. Eine kleine, rechtlose Schar inmitten der russischen Soldaten und der kommunistischen Parteileute, waren sie in Not und Sorge. Und nun erklangen Glockentöne, tröstlich und voller

Frieden. Die Glocken der Kirche von Nidden, die viele Monate geschwiegen hatten, läuteten wieder. Die klare herbstliche Luft trug die vollen Töne weit über die Bergkiefern und die weißen Waddendünen, über das stille Haff bis zum Festland und an den Strand der Ostsee.

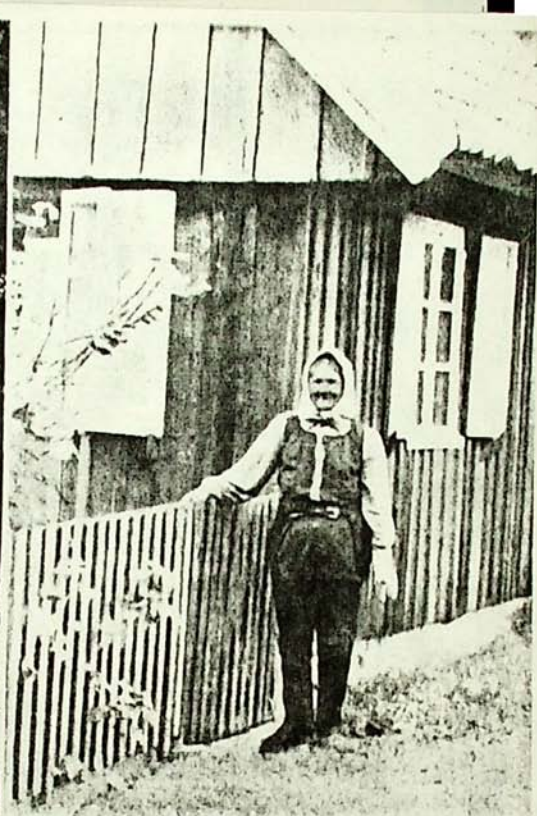
Solange die Kirche von Nidden stand, war jeder Sonntag am Abend zuvor eingeläutet worden, um sechs Uhr. Das war das Zeichen für die Menschen von Nidden, mit der Arbeit des Alltags aufzuhören und Sinn und Gedanken auf den Feiertag zu richten. Als dann die Flucht kam und der Einmarsch der Russen, war niemand da, die Glocken zu läuten, und die ersten Rückkehrer wagten es nicht. Die Glocken blieben stumm.

Nun aber erklangen die Glocken wie in alten Zeiten, die so fern lagen wie ein schönes Märchen, erklangen wieder, geläutet von einer Frau, von Anna Schekahn. Reinhold Radmacher, ein Junge in noch schulpflichtigem Alter, half ihr dabei.

Am nächsten Morgen, am Sonntag, ertönten wiederum die Kirchenglocken. Von nun an läutete Anna Schekahn sie an jedem Sonnabendabend und an jedem Sonntagfrüh, genau so, wie das ihr Mann viele Jahre hindurch getan hatte. Es gab keinen Geistlichen in Nidden und keinen Gottesdienst. Niemand hatte ihr das Läuten der Glocken befohlen, niemand sie dazu aufgefordert. Es winkte auch kein Lohn, im Gegenteil. Anna Schekahn weiß, daß sie sich mit diesem Kirchendienst bei den kommunistischen Machthabern keine Freunde schafft; er kann von ihnen nur zu leicht als eine Herausforderung angesehen werden. Es sind die Jahre 1945 und 1946, die Gefahr für Leben und Sicherheit ist keineswegs gebannt, und dieses Läuten könnte würden Familien von der Kurischen Nehrung nach Sibirien geschickt, Menschen sogar, die erst 1947 im Vertrauen auf große Versprechungen aus dem Westen wieder zurück in ihre Heimat gegangen waren. Aber Johann Schekahn ist nicht zurückgekehrt, er ist bei Königsberg gefallen. Seine Frau kann einfach nicht anders, sie muß die Glocken läuten, mag das auch gefährlich sein. In der Woche fährt sie mit den Männern auf das Haff zum Fischfang, es ist eine harte Arbeit für eine Frau von mehr als fünfzig Jahren. Wenn aber der Sonnabend zu Ende geht, dann steigt sie den sandigen Abhang hinauf, auf dem im Wald die Kirche steht, steigt in den Turm und setzt die beiden Glocken in Bewegung. Das gehört zu ihrem Pflichtenkreis, zu ihrer Heimat, zu ihrer Welt.

Ein solcher Dienst mußte manchem Parteimann sonderbar, ja verdächtig erscheinen. Anna Schekahn kam denn auch in den Verdacht, in der Kirche einen Goldschatz versteckt zu haben. Ein Haufen Brickett, der in jener Zeit noch in der Kirche lagerte, wurde durchwühlt, die Dielen der Sakristei wurden aufgerissen. Natürlich fand man nichts. Die Kirche des Fischerdorfes verfügte wahrlich nicht über Reichtümer.

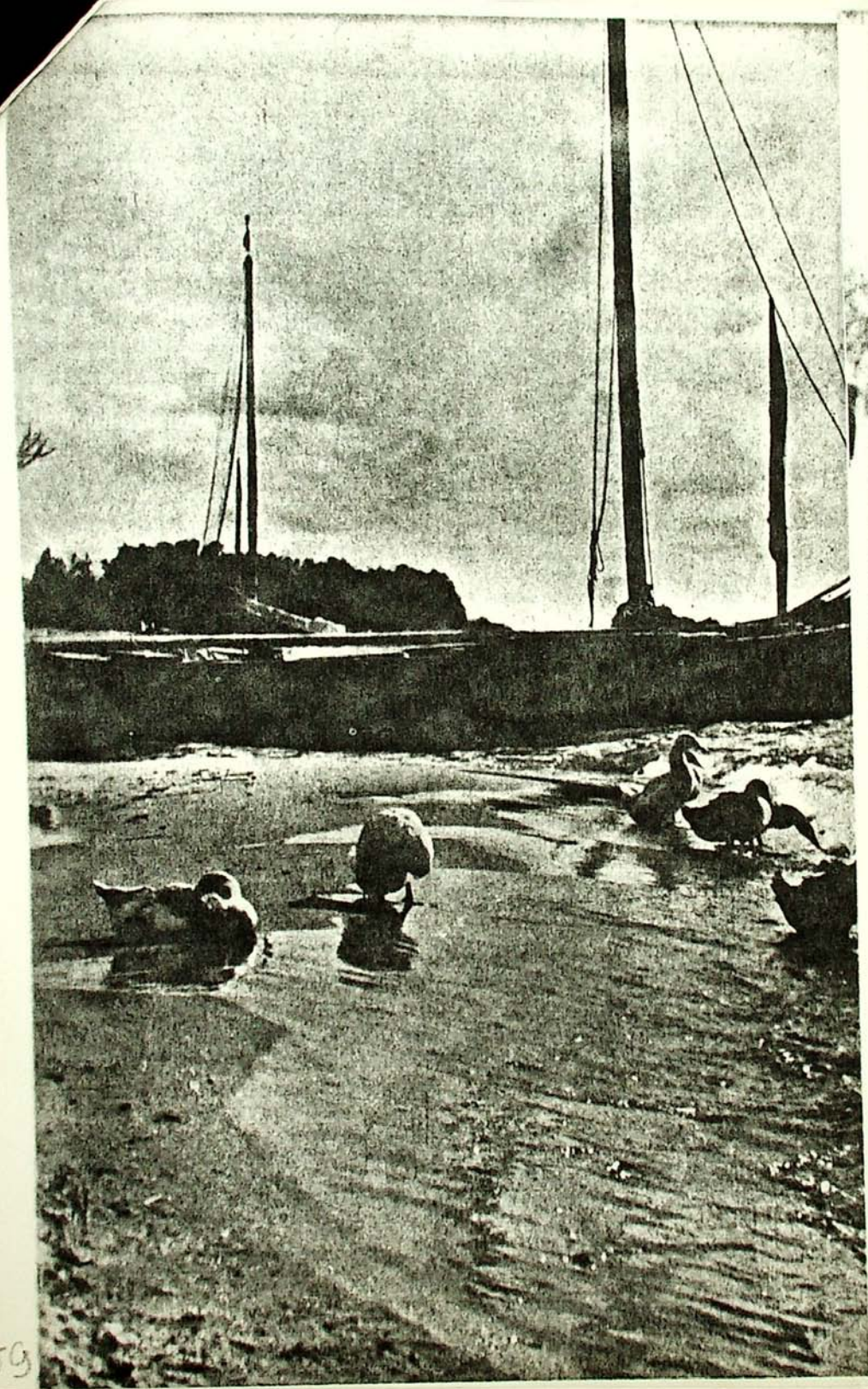
So gab Frau Schekahn viele Monate hindurch mit den Glocken der Kirche sich selbst und ihren Leidensgefährten Trost und Hoffnung. Dann wurde sie endlich abgelöst. Einer der Kirchenältesten des Dor-



Rechts: Frau Schekahn vor ihrem Haus in Nidden. So, in dieser Fischerkleidung, hat sie über zehn Jahre hindurch auf dem Hall vor Nidden gefischt, auch bei Sturm, Regen und winterlicher Kälte. — Links: Martha Schmidt (rechts, vom Leser aus gesehen) vor dem Haus des Malers Knaut, in dem sich jetzt die Försterei Nidden befindet. Neben Martha Schmidt der Chauffeur und die Buchhalterin der Försterei.

fes, der Fischerwirt Hans Sakuth, war aus der Gefangenschaft zurückgekehrt. Er übernahm das Läuten, und Anna Schekahn brauchte ihm nur noch zu helfen.

Die Kirche war wüst und leer, selbst das Altarbild war herausgeschnitten worden. Eines Tages nun, es war im Jahr 1955, waren von der Kirche her Krach und Gepolter und laute Stimmen zu hören. Die wenigen deutschen Frauen und Männer, die in Nidden lebten, liefen zur Kirche. Sie fanden die größere der beiden Glocken draußen auf der Erde. Der Vorsitzende der Fischereikolchose, ein litauischer Kommunist, hatte sie mit einigen Helfern — auch der Bürgermeister war dabei — durch eine Öffnung des Turmes hinausgeworfen, und jetzt waren sie dabei, der ersten Glocke die zweite folgen zu lassen. Aus beiden Glocken hatten sie die Klöppel entfernt. Als die Niddener sehr erregt protestierten, hörten die Männer mit ihrer frevlerischen Arbeit tatsächlich auf; die zweite Glocke blieb in ihrem Stuhl. Der Mann von der Kolchose, ein mächtiger Mann, zückte ein Schriftstück und erklärte, der Staat habe ihm die Kirche übergeben, schriftlich,



wie man sehen könne. Sie stehe leer und unbenutzt da und sei unnütz, und so solle sie jetzt Magazin werden. Die Kirche gehöre nicht dem Staat, antworteten die Frauen und Männer des Dorfes, sondern, so lange sie stehe, der Gemeinde, und der Staat habe kein Recht, sie dieser zu nehmen.

Es gab ein sehr erregtes Hin und Her. Die Niddener, obwohl an Zahl recht klein und ohne jede äußere Macht, schritten zur Tat. Sie fragten nicht danach, ob man sie wegen Widerstand gegen die Macht des Staates oder der Partei verhaften und aburteilen würde. Sie schritten zur Glocke, hoben sie hoch und trugen sie fort den Abhang hinab und über die Straße in das Haus eines der Ihrigen, und verschlossen sie dort.

Hans Sakuth fuhr nun nach Wilna, einmal und noch einmal und ein drittes Mal. Immer wieder wies er in dem zuständigen Ministerium darauf hin, daß nach der sowjetrussischen Verfassung der Glaube frei sei und daß die Kirche der Gemeinde gehöre und nicht dem Staat. Er erreichte das beinahe Unwahrscheinliche: die Kirche wurde der Gemeinde zurückgegeben, und Hans Sakuth erhielt die Genehmigung, in der Kirche Gottesdienst zu halten. Die gestürzte Glocke wurde wieder auf ihren Platz geschafft, die Klöppel wurden eingehängt, und wieder läuteten die Glocken über Dorf, Haß und Wald.

Hans Sakuth hatte schon vorher Hausandachten abgehalten, jetzt las er die Predigt in der Kirche. Erst in litauischer Sprache, denn Nidden liegt ja in der sogenannten Litauischen Sowjetrepublik, dann ging er allmählich zur deutschen Sprache über. An jedem Sonntag hielt er den Gottesdienst ab, im Sommer und auch im Winter, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter. Oft mußte erst der Schnee, der durch die zerschlagenen Fenster in den Kirchenraum geweht war, herausgeschaufelt werden, ehe in der bitterkalten Kirche der Gottesdienst beginnen konnte.

Tausende von Rubel brachten die wenigen deutschen Fischer von Nidden auf, um ihr Gotteshaus langsam wieder instand zu setzen. Als Ersatz für das zerstörte Altarbild wurde ein neues gemalt, das ebenfalls Christus mit dem sinkenden Petrus zeigte; es wurde an den alten Platz gestellt.

„Der Glaube ist nicht verboten! Der Glaube ist frei!“ Das haben die Frauen und Männer von Nidden gesagt und gerufen, wenn es not tat, das war wie ein Losungswort. Sie hatten auch den Mut und den freien Sinn, nach ihm zu handeln.

So wie Anna Schekahn und die Niddener für ihre Kirche kämpften, so entschlossen schützte Martha Schmidt ihren Wald, den Wald der

Ein Bild von der Kurischen Nehrung, vielen von uns aus eigenem Erleben vertraut. Man riecht förmlich die weiche Luft, die an diesem Septembertag vom Festland über das weite Haß gestrichen kommt. Hinter den auf das Ufer gezogenen Kurenkähnen und dem niedrigen Kiefernwald liegt Nidden. (Eine Aufnahme aus der Zeit vor der Vertreibung).

Aufnahme Ilse Päßler



Ein Begräbniszug auf der Dorfstraße von Preil. Neben dem Sarg (ohne Mütze, mit gefalteten Händen) Hans Sakuth. Unsere Landsleute versuchten, auch ohne Hilfe eines Geistlichen die Beerdigungen würdig zu gestalten, so wie sie immer alles daran setzten, als evangelische Christen zu leben und, wenn die Stunde gekommen war, zu sterben.

Nehrung. Sie ist in ihm groß geworden, sie war als Kind dabei, wie ihr Vater mit den Dünenarbeitern die Wanderdünen festlegte und bepflanzte. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg, als ihr Vater starb, folgte sie ihm in seinem Amt als Forstschutzgehilfin in Perwelk. Weder in Deutschland noch sonstwo gab es weibliche Forstschutzbeamte, sie war die einzige, von der man wußte, und sie wurde so beinahe berühmt. Ihren Dienst versah sie zur vollen Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten. Als das Memelgebiet 1939 wieder zu Deutschland kam, beließ man sie in ihrem Amt. Niemand sprach von Fräulein Schmidt, weit und breit, und nicht nur bei den Nehrungern war sie als Martha Schmidt bekannt und beliebt.

Die ersten zwanzig Monate nach dem Zusammenbruch waren für Martha Schmidt von großer Härte, so wie für viele Frauen, die in Ostpreußen zurückgeblieben waren. Es gelang ihr schließlich, aus der Not und dem Elend eines Arbeitslagers nach der Kurischen Nehrung, nach Nidden zu fliehen, und im Dezember 1946 wurde sie dort als Forstschutzgehilfin angestellt.

Es herrschten damals noch wilde Zustände. Mancher Mann hätte sich gescheut, dieses gefährliche und undankbare Amt zu übernehmen, und wenn schon, dann hätte er mit den Holz- und Wilddieben wohl gemeinsame Sache gemacht. Martha Schmidt dachte nicht daran, sich das Leben leicht zu machen. Sie war eingesetzt, Wald und Wild zu schützen, und sie erfüllte diese Pflicht ohne jede Rücksicht auf sich selbst. Das hört sich wie etwas Selbstverständliches an, aber man muß

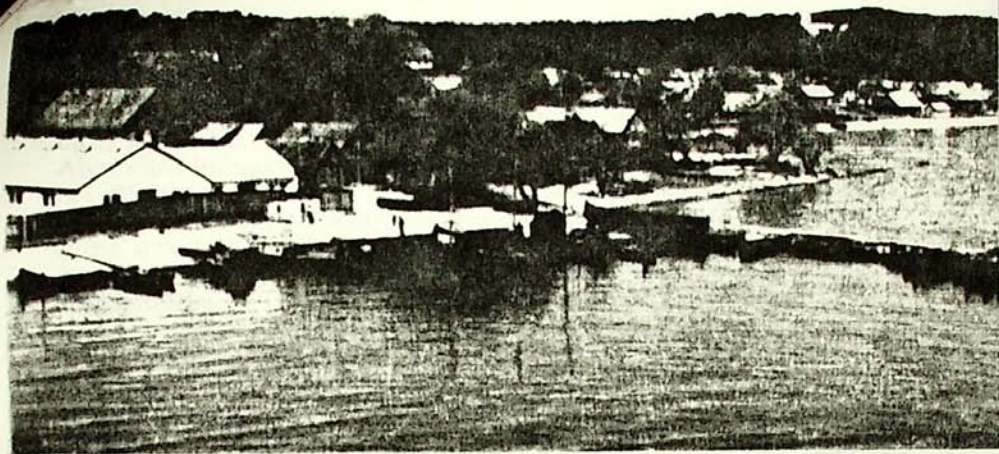


So zeigt sich der Landungssteg des Halens, vom Ufer an den Fischverarbeitungsschuppen aus gesehen. Wo früher die „Hertha“ und das „Kurische Hall“ anlegten, liegt jetzt ein Schiff, das zwischen Nidden und Memel verkehrt. Auf dem Steg erhebt sich ein Beobachtungsturm. — Fischer Pinkis, ein alleingesessener Fischer, macht sein Boot klar für eine Fahrt.

bedenken, daß es sich bei den Übeltätern fast immer um Angehörige der sowjetrussischen Truppen handelte. Wo sie diese im Wald auch antraf, trat sie ihnen entgegen, eine Frau allein, weit entfernt vom nächsten Dorf und ohne jede Waffe. Als 1954 die Forstschutzbeamten mit Flinten ausgerüstet wurden, verzichtete sie auf eine Waffe. So wenig wahrscheinlich es war, — sie, Martha Schmidt, setzte sich auch den russischen Soldaten gegenüber durch.

Es gibt zahlreiche Geschichten davon, wie sie ihren Dienst versah. So zum Beispiel die, wie sie einem Offizier des NKWD, der gefürchteten Sicherheitspolizei, gegenübertrat. Dieser hatte Martha Schmidt, kaum daß sie nach Nidden gekommen war, lange und hartnäckig über ihre politische Vergangenheit verhört. Sie wurde aller möglichen Dinge verdächtigt, aber sie konnte die Beschuldigungen zurückweisen. Eine Weile später nun sah sie, wie dieser Offizier vor seiner Wohnung Holz zerkleinerte, das offenbar eben aus dem Wald geholt worden war. Sie hätte allen Grund gehabt, um diesen Mann einen weiten Bogen zu machen, er konnte ihr sehr schaden, aber sie ging auf ihn zu und fragte ihn nach der Herkunft des Holzes. Wie sich herausstellte, war es rechtmäßig erworben worden.

Einmal, noch im Jahre 1947, brachte sie einen Soldaten zur Anzeige, der im Wald Stangen für einen Wachturm schälte. Sie meldete es, die Truppe erhielt eine Strafe von 2000 Rubel, und der verantwortliche Offizier wurde versetzt. Sie stellte auch einen wildernden Soldaten, der sein Gewehr bereits auf einen Rehbock angelegt hatte.



Ein Blick vom Landungssteg des Halens von Nidden auf das Dorf. Vorne links die neu errichteten Schuppen für die Fischverarbeitung. Ganz rechts oben ist im Wald als heller Punkt die Kirche zu erkennen.

Der Bock sprang nach den lauten Rufen ab, und der Soldat zog davon. Aber ebensogut hätte er seine Waffe auch auf die Frau richten können, die ihm den Spaß verdorben hatte. Selbst vor einem bewaffneten Trupp von acht Marinesoldaten, der in den Wald eindrang, gab sie nicht auf, sie zwang ihn zur Rückkehr.

Nur ein einziges Mal griff sie nicht ganz durch, als nämlich zwei Grenzsoldaten mit Axt und Säge im Wald von Preil eine Erle fällten. Sie trat ihnen entgegen, so daß sie mit ihrem Fuhrwerk abzogen, aber sie konnte es nicht wagen, den beiden nun auch Axt und Säge fortzunehmen. Sie waren nämlich betrunken, und in diesem Zustand sind russische Soldaten unberechenbar. Einmal hatte einen die Wut so gepackt, daß er eine Hochzeitsgesellschaft mit Eierhandgranaten bewarf, eine Beschäftigung, bei der ihm selbst so ziemlich die ganze rechte Hand abgerissen wurde. Es war also schon besser, mit den beiden Soldaten nicht erst einen Kampf gerade um eine Axt zu beginnen.

Durch ihr mutiges und entschlossenes Auftreten verschaffte sich Martha Schmidt Achtung und Respekt. Auch die wildesten Gesellen spürten, daß hier eine Frau ohne Rücksicht auf sich selbst ihre Pflicht tat.

Kam Martha Schmidt durch ihren Dienst in einen Zwiespalt? Brachte er sie in einen Gewissenskonflikt? Sie brauchte darüber nicht viel nachzugrübeln. Der Wald, den sie schützte, war und blieb der Wald ihrer Heimat. Die Vordüne, die sie mit Strandhafer bepflanzte, damit der Sand nicht weiter auf die Nehrung trieb und die Bäume unter sich begrub, war und blieb ihre Vordüne. Die Nehrung war und blieb ihre Heimat, so wie sie unsere Heimat ist und bleibt. Es hat keinen Sinn, sie zur Wüste werden zu lassen.

Martha Schmidt hatte auch die Freude, wieder die ersten Elche

auf der Nehrung zu sehen. In jenen zwanzig Jahren bis zum Zusammenbruch, als sie ihren Dienst im Revier von Perwelk versah, waren ihr Elche ein vertrauter Anblick. Dann, nach dem Zusammenbruch, wurden sie ausgerottet. 1955 spürte sie zum erstenmal einen Elch; ihn selbst bekam sie nicht zu Gesicht; sie sah nur seine Fährte. Aber ein Jahr später traf sie gleich vier Elche, und zwar einen Gabler, ein Elchtier mit einem vorjährigen Kalb und ein zweites Elchtier. 1957 sah ein Förster bei Erlenhorst sogar einen Zwölfender. Ob diese Elche aus Litauen herübergewechselt sind oder ob sie sich auf der Nehrung über viele Jahre hindurch gerettet haben, ist natürlich nicht festzustellen.

*

Es sind nur wenige, sehr wenige Deutsche — kurische Fischer —, die jetzt noch in ihrer alten Heimat auf der Kurischen Nehrung leben, in Nidden, Preil und Perwelk, — nicht viel mehr als die etwa zwanzig Kurenkähne, die am Ufer des Haffs liegen und die nur noch benutzt werden, wenn man von der Festlandseite Heu nach der Nehrung herüberschaffen will. Wenn man meint, daß der Mensch vom Brot allein leben kann, dann geht es ihnen dort bestimmt gut. Der Fischreichtum des Haffes ist nach dem Raubbau zwar zurückgegangen, aber die Fischereikolchose macht immer noch reichliche Fänge, und diese werden gut bezahlt.

Auch die Nehrunger, die jetzt zu uns nach dem Westen gekommen sind, führten kein schlechtes Leben im materiellen Sinn. Und doch verließen sie ihre Heimat. Jahre hindurch haben sie gearbeitet und einen zähen Kampf gekämpft, so wie Anna Schekahn und Martha Schmidt. Aber die Gedanken wanderten doch immer wieder fort aus der Heimat, in der jetzt fast nur noch fremde Menschen wohnen, aus der Heimat, in der die Kinder Sowjetrussen werden sollten. Alles Sinnen und Trachten ging in die Ferne, ging nach dem Westen. Er ist kein Paradies, sie wußten es ebenso wie wir alle es wissen; aber sie wußten auch, daß er jedem die Möglichkeit gibt, in Freiheit zu leben.

Die Kurische Nehrung

Ist so merkwürdig, daß man sie ebenso wie Spanien oder Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll, — das sagte der große Gelehrte und Weltreisende Wilhelm von Humboldt vor mehr als hundert Jahren. Wir können die Kurische Nehrung jetzt nicht mehr in Wirklichkeit erleben, aber ihr wunderbares Bild haben wir vor Augen in dem Ende 1959 erschienenen Werk

„Die Kurische Nehrung in 144 Bildern“

Es gibt kein Buch, das auch nur annähernd so viel Aufnahmen von der Nehrung bringt wie dieses. Und so schön sind die Bilder, daß man nicht aufhören möchte, sie zu betrachten. In Ganzln. kostet der Bildband ca. 14,80 DM.

VERLAG GERHARD RAUTENBERG, LEER/OSTFR.

Nidden im Jahre 1905

In Nidden wohnten schon vor dem Ersten Weltkrieg viele Maler in dem berühmten Gasthaus Blode. Das Dorf hatte damals eine Kirche, eine Schule und zwei Gasthäuser. Die Fischerhäuser standen mit dem Giebel nach der Dorfstraße zu. Sie waren blau angestrichen mit grünen Fensterläden, die Spitze des Giebels zierte ein geschnitzter Pferdekopf. Die Fischerfamilien pflegten in ihren kleinen Gärten die schönsten Blumen, besonders Malven.

Wir wurden damals — 1905 — noch ausgebootet. Das von Cranz kommende Schiff konnte in Nidden nicht anlegen, weil Nidden zu der Zeit noch keinen Hafen hatte. Der alte Fischer Fröse holte uns mit seinem Postkahn ab. Diese Umschiffung war nicht ganz leicht für uns Landratten, denn das Haff mit seinen kurzen Wellen hatte es in sich. Mit vielem Lachen, Zureden und kräftiger Hilfe gelang es uns aber, an Land zu kommen.

Wir wohnten in einem neuen Hause gegenüber der Pfarre. Nun folgten wundervolle Wochen für uns alle, besonders für mich. Wir genossen die salzige Seeluft, die frischen Zander, die Charla prächtig zubereitete, die geräucherten Flundern, die wir selbst aus der primitiven Räuchererei am Strande holten. Sie gingen paarweise über einem Stock und kosteten damals 30 Pfennige.

Ich befreundete mich mit den Fischern, vor allem mit Wilm Fröse, fuhr mit ihnen aufs Haff hinaus zum Fischfang, half ihnen die frischen Flundern aus dem Gaddernetz mühsam herausnehmen, bespritzte die Segel. Einmal fuhr ich sogar zum Keiteln. Der „Keitel“ war ein großes Netz in der Art einer Zipfelmütze. Er wurde ausgeworfen, die Segel wurden eingezogen, und nun trieb das Schiff steuerlos auf dem Wasser. Es schlingerte furchtbar. Ich wurde schwer sekrank, fuhr aber immer wieder mit, denn an Land war ich gleich wieder gesund.

Meine Freundin Lotte und ich waren viel mit Maria Gulbis zusammen, einem jungen, schönen Niddener Mädchen, das eigenartige Gedichte verfaßte. Die Mädchen auf der Kurischen Nehrung waren meist hochgewachsen, blond und schön. Sehr genoß ich ihren Anblick beim Kirchengang, wenn sie die Volkstracht angelegt hatten. Sie gingen meist zu vieren die Dorfstraße entlang, an unserem Hause vorbei, den gewundenen Kirchweg hinauf zur Kirche, die hoch über dem Dorfe lag. Sie gingen bedächtig, jede hatte das Gesangbuch mit einem weißen Tüchlein und einem kleinen Blumenstraß in den Händen. Ich fand ihre Tracht sehr kleidsam, besonders die kleinen Pantoffeln mit hohen, roten Hacken.

Ich liebte es, den alten Fischern zuzuhören, wenn sie, mit der nie ausgehenden Pfeife im

Munde, von ihren weiten Seereisen erzählten. Manche kannten die ganze Welt. Die meisten hatten bei der Marine gedient.

Lotte streifte viel mit ihrem Malkasten umher. Die Landschaft der Nehrung bietet dem Malerauge unendlich viel Anregung und viele Motive. Ich glaube, auf der ganzen Welt gibt es wenige Landschaften, die so seltsam, so dem Göttlichen und der Ewigkeit nahe sind wie die Dünen. Wenn Lotte und ich den Anju Calys bestiegen, so sahen wir nur zwei Farben; den gelben Sand und den blauen Himmel darüber. Von den hohen Dünenrücken erblickte man auf der einen Seite das Haff, auf der anderen Seite das Meer. Wir setzten uns ermüdet nieder, und wehender Sand strich mit leise singendem Ton an uns vorüber.

Als wir an einem Sonntagnachmittag in der Glasveranda saßen und Kaffee tranken, erschien Wilm Fröse im Sonntagsstaat — ich sollte mit ihm Karussell fahren, denn eine Luftschaukel war nach Nidden gekommen zur großen Freude der Jugend, die damals mit Vergnügungen nicht verwöhnt war. Ich ging mit und mußte in das Schaukelboot steigen, und die Runde begann.

„Wilm“, hat ich, „nicht so hoch!“, denn natürlich hatte er seinen Stolz und seine ganze Kraft eingesetzt. Wir flogen bis unter die Decke, und wenn wir herunterkamen, war ich fast soweit wie beim Keiteln. Wilm strahlte, brachte mich nach Hause, und ich bedankte mich sehr, war in Wahrheit aber froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Mit unseren Freunden unternahmen wir viele Bootsfahrten. Mitunter war der Maler Professor Georg Knorr dabei, wenn er sich die Zeit dazu gönnte, denn er malte viel. Außer vielen Landschaftsbildern und Motiven von der Kurischen Nehrung war er damals durch dekorative Gemälde für das Königsberger Regierungsgebäude und das Wilhelmsgymnasium bekannt geworden. Ich entsinne mich einiger seiner Bilder: Ein Fischerhaus auf einer hohen Düne — eine vom Winde zerzauste Kiefer — Strandhafer — darüber der blaßblaue Himmel — manchmal auch mit Gewitterwolken. Wundervoll war und düftig in den Farben! Ich hätte gern einige dieser kleinen Bilder kopiert, denn das verstand ich gut. Und wirklich, Professor Knorr schickte später ein großes Paket mit verschiedenen seiner Originale, die mir besonders gefielen, nach Lyck. Ich hatte große Freude daran, vier von diesen Bildern zu kopieren.

Gelegentlich unserer Zusammenkünfte bei Blode wurde beschlossen, eine Simon-Dachfeier zu veranstalten, und zwar bei Zander, der den größten Saal hatte. Viele, viele Vorbereitungen!

Im ersten Teil sprach Professor Joost über Simon Dach. Die Schulkinder sangen „Anchen von Tharau“ und sagte Gedichte auf. Der Lehrer dirigierte — er hatte die Einzelheiten der Feier vorbereitet.

Im zweiten Teil traten Fräulein von Brandt und ich auf. Es war die Zeit des Überbrettls. Ich schwärmte für Wolzogen und seine Frau, die damals diese Überbrettli-Lieder zur Laute sang und sehr gefeiert wurde.

Also, wir sangen und tanzten Überbrettli-Sachen, hatten uns mit Blumen schön zurechtgemacht; ich mit Malven im Haar. Ein Tanzduett gefiel besonders. Ich glaube, es hieß „Ein lustiger Knabe ist der Mai“ oder so ähnlich. Es war eine erdrückende Fülle im Saal, und die Fischer, Frauen und Männer, waren begeistert. Um zwölf Uhr wurde eine Kaffeetafel gedeckt, Joost feierten ihre Silberne Hochzeit, und Frau Joost holte die köstlichsten Kuchen herbei. Es gab viele Reden und Gratulationen.

Professor Joost wünschte sich von mir „Ruhe süß Liebchen aus“, „Die schöne Magelone“ von Brahms. Ich sang dieses Lied sehr gern, aber — in dem niedrigen Saal — in der Luft und in dem Rauch! Na, ich tat mein Möglichstes. Joost begleitete und trauerte sich. Später gingen wir einander. Wilm Fröse und ein anderer junger Fischer brachten mich nach Hause. Wir wand-

ten die dämmerige Dorfstraße entlang, ich in der Mitte, und die beiden Fischer führten mich, hielten meine weichen, kleinen Hände in ihren großen, warmen, harten. Dieses schöne, beruhigende Gefühl, das von ihnen ausging, ist mir noch gegenwärtig.

Wir gingen nicht schlafen, denn wir reisten am nächsten Morgen ab. Zum Frühstück holte ich frische Brötchen. Der Bäcker hatte das Fest natürlich auch mitgefeiert. Er freute sich und lobte mich. Zum letzten Male frühstückten wir in der einfachen Glasveranda, die uns so vertraut geworden war. Dann ging es an den Strand.

Es war ein wundervoller Morgen, ohne Wind. Das Haff lag spiegelblank. Alle unsere Freunde hatten sich zum Abschiednehmen versammelt. Ich erhielt von den Fischern zwei dicke Blumenkränze, die ich umhängen mußte. Der alte Fröse ruderte langsam aufs Haff — der Dampfer wartete. Alles winkte, alle waren wehmütig und tief in Abschiedsstimmung versunken.

Wir standen oben auf dem Deck des Dampfers, und Nidden entschwand immer mehr und mehr unseren Blicken. Zuletzt war es noch ein köstliches Gemisch von ganz hellen, flüsternden Farben, wie venezianisches Glas — die sonnenbeschienenen Blumen — der zartblaue Himmel

Paula Reinboth

Foto Kopie Reinboths Reise in Ostpreußen

Nidden

Auf Elsfährte.

Gegen Mittag legt unser Dampfer in Nidden an. Die litauische Paß- und Zollkontrolle erscheint. Die Leute nehmen sich ganz manierlich und betrachten sich unsere Koffer nur von außen. Dann gehts an Land zum Hotel „Königin Luise“. Nach der Wasserfahrt schmeckt das Essen vorzüglich. Wir erkundigen uns, wie man am besten ins Elschrevier kommt, denn diese Tiere müssen wir unbedingt sehen. Der Wagen wird angespannt. Wir steigen auf, dann gehts zum Ort hinaus auf die alte Nehrungspoststraße. Die Sonne brennt, und die Luft ist schwül. Kein Lebewesen begegnet uns, alles ist friedlich still. Das eine von unsern Pferdchen zieht recht brav, aber das andere hat keine Lust. Es angelt so lange mit dem Schwanz in der Luft herum, bis es das Lenkseil gefaßt hat, dann klemmt es dieses unter den Schwanz, und der Kutscher kann nichts mit ihm aufstellen. Der sieht sich das eine ganze Weile mit an, bis es ihm aber doch zu bunt wird. Er steigt ab und hält dem Widerspenstigen eine Predigt, in der viel von „Dammlige Krät“ die Rede ist. Scheinbar hat es auch genüßt, denn der Widerstand ist gebrochen. Eintrittlich ziehen die beiden Braunen nun mit dem Wagen weiter. Wir sind ja schon so aufgeregt. Hinter jedem Baum vermuten wir Elche, aber immer ist es eine Täuschung. Wir biegen von der Poststraße, auf der wir wohl eine Stunde gefahren sind, ab und fahren auf einem ganz engen Pfad durch den Wald. Oßt ist der Wagen bis zu den Achsen im Wasser, dann gehts wieder über Sandboden. Unsere Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Der Kutscher beruhigt uns. Er sagt, daß wir bestimmt Elche zu sehen bekommen. Unterwegs treffen wir auf einen Fuchs. Scheinbar hat er ein schlechtes Gewissen, denn er ergreift schleunigst die Flucht. Ab und zu lugt auch mal ein kleines Reh aus dem Grün, um dann schnell bei unserm Anblick zu entfliehen. Aber wo bleiben die Elche? Da — unser Kutscher hält den Wagen plötzlich an und zeigt mit der Peitsche auf das Dickicht vor uns. Wir sehen erst nichts. Aber er hat geübtere Augen. Jetzt erkennen wir ihn auch, den ersten Elch. Er bäugst uns auch, frißt aber ruhig weiter die Zweige ab und kümmerst sich nicht weiter um uns. Wir sind noch ganz in seinen Anblick versunken, als in der etwas entfernten Richtung ein zweiter und dritter erscheint. In majestätischer Ruhe ziehen sie dahin. — Vater hatte mir schon früher, als wir mal im Altonaer Museum einen ausgestopften Elch sahen, erzählt, daß in seiner Heimat noch solche Tiere leben. — Herrlich war der Anblick. Die hohen hellen Beine tragen den mächtigen dunkelbraunen Körper, auf dem Kopf stehen die Riesenschaukeln des Geweihs. Wir fahren weiter in den Wald hinein und stöbern dort zwei Muttertiere mit ihren Jungen auf. Sie fürchten aber scheinbar für das Wohlergehen der Kleinen und ziehen weiter durch den Sumpf in das schützende Dickicht hinein. Plötzlich rauscht und kracht es vor uns im Gestrüpp. Ein mächtiger Elch, der dort gelegen, erhebt sich vor uns. Ich habe Furcht, daß er uns angreifen könne, so drohend steht er vor uns. Aber nachdem er uns und wir ihn lange genug betrachtet haben, begibt er sich mit einem gewaltigen Sprung über eine Sumpfstelle in das Dickicht. Die Zweige schliegen sich hinter ihm und lassen ihn verschwinden. Wir treten den Heimweg an. Die Sonne ist inzwischen hinter Wolken verschwunden. Der ganze Himmel sieht bleigrau aus. Der Kutscher treibt die Pferdchen zu eiligerem Lauf an. Als wir noch ein ganzes Stück vom Dorf entfernt sind, fallen schon die ersten Regentropfen. Wir ziehen unsere Mäntel an und hüllen uns in die Decken. Von Nidden kommen uns einige Fischer in Delzeug entgegen, die nach ihren Booten und Netzen sehen wollen, da ein Unwetter im Anzuge ist. Wir erreichen endlich unser Hotel. Raun sind wir unter dem schützenden Dach, da geht der Tanz draußen los. Blitze fahren durch die Wolken, Donner kracht, der Regen rauscht, der Sturm heult! Das Unwetter hält die ganze Nacht an bis zum grauenden Morgen, der die Sonne wieder hinter den Wolken hervorlockt.

Im Tal des Schweigens.

Am Morgen nach dieser Sturmnacht machten wir uns auf den Weg zur toten Düne. Ein kräftiger Wind streicht über die Nehrung und trocknet die Spuren des Regens schnell weg. An den Sträuchern hängen noch einige Regentropfen, die in der Morgensonne wie Diamanten blitzen. Wir kommen an dem großen Leuchtturm, dessen Feuer nachts bis Memel zu sehen ist, vorbei. Der Boden ist mit spärlichem Pflanzenwuchs bedeckt. Einzelne Kiefern stehen sturmgebeugt am Wege. Dann hört die Vegetation ganz auf. Vor uns Sand, Sand so weit man sieht. Wir erklimmen den Dünenhang. Der Sand ist noch feucht, so kommt man ganz gut hinauf. Oben über den Dünenrücken pfeift der Wind, trocknet den Sand und treibt ihn dann spielend vor sich her ins Gass hinein. Jetzt kann man sich erst ein Bild davon machen, wie die Dünen ins Wandern kommen. Wir klettern auf der andern Seite die Düne wieder hinab. Nun befinden wir uns zwischen den beiden höchsten Dünen der Nehrung, im „Tal des Schweigens“. Weit und breit keine Pflanze, kein Tier. Nur Sand, Sand, Sand! Man glaubt in der ägyptischen Wüste zu sein. Ganz verloren kommt man sich vor. Wir wenden uns dem Gass zu, denn in den Sandkessel brennt die Sonne mächtig hinein. Die Dünen fallen sehr steil zum Gass ab. Wir müssen uns ordentlich in den Sand krallen, um nicht ins Wasser zu rutschen. Aber bald kommen wir an eine Stelle, an der die Dünen weiter vom Wasser zurücktreten. Hier ist immer eine kleine Wasserpfütze neben der anderen, und in jeder wimmelt es von winzigen Kaulquappen. Es sieht ungefähr so aus, als ob eine der ägyptischen Landplagen in Vorbereitung ist. Nach einem hübschen Weg am Gass entlang kommen wir gegen Mittag wieder nach Nidden zurück.

Frma Taube, Altona (Elbe).

d. d. Nidden, 28. Januar. [Kaisersgeburtstagsfeier.]
Der Niddener Kriegerverein feierte den Geburtstag Sr. Majestät
bereits am Sonntag. Vormittags fand gemeinsamer Kirchgang der
Krieger statt. Am Abende hatten sich Mitglieder, deren Angehörige
und Gäste in großer Zahl im Saale des Herrn W. Zander zur Feier
versammelt. Dieselbe wurde durch ein lebendes Bänd, das Kaiserhoch
und durch Gesangvorträge des gemischten Chors eröffnet. Zwei
flott gespielte Einakter „Die Generalprobe“ und „Kaisersgeburtstags-
Ueberraschungen“ und eine ganze Anzahl humorvoller Einzelvor-
träge bereiteten den Anwesenden einen frohen, genussreichen Abend.
Bei dem Tanz nach den Aufführungen zeigten unsere Fischer, daß sie
durchaus kein Fischblut in den Adern haben, sondern als echte Dieler
Jungen auch das Tanzbein gewandt schwingen können. Als man
anfing nach Hause zu steuern, waren Laternen zur Verhütung von
Zusammenstößen und Strandungen nicht mehr nötig. Da man von
der Erwartung eines Kaisersgeburtstagskinde's im Festhause
munkelte, so verzog man mit dem Nachhausegehen und wartete. Und
ein Junge müsse es sein, und Wilhelm solle er heißen. Und richtig,
noch ehe die Sonne aufging, durfte man Herrn Zander zum Vuben
und dem Kaiser zum Vaterlandsverteidiger gratulieren, der, weil er
ein strammer Kerl ist, gleich zu den schwarzen Husaren — dem Reg-
mente des Vaters — angesehen wurde. Aus Freude über den neuen

Rekruten blieb man noch ein Weßchen. Wenn dieser Wilhelm so
alt wird, wie Gläser auf sein Wohl geleert wurden, dann kann er
Jerusalem würdig Konkurrenz bieten.

Aus dem „Memeler Dampfboot“ vom 28. I. 1908.

Das Bild, das der Sommer gemalt

Heimatliche Skizze von Grete Fischer

Als die Post vor dem Pfingstfest das „Melmeler Dampfboot“ ins Haus brachte, die Sonne freundlich in das Fenster auf unsern Frühstückstisch schien und so auch auf das Titelbild der Zeitung, die ich – begierig, darin zu lesen – in den Händen hielt, bemerkte mein Ehegespons ganz richtig: „Aha! Mutchen ist für die nächste Stunde nicht mehr zu sprechen!“ Da geschah etwas mit mir, etwas, das mir seit vielen Jahren immer, immer wieder geschieht; irgendwas, wofür ich nie einen Namen wußte, kommt auf mich zu, verharrt ein paar Herzschläge lang stumm und atemlos, ergreift mich aber dann mit solcher Macht, daß ich zu stürzen drohe. Doch es reißt mich hoch, zieht mich mit Eile, treibt voran, und ich folge, ohne zu zögern, ohne Angst. Nur beim erstenmal war mir bange. Ich wußte nicht, wohin es mich treibt und kannte das Ziel noch nicht. Doch nur dieses eine Mal habe ich gezögert. Jetzt kenne ich den Weg. Er ist nicht leicht, führt durch dunkle, kalte Schluchten banger Seufzer, über steinige, hartrissige Höhen quälender Schmerzen hinweg, führt mich durch Ströme heißquellender Tränen und läßt mich Bäche kalten Schweißes durchwaten, getrieben von Angst und Not. Da sind Keller und Erdlöcher, riesige Hallen, rußig und schwarz, voller Geschrei, und in den Ecken das Wimmern verlassener Kreatur. Endlos ist er nicht, dieser Weg des Grauens. Viele von euch werden ihn kennen, gleich mir ihn noch in Gedanken wehmütig oft gezogen sein. Dann wird es heller, lichter. Das Namenlose ergreift mich fester, hurtig und verheißend drängt es voller Ungeduld, öffnet eine helleuchtende weiße Tür, auf die eine Sonne goldne Kringel malt; sacht, vom Wind bewegt, öffnet sie sich ganz, und zuerst kann ich immer nicht weitergehen, so blendend, so herrlich bunt, von verwirrender Vielzahl sind die lockenden Bilder. Niemals werde ich müde, sie zu betrachten, und selbst wenn ich die Augen schließe, vergehen sie nicht.

Der breite Strom, in dem sich blau ein Sommerhimmel spiegelt, zu beiden Seiten das grüne Band des Deiches, ein weißes Paddelboot, das Ruth und mich aus dem breitfließenden Wasser in das schmalere Flußbett des von Weiden behangenen Pokallnflusses hintreibt. Und die Bilder wechseln, vom Lauf der Jahreszeiten in ihrem Thema bestimmt. Doch das, das der Sommer gemalt hat, ist das schönste. Es ist so, wie es nach kurzer Fahrt durch den Fluß, wenn wir dem Ufer entklimmen, stets prächtig vor unseren Augen lag.

Stattliches Bauernhaus, freundlich mit frischgestrichenen Fensterrahmen und in der Sonne blitzenden Scheiben; der Hof mit Geräten und Wagen unter der Remise, links die Stallungen mit reichem Viehbestand und die Scheunen, bereit, große Mengen geernteten Korns aufzunehmen. Rechts am Hause der Gemüsegarten, den die Frauen sorgfältig und nutzbringend angelegt, Blumenbeete mit Reseden und Goldlack, die Rosenranke am Haus, buntblühende Dahlienbüsche vorn am Zaun, von denen uns zartsüßer Duft entgegenweht, die vom emsigen Bienenvolk mit Summen und Brummen umschwärmt sind. Es ist die große Zeit der Ernte. Hohe Zeit des Jahres.

Silbrigglänzende Birkenstämme leuchten durch grünes Blattwerk ungezählter Beeresträucher, und sie weisen dem Besucher, der nicht wie wir vom Fluß, sondern mit dem Kutschwagen vielleicht die Straße entlangefahren kommt, den Weg ins Gehöft. Doch wir befestigen unser Boot am Anlegeplatz neben dem dunklen, alten Kahn, der

so warm nach Pech und Teer riecht, der auch zum Hof gehört, und wir kommen bald zum Weg, der durch die Wiese und ein reifes Ährenfeld auf den Hof führt.

Wir freuen uns, winken der Tante schon von weitem zu, und wir wissen: gebeten oder ungeladen, stets sind wir gern gesehene Gäste.

Die Tante, früh verwitwet, bewirtschaftet den Hof mit ihren Kindern und zwei französischen Kriegsgefangenen. Eine stille Frau mit einem lieben Gesicht, immer ein freundliches Wort, ein gutes Lächeln und ein rei-

Ditt on datt enn onsem Platt

E Koahnpartie von Ruß noa Nedde

Emm Sommer schiend so scheen de Sonn. Dree Herrkes ut Ruß foahre lostig Koahn: de Feschmeester, de Kerchhoffinspekter un uck e dicker Versichungsdirekter.

Emm Koahn hebbe se noch goot jefräte. (Ehre Noames häbb eck all lang verjäte.) Jetz wurd opp Nedde Rechtung jenoame, doa send se uck jlicklich angekoame.

Ennjekehr send se emm Krog biem Kalwies, de weer all so ohl und sien Hoar so jries. Nu wurd doa uck allerlei jedrunke an Wien un Beer un Reinkes Funke.

Um elwe weere se so besoaep – se send bloß opp alle Veere jekroape. Als de Kalwies dem Loade schlot, jinge de dree noa dem Koahn tofoot.

Eener säd, hätt keen Zweck datt Supe; wie kenne hiede bloß knapp noch krupe. Jetorkelt wurd emmer so henn on her. De Kopp jing inne Rund on weer schwer.

Jetz wurd noa Ruß de Rechtung jenoame. Doa send se nich richtig anjekoame. De Koahn schuckeld oppe Welle so sehr, un de Ostwind hof seck noch emmer mehr.

De Haffeswelle jinge emmerfort: de Feschmeester full doabie äwer Bord. Alle hädde sehr Angst omm sien Läwe, de Kerchhoffinspekter wull de Hand emm jäwe.

Nu dochte alle; Jetz hätt he noch jlick! Doa steet he obber siene Hand torick un reep: Doa versup eck doch läwer, als datt mie noch rett de Dodejräwer!

cher Tisch, gastfrei für jeden bereit, der den Fuß über ihres Hauses Schwelle setzt!

Und doch, es sind nicht die Bilder prächtiger Tafelrunden, nicht die des Tages, wenn es so Ende April oder Anfang Mai die erste Saurampfersuppe gab oder Beestwaffeln, die zu essen, die Tante uns niemals einzuladen versäumte, nicht die der Geburtstage mit vielen fröhlichen Menschen oder Bilder, die Gerdas Hochzeit zeigen, den Tag, der doch so recht geprägt war vom traditionsreichen Bauerntum stolzer Memelländer des Stromlandes; nein, es sind auch nicht die Bilder der Bootsfahrten auf der kleinen Pokallna bis ans Haff oder die des Tages, da das große Schlachten begann, wenn in Riesenmulden die Wurst von den Frauen gemengt und gewürzt wurde, ich dabei helfen durfte und mir die Nacht darauf immer so schlecht war von all dem Abschmecken, daß ich vermeinte, es lägen all die schweren Wurstmulden auf meinem gemarterten Leib.

Ich weiß es genau, diese Bilder – so herrlich und bunt sie auch erscheinen – sind nicht die, welche ich am liebsten ansehe, wenn sich endlich diese helle, weiße Tür vor meinen begehrlischen Augen öffnet. Das Bild eines Tages im Hochsommer ist es, vor dem ich immer wieder verweile, ohne müde zu werden, um mich an seinen glühenden Farben zu laben, mich an ihnen zu berauschen und auf verlorene Töne zu horten.

Ich sehe uns in der großen Stube, die Tante reicht kühle Buttermilch, grobes Brot mit Butter darauf, so gelb wie die Sonnenblumen, die mit lachenden Köpfen zum Fenster hereinlicken.

Es ist Kleinmiltag. „Der Roggen muß rein“, sagt die Tante, ihre Stimme klingt besorgt. „Wer weiß, was morgen wird sein, die Sonne sticht wie toll, ich spüre den Wetterwechsel schon in meinen gichtigen Knochen.“

„Das Feld ist groß, Mamachen, auch wenn Jean vom Nachbarn hilft, so fehlen doch zwei Frauen zum Garbenbinden.“

„Aber wo werden die fehlen! Sind wir etwa zu gar nuscht nutze?“ Ruth ist immer etwas empfindlich, weil sie doch das steife Bein hat.

„Na, und schließlich bin ich ja auch noch da.“ – Nun habe ich's gesagt und gucke erwartungsvoll von einem zum andern.

„Hm, ja, natürlich, du bist ja auch noch da.“ – Gott sei Dank, es hat keiner gelacht, der Alfred nur zweifelnd unsere Kleider betrachtet; wir sind zum Paddeln angezogen, kurze Hose und solch kleines Brusttuch aus buntem Stoff, sonst nichts.

„Mach du dir man deswegen keine Sorgen, wir sind ja nicht aus Pappe.“ Ruth ist schon Feuer und Flamme. Na, denn man los! Vier Schnitter und nochmal vier Mädchen zum Garbenbinden, Lisbeth, Gerda, die Ruth und ich. Tante Else hatte recht, die Sonne sticht auf der bloßen Haut. Die Männer holen tüchtig aus, wir müssen flink sein, um ihnen nachzukommen.

Das Feld, dieses goldne Meer trächtiger Halme, es dehnt sich vor unseren Augen wie eine wallende, heiße Düne; am Ackerand blühen Mohn und noch einige Kornblumen, Kornrade windet sich an manchen Halmen mit purpurroten Blüten, und weiße Margeriten lachen mit ihren kleinen gelben Gesichtern. Wie wunderschön das alles ist, muß ich denken, indem sich meine Augen bis zum Überlaufen füllen mit diesem Bild; schade – nun all diese Pracht mit ein paar Sensenstrichen zu vernichten . . . und morgen schon weht über die Stoppelfelder der Wind.

Doch sie dengeln schon wieder die Sensen, stellen sich auf zum nächsten Schnitt, und da bleibt uns keine Zeit für Müßigkeit und für unnütze Gedanken. Hohe Zeit des Jahres! Und wir schreiten stumm hinter den Sensen, binden die Garben und sehen nicht auf. Unsere Körper sind erfüllt vom Schaffensdrang und von heißer Sonnenglut. Wir fühlen nicht einmal das Stechen der Halme auf unserer nackten Haut.

Einmal bringt Tuta kalten Obstsaft und belegte Brote, und wir verweilen für kurze Zeit. Weiter . . . und wieder surren vier Sensen, schneiden die Halme, und vier Mädchen binden die Garben.

Irgendwann fällt auch der letzte Halm. Wir stiegen das Korn und sind wie verbissen in unserem Eifer, das Feld zu schaffen. Unsere Gesichter glühen dunkelrot, wie die Sonne, die jetzt hinter Skinriet untergeht.

Dann ist es vollbracht. Es ist Abend. Die Tante wartet am Gatter, als wir langsam, schweißnaß und staubig zum Hof hereinkommen. Sie starrt entsetzt auf Ruth und

An der Mündung des Mingeflusses

Von Hermann Schaul

Der Mingefluß mündet drei Kilometer vor dem Kurischen Haff in den Memelstrom, welcher von Ruß bis zum Haff auch heute noch Atmath genannt wird. Unweit der Mündung des Mingeflusses liegt auf beiden Seiten des Stromufers das Fischerdorf Minge. Seine Bewohner betrieben bis 1944 auch Landwirtschaft, nicht viel, denn dazu war das Ackerland zu klein. Aber dafür widmeten sie sich dem Anbau von Gemüse, insbesondere Frühgemüse. Überall in den Gärten waren fleißige Hände bei der Arbeit, pflanzten, jäteten, ernteten. Meist waren es die Frauen der Fischer, die unermüdlich tätig waren. Da wurden tiefe Gänge zwischen den Beeten gegraben, die man des hohen Grundwasserstandes wegen 20–30 cm hoch aufhäufeln mußte. Zwiebeln, Kohl, Möhren, Radieschen wurden angebaut. In der Erntezeit fuhren die Frauen auf den Markt nach Heydekrug. Als sich nach dem 1. Weltkrieg Motorboote fanden, wurde der größte Teil Gemüse in Memel verkauft, weil man dort höhere Preise erzielte.

Bis 1914 beschäftigten sich die kleinen Fischer im Sommer mit der Holzflößerei. Das Langholz wurde von den Memeler Mühlenbesitzern in Rußland aufgekauft, dort in Flöße gebunden und durch russische Holzflößer (genannt Gudden) den Memelstrom abwärts bis Ruß geschwemmt. In Ruß waren mehrere Holzspediteure (Schweinberger, Anker, Lankowski), die das Holz empfingen, und für die bestimmten Mühlen nach Memel weiterbeförderten. Die Spediteure hatten das nötige Gezeuge sowie Ketten, mehrere große Bradderkähne (Logie für 8 Mann mit Kochgelegenheit).

Die Flöße wurden in Ruß auf 11 m Breite und 700 m Länge zusammengestellt, und mit einem Dampfer nach Memel geschleppt. Die meisten Holzflößer stellte Minge. Für die Männer mit Familie, die zur Miete wohnten, waren 3 Goldmark pro Tag ein schöner Verdienst. In den letzten Vorkriegsjahren wurden dann pro Reise 20 Mark gezahlt, welche in drei bis vier Tagen geschafft wurde. In Minge hatten die größeren Besitzer (wie Hanns Pietsch, Trylus, Jurgenit und Wieberneit) ihr eigenes Gezeuge (Bradderkahn u. Ketten), stellten den Schiffer und 7 Mann. Der Großbesitzer Pietsch hatte allein 5–6 Ausrüstungen für Holzflößerei. Leider wurde Herr Pietsch in jungen Jahren Witwer, heiratete nicht mehr, hielt eine Wirtschafterin, und das benötigte Dienstpersonal. Seiner kurzen Ehe entsprossen drei Söhne, von welchen der Älteste seinen Vornamen hatte und bis zur Flucht 1944 Förster in Tyrusmoor bei Drawöhnen war. Das Forsthaus am König-Wilhelm-Kanal ist heute verschwunden.

Am Waldrand vom Kanal zum Haff ist ein Zaun gezogen, damit die Hasen und Rehe die Rote Armee, die den Starrschker Wald besetzt hat, nicht überfallen. Eine Tatsache, welche man auch als einen Witz betrachten kann, ist folgende. Der Sohn von Besitzer Trylus fuhr als Schiffer mit 7 Mann mit dem Holzfluß. In Memel kaum das Holz abgeliefert, wurde die Vorbereitung zur Rückfahrt unter Segel getroffen. Beim Aufrichten des Segelmastes brach derselbe in zwei Teile und war nicht zu gebrauchen. Der Schiffer ging zur Post und gab an Vater ein Telegramm folgenden Inhalts auf: Trylus Minge. Mast gebrochen, kommt Kanal. Natürlich wurden später zu dem Satz noch zwei Wörter hinzugelegt, dann hieß es: Trylus Minge. Mast gebrochen, kommt Kanal entlanggekrochen . . .

Nach dem ersten Weltkrieg beteiligten sich die Minger nicht mehr an der Holzflößerei, weil die ganze Flößerei litauische Juden in die Hand nahmen.

Es werden sich wenige Minger mehr erinnern, daß bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Minge eine Wind-Mahl- und Schneidemühle stand, die dem Wirtshausbesitzer Brusdeiling gehörte. Die Mühle stammte aus Memel-Schmelz, wo sie von den Dampfmühlen verdrängt worden war. Als später die Mühle in Minge keine Arbeit mehr hatte, kaufte der Müller und Landwirt Schäfer von Paweln die Mühle und baute sie bei sich auf. Schäfer hatte aber kein Glück mit Langholz schneiden, wenn er auch billiger als die Dampfmühle von Aschmies in Paweln arbeitete. Die Bretter waren eins dick, das andere dünn. Schäfer legte darauf keinen Wert und sagte: In der Wirtschaft braucht man verschiedene Stärken. Nach einigen Jahren kaufte ein Besitzer von Metellen die Mühle und baute daraus eine gewöhnliche Bockmühle, die bis 1944 stand.

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Minge keinen Friedhof, die Beerdigungen erfolgten auf dem Windenburger Friedhof. Jeden Sommer wurde die Mündung der Atmath mit einem bzw. zwei Baggern ausgebagert. Um den Sand nutzbringend zu verwenden, wurde er mit Schuten nach Minge hingeschleppt und mit Hilfe eines Spülers ein drei m hoch liegender Friedhof hergestellt. Heute befindet sich der Friedhof in einem schrecklichen Zustand. Die Umzäunung ist vernichtet, die Grabmäler sind zum Teil umgefallen, weil auf dem Friedhof im Sommer das Sowchosenvieh weidet.

Minge hatte zwei Gaststätten mit Kolonialwarenhandlung. Die eine Gaststätte brannte 1935 ab, und die zweite war in Betrieb bis zur Flucht 1944. Nach dem Krieg hatte Minge bis 1955 keinen Kaufladen, erst danach wurde ein staatlicher Kaufladen eröffnet. Bis dahin mußten die Fischer nach Heydekrug (15 km), oder nach Kinten (8 km) zum Enkaufen fahren. Das Dorf Minge war Anfang des 19. Jahrhunderts nicht allein wegen der Fischerei, sondern auch wegen der Entenjagd berühmt.

Eines Tages war der Amtsrichter von Heydekrug mit einigen Herren von der Justiz zur Entenjagd in Minge erschienen. Da die Jagd mit Handkähnen ausgeübt wird, wurden zu diesem Zweck auch Männer zum Kahnschieben bestellt, unter welchen sich auch ein August Hohndorf aus Rugeln, der vom Amtsrichter öfters wegen Jagdvergehens bestraft worden war, befand.

Als die Kähne mit den Schützen besetzt wurden, wählte sich der Amtsrichter den Hohndorf, weil er ihn gut kannte, zu seinem Kahnschieber. Als sich nun alle Kähne mit den Schützen in den vielen Flüssen und Tümpeln der Minger Gemeindejagd verteilten, fuhr Hohndorf mit dem Amtsrichter in das Rohr- und Binsengelände der Krakerorther Lank, welche fiskalisch war. Nach vorheriger Verabredung kehrten alle Schützen rechtzeitig in die Brusdeiling'sche Gaststätte zurück.

Während der Heimfahrt kam der Amtsrichter mit seinem Kahnschieber ins Gespräch und sagte: „Mein lieber Herr Hohndorf, so leid es mir tut, und so ungern ich Sie bestrafen möchte, kann ich mir nicht helfen. Das Gesetz bestimmt das, und ich muß Sie bestrafen.“

Beim Auspacken der Jagdbeute, hatte der Amtsrichter allein soviel abgeschossen wie

alle übrigen Kameraden zusammen. Nun wurde die Jagdfeier mit reichlichen Getränken begonnen, wobei im Nebenzimmer die Kahnschieber nicht zu kurz kamen. Im weiteren Verlauf der Feier wurde der Schützenkönig gefragt, auf welche Art es ihm gelungen sei, soviel Enten abzuschießen. Zum Lob des Kahnschiebers sagte der Amtsrichter: „Ich habe darum einen Mann genommen, der weiß, wo viele Enten sind.“ Da die Gastzimmertür nicht ganz geschlossen war, konnte der Hohndorf das ganze Gespräch hören und rief hinein: „Ja, wie weere uck ins Fiskalische!“

Trotz der früheren Schönheit geht das Dorf heute langsam seinem Ende entgegen. Die restlichen Häuser stehen kurz vor dem Verfall. Staatliche Reparaturen werden nur in dringenden Fällen ausgeführt. Das große Siemoneitsche Krughaus steht seit August 1962 leer, wird demnächst abgebrochen, und von den Ziegeln wird in Kinten ein Schweinestall aufgebaut. Vor drei Jahren wurde beschlossen im Krughaus ein Kurhaus einzurichten, weil im Sommer an den Wochenenden Angelsportler von Wilna, Kowno, Memel und Heydekrug mit Omnibussen, Last- und Personenwagen nach Minge kommen. Aber daraus wurde nichts.

Das ehemalige Fischmeisterhaus in Windenburg wurde 1947 als Jagdschloß für die Herrn Minister aus Wilna eingerichtet. Auf den Wiesen ist im Frühjahr und im Herbst ein beliebter Tummelplatz der Wildgänse, die auf ihren Zügen hier Rast machen. Ihre große Wachsamkeit macht es jedoch schwer, sie zu erlegen. Sobald die ersten Gänse sich niederlassen, werden die Herrn Minister, an deren Spitze sich der 1. KP-Sekretär Sneckus steht, telephonisch benachrichtigt.

In den ersten Nachkriegsjahren wurde ein großer Trupp von Hilfspolizisten (Strebuker genannt) eingesetzt. Alle Halbstarken, die nicht arbeiten wollten, meldeten sich bei den Strebuker. Sie bekamen eine MP. (Maschinenpistole) und gingen in eigenen abgemulpenen Zivilkleidern. Wenn die Minister, unter Begleitung bewaffneter Polizei (vorn und hinten je ein Auto), auf Jagd gefahren kamen, dann wurden vom ganzen Kreis Heydekrug die Strebuker bestellt, die in alle umliegenden Dörfer von Windenburg verteilt wurden. Das Jagdhaus wurde von Polizei und Strebuker umstellt, und ein Zutritt zu demselben war ohne Maulkorb nicht möglich. Als in den ersten Jahren die Strebuker eingesetzt wurden, hatten sie am Tage überall freien Zutritt, und in der Nacht kam es zu Raubüberfällen. Wer sich zur Wehr setzte, wurde erschossen. Als die Partei dahinterkam, daß die Überfälle von den Strebuker ausgeführt worden waren, wurden sie abgeschafft, und von Stunde an hörten auch die Raubüberfälle auf.

Das ganze Binnengewässer von der Windenburger Ecke bis zur Skirwietmündung (15 km), die Knaup, die Krakerorther Lank und sämtliche Ströme, gehören zum Jagdbezirk der Minister. In den genannten Gewässern ist das Fischen strengstens verboten. Es gibt mehrere Jagdaufseher mit Außenbortmotorbooten, die das Jagdgewässer bewachen.

Aus einem Brief, den meine Nachbarin in diesen Tagen aus Kinten (Kr. Heydekrug) erhielt: Die Sakutener Sowchosa und die dazu gehörenden Dörfer wie Rugeln, Wabbeln, Augstmal mit den dazu gehörenden Wiesen wurden an den Kintener Staatlichen Fischerei- und Landbetrieb angegliedert.

Also ist bald der halbe Kreis Heydekrug staatlicher Landbetrieb geworden und wird von Moskau finanziert und ausgebeutet.

Nidden 1941

- A: Trotzki. B: Trotzki. I. B: Peleikies. II. Schekahn.
 Gend.-Einzelposten: Oberwachtm. d. Szyle.
 Zollaufsichtsstelle G.: Nidden 10.
 St. A: Fröse, Martin, Nidden.
 Bait, Fritz, Rentenempfänger.
 — Maria.
 — Martin, Fischerwirt.
 — Rosa, Hausbesitzerin.
 — Wilhelm, Postschaffner.
 Baum, Wilhelm, Fischer.
 Beckmann, Johanne, Stütze.
 Berkeit, Adam, Hausbesitzer.
 Bernoth, Erna, Hausgehilfin.
 — Friedrich, Arbeiter.
 Bertuleit, Meta, Mamsell.
 Birnenstengel, Richard, Kunstmaler.
 Block, Reinhardt, Bäcker.
 Blode, Auguste, Altsitzerin.
 — Emma, Hotelbesitzerin.
 — Gustav, Hotelbesitzer.
 — Johanna, Altsitzerin.
 — Karl, Altsitzer.
 Bonge, Bruno, Postverwalter.
 Brusdeilins, Georg, Postbeamter.
 Buttkus, Irma, Verkäuferin.
 Deckert, Willy, Fischer.
 Detzkeit, Albert, Fischer.
 — Anna.
 — Else.
 — Fritz, Fischerwirt.
 — Johann, Fischerwirt.
 — Martin, Fischerwirt.
 Domscheit, Henry, Hotelbesitzer.
 Dullis, Anna, Rentenempfängerin.
 — Friedrich I, Fischer.
 — Fritz II, Fischer.
 Engeli, Johann, Hausbesitzer.
 — Michel, Fischer.
 Foege, Friederike.
 — Fritz, Arbeiter.
 — Fritz, Maler.
 — Gustav, Fischerwirt.
 — Hedwig, Fischerwirtin.
 — Johann, Fischer.
 — I, Fritz, Altsitzer.
 — I, Johann, Fischerwirt.
 Freudenfeld, Katrine, Rentenempfängerin.
 Freyer, Erika, Kunstmalerin.
 Frischmann, Albert, Matrose.
 — Fritz, Fischer.
 — Maria.
 — Paul, Postgehilfe.
 — Wilhelm, Schuhmacher.
 — I, Johann, Fischer.
 — II, Johann, Fischer.
 Froese, Dorothea.
 — Johann, Kaufmann.
 — Käte.
 — Martin, Fischerwirt.
 — Max, Fischerwirt.
 Gawehn, Georg, Hausbesitzer.
 Graff, Kurt, Friseur.
 Gulbis, Fritz, Fischer.
 — Johann, Fischer.
 — Maria, Altsitzerin.
 — Maria, Hausbesitzerin.
 — I, Martin, Fischerwirt.
 — II, Martin, Fischerwirt.
 — III, Martin, Fischerwirt.
 — Michel, Altsitzer.
 — Wilhelm, Fischer.
 Haak, Heinrich, Bäckermeister.
 Hasenbein, Fritz, Fischerwirt.
 — Wilhelm, Altsitzer.
 Hermann, Anna, Wirtin.
 — Otto, Matrose.
 Isenfels, Paul, Schriftsteller.
 Jakeit, Albert, Fischer.
 — Anna, Hausbesitzerin.
 — Friedrich, Hausbesitzer.
 — Gustav, Fischer.
 — I, Johann, Fischer.
 — II, Johann, Fischer.
 — III, Johann, Fischer.
 — Marta, Arbeiterin.
 — Martin, Arbeiter.
 — Wilhelm, Arbeiter.
 Jankuhn, Kurt, Oberkellner.
 Jaudszim, Gerhardt, Hilfsmonteur.
 — Johannes, Monteur.
 Jesejus, Fritz, Fischer.
 — Max, Fischer.
 — Michel, Fischerwirt.
 Jurkat, Lydia, Wirtin.
 Kakies, Friedrich, Altsitzer.
 — Hermann, Fischerwirt.
 — Wilhelm, Fischerwirt.
 Kallnischkies, Dorothea, Rentenempfängerin.
 — Fritz, Fischerwirt.
 — Fritz, Fischerwirt.
 — Willi, Fischerwirt.
 Kallwies, Anna, Altsitzerin.
 — Michel, Fischerwirt.
 Karallus, Michel, Fischerwirt.
 Kereit, Anna, Verkäuferin.
 Kiehr, Fritz, Leuchtfeuerwärter.
 Kiel, Hedwig, Kontoristin.
 Klein, Sigurd, Handlungsgehilfin.
 Klimkeit, Heinrich, Monteur.
 Klodt, Otto, Zollassistent.
 Knauff, Karl, Kunstmaler.
 Korinth, Emma, Hausbesitzerin.
 — Gerhardt, Fischmeister.
 Krause, Anna, Hausgehilfin.
 Kuhr, Elisabeth.
 — Erna.
 — Fritz, Arbeiter.
 — Hermann, Fischer.
 — Johann, Fischerwirt.
 — Johann, Fischerwirt.
 — Martin, Fischerwirt.
 — Wilhelm, Fischerwirt.
 — Wilhelm, Fischerwirt.
 Labrenz, Hermann, Fabrikarbeiter.
 Lauzenings, Albert, Fischer.
 — Anna.
 — Johann, Fischerwirt.
 Lekscha, Martin, Hausbesitzer.
 — Wilhelm, Fischer.
 Lukart, Martin, Fischer.
 Mantwill, Edith, Lehrling.
 Matzkies, Johann, Fischer.
 — I, Wilhelm, Arbeiter.
 — II, Wilhelm, Fischer.
 Mauritz, Johann, Kutscher.
 Mikloweit, Erdmann, Bäcker.
 Moldenhauer, Ernst, Betriebsführer.
 Moos, Friedrich, Fischer.
 Paszehr, Christoph, Hausbesitzer.
 Peleikis, Albert, Angestellter.
 — Friedrich, Fischer.
 — Hans, Fischer.
 — Hans.
 — Hardy.
 — Johann, Leuchtfeuerwärter.
 — Marie, Altsitzerin.
 — II, Johann, Fischerwirt.
 — III, Johann, Fischerwirt.
 Perlmann, Charlotte, Altsitzerin.
 Petrick, Dorothea, Hausbesitzerin.
 Petrowitz, Anna.
 Pietsch, Adelheid, Hausbesitzerin.
 — Albert, Fischer.
 — Anna, Hausbesitzerin.
 — Anneliese.
 — Berta.
 — Ilse.
 — Friedrich, Fischerwirt.
 — Fritz, Fischerwirt.
 — Hans, Hausbesitzer.
 — Hans, Fischer.
 — Hermann, Fischer.
 — Max, Schneider.
 — Michel, Fischerwirt.
 — Wilhelm, Hausbesitzer.
 — Wilhelm, Fischer.
 — Wilhelm, Fischer.
 Pinkies, Ernst, Fischer.
 — Johann, Postfacharbeiter.
 — Martin, Fischer.
 Pippes, Charlotte, Hausbesitzerin.
 — Else.
 — Fritz, Fischer.
 — Fritz, Fischer.
 — Johann, Arbeiter.
 — Kurt, Hausmann.
 — Michel, Fischerwirt.
 — Michel, Fischerwirt.
 — Wilhelm, Fischerwirt.
 — III, Michel, Fischerwirt.
 — IV, Friedrich, Hausbesitzer.
 Pugall, Johann, Hausbesitzer.
 — Johann, Arbeiter.
 — Martin, Bootsmann.
 — Michel, Arbeiter.
 — II, Michel, Fischer.
 Purwins, Johann, Fischer.
 — Maria, Hausbesitzerin.
 — Martin, Bürogehilfe.
 — Martin, Altsitzer.
 — I, Wilhelm, Fischer.
 — II, Wilhelm, Fischer.
 Rademacher, Albert, Fischer.
 — Fritz, Fischer.
 — Helmut, Fischerwirt.
 — Michel, Altsitzer.
 — I, Johann, Altsitzer.
 — I, Martin, Altsitzer.
 — II, Johann, Fischerwirt.
 — II, Martin, Fischerwirt.
 — III, Johann, Fischerwirt.
 Reimann, Robert, Segelfluglehrer.
 Rietenbach, Emma, Hebamme.
 Röspel, Albert, Fischer.
 — Anna, Altsitzerin.
 — Johann, Fischerwirt.
 — Marie, Altsitzerin.
 — Martin, Fischerwirt.
 — I, Fritz, Fischerwirt.
 — II, Fritz, Fischerwirt.
 Sakuth, Anna, Pensionsbesitzerin.
 — Dora, Altsitzerin.
 — Else, Schreibhilfe.
 — Ernst, Fischer.
 — Fritz, Fischerwirt.
 — Maria, Altsitzerin.
 — Max, Fischer.
 — Michel, Altsitzer.
 — Paul, Hotelbesitzer.
 — Willy, Fischer.
 — Hans I, Fischerwirt.
 — Johann I, Fischerwirt.
 — Martin I, Altsitzer.
 — Hans II, Fischerwirt.
 — Martin II, Fischerwirt.
 — Johann III, Fischerwirt.
 — Michel III, Fischerwirt.
 — Friedrich IV, Altsitzer.
 — Johann IV, Fischer.
 — Friedrich V, Fischerwirt.
 — Fritz VI, Fischerwirt.
 — Friedrich VII, Fischerwirt.
 Sauga, Hedwig, Büfetfräulein.
 Schadowski, Maria.
 — Berta.
 Scharf, Hans, Dünenmeister.
 Schekahn, Hans, Fischer.
 — Johann, Fischerwirt.
 — Martin, Fischerwirt.
 — Wilhelm, Fischerwirt.
 — Wilhelm, Fischerwirt.
 Schlasze, William, Herbergswart.
 Schlicht, Dorothea, Altsitzerin.
 Schmidt, Albert, Fischer.
 — Michel, Arbeiter.
 — Friedrich I, Arbeiter.
 — Wilhelm I, Fischer.
 — Friedrich II, Hausbesitzer.
 — Wilhelm II, Fischer.
 — Friedrich III, Fischer.
 Schukies, Walter, Hausmann.
 Schwellnus, Käte, Lehrerin.
 — Richard, Lehrer.
 Skambraks, Fritz, Zollassistent.
 Stöllger, Franz, Fischer.
 Strangullies, Wilhelm, Tischler.
 Till, Hugo, Polizeiasistent.
 Trotzki, Richard, Bürgermeister.
 Ullrich, Heinrich, Tischler.
 Urban, Else, Krankenschwester.
 Wattel, Friederike, Rentenempfängerin.
 Wehleit, Walter, Hausmann.
 — Wilhelm, Matrose.
 Weikupt, Wilhelm, Zollassistent.
 Weinhold, Albert, Fischer.
 — Johann I, Nachtwächter.
 — Johann II, Fischerwirt.
 — Johann III, Fischerwirt.
 Wendt, Siegfried, Hausmann.
 Wessel, Gerhard, Kunstmaler.
 Widrat, Gertrud, Wirtin.
 Wiesel, Johann, Fischer.
 — Wilhelm, Hausbesitzer.
 — Wilhelm, Fischer.

Geschichte Niddens in Jahreszahlen

Nach Archivakten, Chroniken, Büchern, Zeitungen, Erinnerungen und Briefen zusammengestellt von Henry Fuchs

- Um 2500 v. Chr.** Sehr zahlreiche Bodenfunde aus der Jungsteinzeit (Neolithikum) zeugen von einer dichten Besiedlung dieser Gegend. Die große Zahl der Fundstellen läßt auf Einzelsiedlungen schließen. Völkische Zugehörigkeit der damaligen Bewohner unbekannt, wahrscheinlich indogermanische Stämme.
- 1800–800 v. Chr.** Aus der Bronzezeit in Nord- und Mitteleuropa fehlen hier Siedlungsspuren im Gegensatz zum gegenüberliegenden Festland. Bewohnbarkeit der Nehrung wohl infolge allgemeiner Versandung unmöglich.
- 98 n. Chr.** Der römische Historiker Tacitus nennt die Anwohner der südlichen Ostsee (zwischen Weichsel u. Memel) Aestier.
- 9. Jahrhundert** Reinhard, der Biograph Kaiser Karls d. Gr., erwähnt die Aesten als Nachbarn der Goten. Orte werden nicht genannt.
- 965** Der spanische Jude Ibrahim ibn Jacob stellt auf seiner Forschungsreise in diese Länder fest, daß die Aesten in Wirklichkeit „Brus“ genannt werden; daraus entsteht der Name Prußen, später Preußen.
- 1225** Erste urkundliche Erwähnung der Nehrung (1. Aufstand der Samländer).
- 1290** Nach der „Livländischen Reimchronik“ wohnen bis hin zum Samland Kuren (854 erste Erwähnung der Kuren als „Cori“ in einer Chronik über einen schwedischen Kriegszug in der Gegend von Libau).
- Um 1300** Die Kurische Nehrung erstmalig unter diesem Namen genannt: Peter von Dusburg († um 1300) berichtet in seiner „Cronika terrae Prussia“, daß im Winter 1283 800 litauische Reiter über die „Neria curoniesis“ ins Samland einbrachen und 1309 sogar „5000 Szameiten“.
- 1366** Teilung der Fischereigrenzen auf dem Haff zwischen Kirche im Norden und Ordensstaat im Süden; Grenzlinie „vom Berge Kropstein am Grabster Haken (Nidden) bis zum Breiten Stein am gegenüberliegenden Festland“. Für Nidden Zinszahlung (getrocknete Fische) an den Fischmeister zu Rossitten.
- 1385** Erste urkundliche Erwähnung Niddens in Wegeberichten des Ordens als „No y ken“ auch „Nyden“ auf dem Grabster Haken (Gründungsjahr unbekannt).
- 1391–1393** Kriegszug des Hochmeisters Konrad von Wallenrod. Sein Heer übernachtet auf Bulwik und setzt dann mit Niddener Fischerkähnen nach Windenburg über.
- 1406** Erste Erwähnung der Nehrung als Straße mit Übernachtungsmöglichkeit in Nidden (nicht Posthaltereil).
- 1409 u. Folgezeit** Kuren siedeln hier.
- 1437** Erste urkundliche Erwähnung als Nidden: der Krug von „Nydden“ zahlt „7 gutte mark“ als Zins, 1447 nur noch 6 Mark.
- 1502** Die Niddener werden vom Orden vor plündernden Heerhaufen gewarnt: „Paßt auf euer Geflügel auf!“
- Um 1510** Großes Sterben durch die Pest.
- 1515** Der Memeler Komtur klagt, daß die „Einwohner von Nidden nach der Verödung durch die Pest eher in die Berge laufen würden als die Post weiterzubefördern“.
- 1525** Nidden gehört nach Umwandlung des geistlichen Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum zum Hauptamt Memel, Kreis Samland.
- 17. Juni 1529** Philipp Pepper wird durch Handfeste des Herzogtums Preußen als erster Krüger von Nidden in sein Amt eingesetzt.
- 1531** Kirche in Kunzen, die Meiste auf der Nehrung, für die Dörfer Nidden, Negeln, Karwaiten.
- 1538/40** Eine Steuerliste des Amtes Memel nennt für „Nyden“ folgende Deutsche Einwohner: Krauß, Rauch, Schmidt, Papan, Reiter, Zetter, Denn, Lange.
- 1543** Nidden: 18 Fischer, 2 Halbfischer, 10 sonstige Personen.
- 1569** (Alt-)Kunzen versandet; Nidden gehört zur Kirche (Alt-)Karwaiten (zwischen den heutigen Dörfern Preil und Perwelk).
- 1600** Der Krüger Gerholz von Nidden schreibt, daß man „das graß weit über drei Meilen nicht ohne einfallende leibs und lebensgefahr holen und suchen muß“ (von der Ostseite des Haffes).
- 1604** Der Krüger von Nidden auf dem Grabster Haken klagt, daß „in Nidden nur Sand zu erblicken“ sei.
- 1604** Versandung der Kapelle in (Alt-)Karwaiten; Nidden daher zur Kirche (Alt-)Negeln.
- 1610** Verlängerung des Niddener Krugprivilegs von 1529.
- 1618/19** Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, in diesen beiden Jahren auch Herzog von Preußen, läßt die Nehrungsstraße anlegen.
- 18. April 1620** Alexander Kahlau kauft den Krug „zu Nedden“.
- 1628** Gründung der Kirche in Windenburg; ihr wird Nidden zugeteilt, da die Kapelle in (Alt-)Negeln versandet ist.
- 1640** „Haab- und Fischerordnung“: Für das Halten eines Wintergarns 20 Mark, ½ Schock Hechte und 2 Schock Brassan an Zins. Fischpreise: 1 Tonne bester Fische 5 Mark, 1 Tonne gesalzener Aale 36 Mark, 1 Schock Dorsche 16–18 Groschen (je nach Jahreszeit), Lachs und Stör nur für die Landesherrschaft.
- 1645** Regelmäßig wöchentlich zweimalige Reitpost zwischen Memel und Königsberg. Eilreiter brauchen für die ganze Strecke 40 Stunden; später viermal wöchentlich, sie legen den Weg in 18 Stunden zurück.
- 1649** Der kurländische Superintendent Einhorn: „Die Kuren am Haff ... können über ihre Herkunft und wie lang sie schon auf der Nehrung wohnen, keine Auskunft geben.“
- 1679** Memeler befürchten den Durchzug vom Großen Kurfürsten von Brandenburg verfolgten Schweden und bringen ihre schwedischen Kriegsgefangenen vom Vorjahre nach Nidden (ur weiter) in Sicherheit.
- 1684** Hartknoch in „Altes und Neues Preußen“: „Die Leute am Haff gebrauchten meistens die Curische Sprache“
- Um 1700:** Casimir Kuwert, Sproß einer reichbegüterten Familie an Atmath ur Minge, zieht nach Nidden am Grabster Haken. Er ist ein Vetter des Posthaltereil von Pillkopen (damals nur zwei Poststationen auf der Nehrung: Sarkau ur Pillkopen), dem der zunehmende Reiseverkehr zu beschwerlich wird und daher die Verlegung seiner Posthalterei nach Nidden (und Schwarzort) zuzieht.
- 1701** Nach der Gründung von Petersburg wird ein regelmäßiger Staatspostkurs eingerichtet, der über Nidden geht.
- 1702** Die Kirche in Windenburg, zu der Nidden gehört, stürzt ein und wird nach Kinten verlegt. Damaliger Pfarrer Wittich.
- 1708** Nidden zur Kirche (Neu-)Karwaiten, wo jeden 3. Sonntag ein Pfarrer der Landkirche Memel predigen soll, aber nur selten kommt, weil das Dorf versandet und die Einwohner nach und nach weiter südlich siedeln.
- 1711** Die Pest beginnt zu wüten.
- August 1714** König Friedrich I. kehrt über Nidden von der Huldigung Memel zurück.
- 1719** Kapelle im dritten Karwaiten. Sie brennt in der Mitte der 30er Jahre ab, worauf der Gottesdienst – auch 1 Niddener – in der 1737 erbauten Kirche stattfindet.
- 1720** Feuersbrunst in Nidden.
- 1737** Casimir Kuwert baut sich in (Neu-)Nidden, dem heutigen Dorfe, ein zweigeschossiges Haus. 1829 brennt ab. „Es war das schönste Fischerhaus, das ich je gesehen habe“, berichtet 18 Oberfischmeister Beerbohm aus Feilshof. Kuwert baut nicht in Grabst-Nidden, weil die meisten Bewohner das Dorf wegen Versandung schon verlassen und sich an drei Stellen weiter nördlich niedergelassen haben.
- 1740** (3.) Karwaiten wird eigenes Kirchspiel mit Nidden. 30 Jahre später wieder Versandungsgefahr; das Dorf leert sich.
- 1741** In Karwaiten ein Pfarrer; da er 133 Taler zu wenig zum Leben sich wird er wieder fortgenommen.
- 1743** Schneider Zyntius wird erster Schulmeister in Nidden; sein Jahreshalt: von jedem Haus eine Mark, hieraus aus einem Provinzial-Zuschußfond 3 Taler, ferner Wiese und 3 Achtel Brennholz, zusammen etwa 30 Taler. Sein Nachfolger wird ein Bierbräuer (Posthaltereil). 1763 erhöht sich der Gehalt um 24 Fuder Lagerholz zu 9 Groschen je Fuder, so daß die Besoldung über 32 Taler steigt.“
- 1745** 1. Schulhaus in Nidden.
- 1746** Kirche und Schule in Karwaiten brennen ab, werden aber nicht wieder aufgebaut.

Geschichte Niddens in Jahreszahlen

Nach Archivakten, Chroniken, Büchern, Zeitungen, Erinnerungen und Briefen zusammengestellt von Henry Fuchs

- Um 2500 v. Chr.** Sehr zahlreiche Bodenfunde aus der Jungsteinzeit (Neolithikum) zeugen von einer dichten Besiedlung dieser Gegend. Die große Zahl der Fundstellen läßt auf Einzelsiedlungen schließen. Völkische Zugehörigkeit der damaligen Bewohner unbekannt, wahrscheinlich indogermanische Stämme.
- 1800–800 v. Chr.** Aus der Bronzezeit in Nord- und Mitteleuropa fehlen hier Siedlungsspuren im Gegensatz zum gegenüberliegenden Festland. Wohnbarkeit der Nehrung wohl infolge allgemeiner Versandung unmöglich.
- 98 n. Chr.** Der römische Historiker Tacitus nennt die Anwohner der südlichen Ostsee (zwischen Weichsel u. Memel) Aestier.
- 9. Jahrhundert** Reinhard, der Biograph Kaiser Karls d. Gr., erwähnt die Aesten als Nachbarn der Goten. Orte werden nicht genannt.
- 965** Der spanische Jude Ibrahim ibn Jacob stellt auf seiner Forschungsreise in diese Länder fest, daß die Aestier in Wirklichkeit „Brus“ genannt werden; daraus entsteht der Name Prußen, später Preußen.
- 1225** Erste urkundliche Erwähnung der Nehrung (1. Aufstand der Samländer).
- 1290** Nach der „Livländischen Reimchronik“ wohnen bis hin zum Samland Kuren (854 erste Erwähnung der Kuren als „Cori“ in einer Chronik über einen schwedischen Kriegszug in der Gegend von Libau).
- Um 1300** Die Kurische Nehrung erstmalig unter diesem Namen genannt: Peter von Dusburg († um 1300) berichtet in seiner „Cronika terrae Prussia“, daß im Winter 1283 800 litauische Reiter über die „Neria curonensis“ ins Samland einbrachen und 1309 sogar „5000 Szameiten“.
- 1366** Teilung der Fischereigrenzen auf dem Haff zwischen Kirche im Norden und Ordensstaat im Süden; Grenzlinie „vom Berge Kropstein am Grabster Haken (Nidden) bis zum Breiten Stein am gegenüberliegenden Festland“. Für Nidden Zinszahlung (getrocknete Fische) an den Fischmeister zu Rossitten.
- 1385** Erste urkundliche Erwähnung Niddens in Wegeberichten des Ordens als „Noyken“ auch „Nyden“ auf dem Grabster Haken (Gründungsjahr unbekannt).
- 1391–1393** Kriegszug des Hochmeisters Konrad von Wallenrod. Sein Heer übernachtet auf Bulwik und setzt dann mit Niddener Fischerkähnen nach Windenburg über.
- 1406** Erste Erwähnung der Nehrung als Straße mit Übernachtungsmöglichkeit in Nidden (nicht Posthaltere).
- 1409 u. Folgezeit** Kuren siedeln hier.
- 1437** Erste urkundliche Erwähnung als Nidden; der Krug von „Nydden“ zahlt „7 gutte mark“ als Zins, 1447 nur noch 6 Mark.
- 1502** Die Niddener werden vom Orden vor plündernden Heerhaufen gewarnt: „Paßt auf euer Geflügel auf!“
- Um 1510** Großes Sterben durch die Pest.
- 1515** Der Memeler Komtur klagt, daß die „Einwohner von Nidden nach der Verödung durch die Pest eher in die Berge laufen würden als die Post weiterzubefördern“.
- 1525** Nidden gehört nach Umwandlung des geistlichen Ordensstaates in ein weltliches Herzogtum zum Hauptamt Memel, Kreis Samland.
- 17. Juni 1529** Philipp Pepper wird durch Handfeste des Herzogtums Preußen als erster Krüger von Nidden in sein Amt eingesetzt.
- 1531** Kirche in Kunzen, die älteste auf der Nehrung, für die Dörfer Nidden, Negeln, Karwaiten.
- 1539/40** Eine Steuerliste des Amtes Memel nennt für „Nyden“ folgende deutsche Einwohner: Krauß, Rauch, Schmidt, Rauer, Reuter, Zeuser, Denn, Lange.
- 1550** Nidden: 16 Fischer, 2 Halbfischer, 10 sonstige Personen.
- 1569** (Alt-)Kunzen versandet; Nidden gehört zur Kirche (Alt-)Karwaiten (zwischen den heutigen Dörfern Preil und Perwelk).
- 1600** Der Krüger Gerholz von Nidden schreibt, daß man „das graß weit über drei Meilen nicht ohne einfallende leibs und lebensgefaher holen und suchen muß“ (von der Ostseite des Haffes).
- 1604** Der Krüger von Nidden auf dem Grabster Haken klagt, daß „in Nidden nur Sand zu erblicken“ sei.
- 1604** Versandung der Kapelle in (Alt-)Karwaiten; Nidden daher zur Kirche (Alt-)Negeln.
- 1610** Verlängerung des Niddener Krugprivilegs von 1529.
- 1618/19** Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, in diesen beiden Jahren auch Herzog von Preußen, läßt die Nehrungsstraße anlegen.
- 18. April 1620** Alexander Kahlau kauft den Krug „zu Neden“.
- 1628** Gründung der Kirche in Windenburg; ihr wird Nidden zugeteilt, da die Kapelle in (Alt-)Negeln versandet ist.
- 1640** „Haab- und Fischerordnung“: Für das Halten eines Wintergarns 20 Mark, ½ Schock Hechte und 2 Schock Brassan an Zins. Fischpreise: 1 Tonne bester Fische 5 Mark, 1 Tonne gesalzener Aale 36 Mark, 1 Schock Dorsche 16–18 Groschen (je nach Jahreszeit), Lachs und Stör nur für die Landesherrschaft.
- 1645** Regelmäßig wöchentlich zweimalige Reitpost zwischen Memel und Königsberg. Eilreiter brauchen für die ganze Strecke 40 Stunden; später viermal wöchentlich, sie legen den Weg in 18 Stunden zurück.
- 1649** Der kurländische Superintendent Einhorn: „Die Kuren am Haff ... können über ihre Herkunft und wie lange sie schon auf der Nehrung wohnen, keine Auskunft geben.“
- 1679** Memeler befürchten den Durchzug der vom Großen Kurfürsten von Brandenburg verfolgten Schweden und bringen ihre schwedischen Kriegsgefangenen vom Vorjahre nach Nidden (und weiter) in Sicherheit.
- 1684** Hartknoch in „Altes und Neues Preußen“: „Die Leute am Haff gebrauchten meistens die Curische Sprache.“
- Um 1700:** Casimir Kuwert, Sproß einer reichbegüterten Familie an Atmath und Minge, zieht nach Nidden am Grabster Haken. Er ist ein Vetter des Posthalters von Pillkopen (damals nur zwei Poststationen auf der Nehrung: Sarkau und Pillkopen), dem der zunehmende Reiseverkehr zu beschwerlich wird und der daher die Verlegung seiner Posthalterei nach Nidden (und Schwarzort) zuläßt.
- 1701** Nach der Gründung von Petersburg wird ein regelmäßiger Staatspostkurs eingerichtet, der über Nidden geht.
- 1702** Die Kirche in Windenburg, zu der Nidden gehört, stürzt ein und wird nach Kinten verlegt. Damaliger Pfarrer, Wittich.
- 1708** Nidden zur Kirche (Neu-)Karwaiten, wo jeden 3. Sonntag ein Pfarrer der Landkirche Memel predigen soll, aber nur selten kommt, weil das Dorf versandet und die Einwohner nach und nach weiter südlich siedeln.
- 1711** Die Pest beginnt zu wüten.
- August 1714** König Friedrich I. kehrt über Nidden von der Huldigung in Memel zurück.
- 1719** Kapelle im dritten Karwaiten. Sie brennt in der Mitte der 30er Jahre ab, worauf der Gottesdienst – auch für Niddener – in der 1737 erbauten Schule stattfindet.
- 1720** Feuersbrunst in Nidden.
- 1737** Casimir Kuwert baut sich in (Neu-)Nidden, dem heutigen Dorfe, ein zweckentsprechendes Haus. 1829 brennt es ab. „Es war das schönste Fischerhaus, das ich je gesehen habe“, berichtet 1832 Oberfischmeister Beerbohm aus Feilenhof. Kuwert baut nicht in Grabst-Nidden, weil die meisten Bewohner das Dorf wegen Versandung schon verlassen und sich an drei Stellen weiter nördlich niedergelassen haben.
- 1740** (3.) Karwaiten wird eigenes Kirchspiel mit Nidden. 30 Jahre später wieder Versandungsgefahr; das Dorf leert sich.
- 1741** In Karwaiten ein Pfarrer; da aber 133 Taler zu wenig zum Leben sind, wird er wieder fortgenommen.
- 1743** Schneider Zyntius wird erster Schulmeister in Nidden; sein Jahresgehalt: von jedem Haus eine Mark, hinzu aus einem Provinzial-Zuschußfond 15 Taler, ferner Wiese und 3 Achtel Brennholz, zusammen etwa 30 Taler. Sein Nachfolger wird ein Bierbrauer der Posthaltere. 1763 erhöht sich das Gehalt um 24 Fuder Lagerholz zu 9 Groschen je Fuder, so daß die Besoldung über 32 Taler steigt.“
- 1745** 1. Schulhaus in Nidden.
- 1746** Kirche und Schule in Karwaiten brennen ab, werden aber nicht wieder aufgebaut.

- 1753 Neuer Pfarrer in Karwaiten, der auch in der Niddener Schule Gottesdienste abhält.
- September 1757** Russen, Feinde Preußens im Siebenjährigen Kriege, zwingen Niddener Fischer, sie mit ihren Kähnen zum Labiau Ufer überzusetzen. Infolge Verrats der am Südufer des Haffes aufgestellten Miliz entgehen die Russen dort ihrer Gefangennahme.
- 1758–61 Besetzung durch die Russen. Plünderungen offiziell verboten. Russische Soldaten schießen aber rücksichtslos Hirsche weg. Posthalter Casimir Kuwert beklagt sich über die Vernichtung des Wildbestandes beim russischen General. Dieser läßt „mehrere Kerls, die es sich hatten beikommen lassen, überstrecken mit der Warnung: Ihr Halunken, wollt ihr das bleiben lassen! Was tun euch die Viecher?“
- 1775 In Nidden 15 Fischerwirte.
- 1778 Die Niddener Schule brennt ab. Forstamt Kloschen ordnet an, die stehengebliebenen Schornsteine mit Stroh zu umwickeln, damit sie der winterlichen Witterung nicht ausgesetzt sind und für den Wiederaufbau des Gebäudes benutzt werden können.
- 1780 Der Schulze Englin aus Nidden ist von den 18 Schulzen des Amtes Memel der einzige, der seine Gehaltsquittung mit seinem Namen unterschreiben kann, während die anderen 17 nur Kreuze machen.
- 1784 Vorschlag des Schaakener Erzpriesters Goldbeck, dem die Nehrungskirchen unterstehen, alle Nehrungsorte ohne Sarkau in einer neuen Kirche in Nidden zu vereinigen. Nicht erfüllt, da inzwischen Schwarzort selbständig mit dem Bau einer Kirche begonnen hat.
- 1791 Nur noch vier Häuser in Karwaiten; die meisten Bewohner nach Nidden, Schwarzort, (Neu-)Negeln umgesiedelt. „Beim Krüge bleiben nur noch der Präzessor Bernhard und zwei Fischer“ bis 1797.
- 1795 Weil die Kirche Karwaiten verschüttet ist, gehört Nidden jetzt zum Kirchspiel Schwarzort. Alle drei Monate kommt der dortige Pfarrer nach Nidden. Konfirmanden allwöchentlich nach Schwarzort; manche bleiben dort bei Verwandten.
- 1795 „Nidden wüste und leer“ (Erinnerungen eines Engländers von einer Reise durch einen Teil von Deutschland, Preußen...).
- Um 1800** Nanke: „Hier (auf der Nehrung) ist nichts als eine ewige Sandwüste, alle 3–4 Meilen eine Poststation, deren Posthalter sich durch Grobheit auszeichnen.“
- 1806 In Nidden 27 Fischerwirte, 8 Losleute, der Krüger und der Lehrer.
- 8./9. Januar 1807** Übernachtung der Königin Luise auf der Flucht vor den Franzosen in der Posthalterei Nidden.
- September 1808** Die Königin Luise auf der Rückreise von Memel nach Königsberg.
- 1808 Landgerichtsrat Louis Passarge entdeckt die Schönheiten der Kurischen Nehrung: „Oase Nidden!“
- Oktober 1809** Der Geheime Staatsrat Wilhelm Freiherr von Humboldt reist über die Nehrung. Er macht durch Aufsätze in Zeitschriften auf die einmaligen Schönheiten der Nehrungslandschaft aufmerksam.
- 1811 Der Königsberger Anatom und Physiologe Carl Friedrich Burdach (1776–1847) reist über die Nehrung und schreibt darüber 1848 in seiner Selbstbiographie: „...Man erblickte nur Sand und Wasser, keine Spur von Vegetation, außer Möwen und Libellen kein Tier... Wir mußten 5 Pferde nehmen...“
- 1812 Posthalter David Kuwert (1748–1827), der Nachfolger seines Vaters Casimir Kuwert, in Königsberg studiert, erwirbt die Reste der versandeten Kirche von Kunzen und baut damit ein weiteres Krughaus in Nidden.
- 1812 Durchzug französischer Truppen. Optische Telegraphen, um rechtzeitig die befürchtete Ankunft einer englischen Flotte signalisieren zu können.
- 1813/14 Zahlreiche französische Kriegsgefangene werden während der Befreiungskriege durch Nidden nach Rußland gebracht.
- 1817 Längs der Poststraße werden schwarz-weiß gestrichene Eichenpfähle als Meilenanzeiger (Ganz-, Halb-, Viertelmeilen) aufgestellt, die aber bald versanden. Ein letzter im Nehrungsmuseum.)
- 1818 König Friedrich Wilhelm III. auf seiner Rückreise von Petersburg über Nidden nach Königsberg.
- 1819 Das russische Zarenpaar auf der Durchreise nach Königsberg. Großfeuer in Nidden: 12 Fischerhäuser und die Schule brennen ab. Schulmeister Dimscheit muß bis zum Wiederaufbau der Schule in einer kleinen Fischerstube wohnen, schlafen und unterrichten.
- 1825 Posthalter David Kuwert versucht, die Düne bei seinem Hause festzulegen mit Anpflanzen von Kiefern, Birken und Weiden (Parabeldüne hinter der Südküste des späteren Hotels Königin Luise).
- 1826 Nidden hat 228 Einwohner, darunter 15 Eigenkätnerfamilien.
- 1827 Anpflanzung von Weidenbäumen längs der Poststraße. Tod des Posthalters David Kuwert. Er wird in dem noch heute erhaltenen Wäldchen an der Poststraße beigesetzt (Dort ruht auch der 2. Schulmeister Niddens).
- 1828 Die Regierung in Königsberg kauft für 400 Taler das neue Krughaus und läßt es durch Herausnahme einer Wand in einen Betsaal umbauen.
- 1830 In Nidden 235 Einwohner. 1840 = 355 Einwohner in 40 Wohnhäusern. 1871 = 701 Einwohner, 47 Häuser. 1895 = 803 Einwohner, 76 Häuser. 1905 = 787 Einwohner, 96 Häuser.
- 1834 Nachdem 1833 die neuerbaute Straße Tilsit-Memel dem Verkehr übergeben werden konnte, wird die Reitpost über die Nehrung eingestellt, so daß die Nehrungsstraße nur noch örtliche Bedeutung behält. Ablösung der Weiderechtigung (wobei die Niddener Fischer noch nach hundert Jahren klagen).
- 8. November 1835** Einweihung des Betsaales. Nidden verbleibt im Kirchspiel Schwarzort.
- 1838/39 Der Winter ist so streng, daß noch am 25. April die Niddener mit beladenen Schlitten über das Haff fahren können.
- 1844 Beerbohm zu Feilenhof wird Oberfischmeister für das ganze Kurische Haff; der Fischerschulze von Nidden untersteht dem Fischmeister in Schmelz.
- 1844 Um die Ortszugehörigkeit der fahrenden Fischerkähne auf dem Haff leichter feststellen zu können, entwirft Oberfischmeister Beerbohm für alle Uferdörfer Farbtafeln, die im Auftrage der Regierung an den Kahnwimpeln auf den Masten anzubringen sind. Die umrahmenden Verzierungen hierzu dürfen von den Fischern beliebig gestaltet werden. Als „Kurenwimpel“ werden sie später von Kurgästen gern als Reiseandenken erworben, was zu einem Wetteifer unter den Wimpelschnitzern führt.
- 1847 Um die kirchlichen Beschwerisse zu beseitigen, wird in Nidden ein Predigtamtskandidat angestellt, der gleichzeitig Lehrer sein muß. Er gilt bis 1849 als 2. Pfarrer von Schwarzort.
- 1849 Nidden mit Preil und Perwelk „provisorisches Kirchspiel“.
- Um 1850** Fünf Familien aus dem versandeten Negeln gründen Purwin, den heutigen nördlichsten Dorfteil von Nidden.
- 29. Mai 1854** Nidden selbständiges Kirchspiel. 1. Pfarrer Egbert Sylla 1854/55. Nach ihm bleibt die Stelle bis 1861 unbesetzt, von Schwarzort „mitpastoriert“.
- 1858 1. Dampfer: Friedrich Wilhelm IV. für die Strecke Memel-Cranzbeek.
- 1867 Fischerwirt Blode kauft ein Haus mit Fischereiberechtigung, das sein Sohn Hermann Blode nach der Jahrhundertwende durch Umbauten, Erweiterungsbauten und nach dem 1. Weltkrieg durch Hinzuerwerb eines Nachbargrundstückes und künstlerischer Gestaltung durch den Schwiegersohn Ernst Mollenhauer (1892–1963) zum beschtesten Hotel Niddens entwickelt.
- 25. April 1869** Feuersbrunst: 29 Fischeranwesen vernichtet. Betsaal und Schule bleiben bestehen. Zur künftigen Verhinderung solcher Brandkatastrophen werden 14 Häuser aus dem Hauptdorf umgesiedelt zu einem neuen Dorfteil „in der Skrusdine“, so daß die übrigen nicht mehr so dicht beieinander stehen und geordnet an neu angelegten Wegen gebaut werden können.
- 1870 Fischerschulze Salawik stellt eine mit Bootshaken bewaffnete Bürgerwehr auf, die von einer strandnahen Düne aus die See beobachtet, um nicht durch eine mögliche Landung englischer Kriegsschiffe überrascht zu werden.
- 1874 Standesamt in Nidden.
- 1874 Leuchtturm mit Sturmwarnungsstation in Betrieb genommen.
- 1875 Amtsbezirk Nidden.
- 1881 Oberfischmeister-Amt provisorisch nach Ruß verlegt, 1919 endgültig.
- 1885 Schlangenbergl und Leuchtturm werden bepflanzt nach einem Plan, den schon bei einem Wettbewerb in Danzig 1768 der Rektor der Universität Wittenberg, Prof. Johann David Titus vorgeschlagen hat und der 1811

durch den dänischen Forstmann Sören Björn zwischen Cranz und Sarkau und nach ihm durch Plantageninspektor Epha aus Goldap auch weiterhin erprobt worden ist.

Um 1885 Eine Hebamme in Nidden.

15. Juni 1887 Grundsteinlegung zur Kirche.

10. Oktober 1888 Einweihung der Kirche, des Lebenswerkes von Pfarrer Gustav Echternach (1876–94).

1888 Fischer Perlmann kauft den Betsaal für 2110 Mark und baut sich mit dem Material Wohnhaus und Stall.

Um 1890 Die ersten Maler in Nidden: Dettmann, Wolff, Bischoff-Kulm, Andersen, Lovis Corinth. – Schaffung der Vordüne zum Schutz gegen neuen Sandantrieb vom Seestrande. – Erster Arzt in Nidden mit staatlichem Gehaltszuschuß von jährlich 1800 Mark. – Rettungsstation mit Booten zur Rettung Schiffbrüchiger.

1898 Zur Behebung der wirtschaftlichen Not „dürfen Niddener 28-mm-Garn (d. i. engmaschig) auf 5 Jahre benutzen“ (Schädigung des Fischbestandes); 1904 beanspruchen sie weitere Benutzung, schließlich Kompromiß.

1903/04 Niddener Hafendamm aufgemauert, so daß die Dampfer anlegen können und nicht mehr ausgebootet zu werden braucht.

1907 Ausbau der Nehrungsstraße durch Notstandsarbeiten bei Nidden (mit einer Unterbrechung von 3 km, von der man annimmt daß sie zwecks Unterbindung des Kraftwagenverkehrs nie vollendet werden wird).

Um 1907 Eine Wanderdüne südlich des Tals des Schweigens gibt eine alte Begräbnisstelle frei, die von wandernden Studenten im Hinblick auf die zahlreichen Grabreste als „Pestfriedhof“ bezeichnet wird, ein Ausdruck der bald zur allgemeinen Bezeichnung wird.

1908 Maler Pechstein erstmalig hier.

1912 Kriegerverein; Fahne ein kostbares Geschenk Kaiser Wilhelms II. als Anerkennung und Dank für die Rettung gekerkter Seeoffiziere und Fähnriche aus Seenot.

1914 Bei Kriegsbeginn durchstreift Amtsvorsteher Henkel mit einer Schar Fischer den Nehrungswald, um die Feinde aufzuspüren, die angeblich Gold von Frankreich nach Rußland bringen sollen.

1915 Nidden beherbergt 477 Dauergäste, 1916 = 985, 1917 = 1031, 1918 = 2000.

17. März 1915 Russeneinfall in Memel. Etwa 1200 Flüchtlinge in Nidden. Lastwagen mit Lebensmitteln aus Königsberg bleiben z. T. im Schnee stecken, so daß die Fracht auf Schlitten umgeladen werden muß. Ein Teil der Flüchtlinge über das Haff zum Festland.

1916 Vergeltungslager im Tal des Schweigens für französische Kriegsgefangene, bis die deutschen Kriegsgefangenen vom Eisenbahnbau aus der afrikanischen Wüste zurückgezogen werden.

1919 Fischmeisterbezirk Nidden (bisher hier nur Fischerschulzen); 1. Fischmeister Franz Corinth, nach seinem Tode Seekapitän Tiedke.

27. April 1920 Zollgrenze in Nidden, memelländische Zollbeamte.

16. Januar 1923 Nidden erstmalig in der Geschichte zu Litauen gehörig; Grenzpolizei. Zollbeamte nach und nach durch Litauer ersetzt.

1923 Alle drei Schulstellen mit Lehrern besetzt (Der Hauptlehrer nicht mehr ein Pfarrer). – „Kleiner Grenzverkehr“ zwischen Nidden und Pillkopen; kurzfristete Grenzübergangsweise werden vom Amtsvorsteher (z. Z. Kaufm. Martin Sakuth) ausgestellt.

1924 Die Postbeförderung durch Kariol-

post wird abgelöst durch Kraftwagen, der auch drei Personen mitnehmen darf (außerhalb der Dampferzeit). – Fahnenweihe des Fischereivereins Nidden unter Beteiligung vieler Fischereivereine des Memellandes. (Vors. Martin Fröse.)

1925 Ehrenmal für die im Weltkrieg gefallenen Wegbereiter der Niddener Künstlerkolonie Maler Ernst Bischoff-Kulm, Maler Hans Peppo Borschke, Dichter Walter Heymann. Entwurf Ernst Mollenhauer, Weiherede Paul Anderjahn-Königsberg. – Bau einer dreiklassigen Schule mit drei Lehrerwohnungen. – Gründung des Rasensportvereins Nidden. – Seit Fortzug des letzten Niddener Arztes, Dr. Krüger, kommt Dr. Zachlehner aus Schwarzort wöchentlich einmal mit dem Dienstwagen des Polizeibeamten Regge zur ärztlichen Betreuung hierher.

1926 Trachtenverein Nidden: Pflege überlieferten Brauchtums, wirtschaftliche Unterstützung in Notzeiten durch Heimarbeit, Allgemeinbildung durch Lichtbildvorträge, Dorfbühne (Spielleitung Frau Anna Fuchs, Bühnengestaltung Ernst Mollenhauer), später Teilfinanzierung des Museumsbaues. – Einrichtung einer Jugendherberge beim Hotel Hermann Blode. – Segelregatta der Fischerkähne (erstrebenswerte Preise).

1927 Gründung des Kurischen Eisyachtclubs im Hotel Hermann Blode durch die Niddener Henry Domscheit und Ernst Mollenhauer, und die Memeler Ernst Albrecht, Walter Duscha, Walter Prieß und Heinrich Schanter. – Das alte Schulgebäude (mit einem Klassenraum, zwei Klassenzimmer waren in Fischerhäusern eingemietet) wird vom Direktorium des Memelgebiets der Kirche geschenkt; 4 Morgen Wiese auf der Festlandseite verbleiben der Schule.

6. Mai 1927 Streckenrekordflug des Segelfliegers Lehrer Ferdinand Schulz von Rossitten bis Memel, nachdem er am 3. Mai bereits die Rekordzeit von 14 Stunden 7 Minuten gesegelt ist.

Winter 1927/28 Der historische Krug, das Hotel Königin Luise, brennt ab (Besitzer Gustav Blode).

20. Mai 1928 Einweihung der Jugendherberge Nidden des Memelländischen Jugendherbergs-Verbandes, 190 Betten, 1934 = 3053 Übernachtungen.

21. August 1928 Festliche Grundsteinlegung des Nehrungsmuseums.

1929 Elektrizitätswerk für Nidden (Initiator Gemeindevorsteher Johann Fröse), nachdem die Kirche das Baugelände hierfür gegen kostenlose Beleuchtung der Kirche hergegeben hat. – Nachdem die Kurische Nehrung durch die erfolgreichen Segelflüge 1923, 1924 und in den Folgejahren bei Rossitten als „eines der besten Segelfluggelände anerkannt“ worden ist und seit 1925 Fluglehrgänge durchgeführt werden, beginnen Litauer auf der Hohen Düne bei Nidden mit der Heranbildung von Segelfliegern. – Die Schule erhält vom Direktorium des Memelgebiets die Erlaubnis zur versuchsweisen Einführung der Sütterlinschrift. Lehrer Georg Simaitis gibt nach einem Jahr einen Erfolgsbericht, worauf die Einführung allen Schulen freigestellt wird (Deutsche und lateinische Schreibschrift in den Schulen der Bundesrepublik



Der Evangelische Volksverein in Ruß

Unser Bild, das wahrscheinlich aus der Zeit kurz vor dem ersten Weltkrieg stammt, wurde in der Anlage neben der Russen Kirche gemacht. Die Männer mit ihren martialischen Schnurrbärten könnten mit den gleichen blauen Schirmmützen, mit ihren Kokarden und Abzeichen ein Kriegerverein sein. Aber die Fahne sagt es uns anders: Es ist der Evangelische Volksverein von 1903, und tatsächlich sieht man barhäuptig neben der Fahne den langjährigen Russen Pfarrer Konrad Oloff sitzen. Ein Volksverein ohne Frauen? Für die damalige Zeit nichts Besonderes, da die Frauen ihre eigenen Zusammenschlüsse hatten, den Vaterländischen Frauenverein, die Evangelische Frauenhilfe. Das Bild danken wir Erna Schulz aus 433 Mülheim 11, Roonstr. 8, deren Vater, Schuhmacher Reimer aus Szieszkrandt, auf dem Bild zu finden ist. Frau Schulz erinnert sich noch an einen Schuhmacher Szelka und einen Niemann aus Ruß.

Deutschland in Anlehnung an die Sütterlinschrift).

1931 Kaufmann Johann Fröse gründet zusammen mit einigen Fischern die Niddener Schiffsreederei GmbH, die den Marktdampfer „Herta“ kauft, der nach baldiger Auflösung der Reederei ganz in Fröses Besitz übergeht. 1944 gelingt Fröse und seiner ganzen Familie mit dem Dampfer die Flucht von Pillau über Bornholm nach Dänemark und später von dort nach Hamburg. – Niddener Fischer fassen in einer Fischerei-Versammlung ihren Einspruch gegen litauische Anordnungen in folgenden Feststellungen zusammen: „Abnahme der Fangergebnisse, unzulängliche Schonzeit, Raubzeuge, durch Grenzziehung Berufsausübung erschwert“. – Der Landrat genehmigt die von Ernst Mollenhauer und Henry Fuchs beantragte Heimatbaupolizei für Nidden: keine Baugenehmigung ohne ihre Befürwortung (Litauer setzen sich darüber hinweg).

1931–33 Schriftsteller Thomas Mann als Sommergast in seinem neubauten Hause im Forstgutsbezirk Nidden.

1932 Gründung einer Freiwilligen Feuerwehr; Brandmeister wird Pfarrer Johannes Kypke (1930–34 in Nidden, wird dann als Reichsdeutscher vom litauischen Gouverneur ausgewiesen). Motor-Feuerspritze. – Eröffnung des Nehrungsmuseums (s. MD Nr. 2–8/1969).

1933 Vergrößerung des Friedhofes.

1932–36 Haussuchungen in Wohnung und Klassenzimmer des Hauptlehrers durch Grenzpolizei, heimliche Durchsuchungen des Museums, ein litauischer Lehrer zur Bespitzelung hierher versetzt.

1933 Aufzeichnungen im Nehrungsmuseum über die kulturelle Entwicklung der Nehrungsdörfer (Wohnweise, Berufe, Verkehr, Hygiene, Bildung...) geben abschließend für Nidden unter anderem eine Aufstellung der gegenwärtigen Handwerksberufe: Schuhmacher Pietsch und Pinkis, Schneider Pietsch, Maler Föge, Tischler Beserokow, Friseur Graff, Bäcker Block, Schornsteinfeger Fritz Sakuth VII. Als Neueinrichtung wird ferner erwähnt Drogerie Leisner. – Litauische Grenz- und Zollbeamte bieten Gänse zum Kauf an, weil sie selbst nicht so viele verbrauchen können, wie sie als Gehaltsteil nehmen müssen.

1934 In Nidden 3300 Kurgäste, 1935 = 4450. – Bau eines Postgebäudes mit 30 Telefonanschlüssen. – Litauischer Kindergarten aus rein politischen Gründen; Beteiligung fast nur in Notzeiten. – Litauische Militärkapelle zieht durch Nidden; kein Einwohner zeigt sich währenddessen auf der Straße oder an den Fenstern.

1934 Lehrer Horst Lakischus macht während der Sommerferien in der Segel-

flugschule Rossitten seine A-Prüfung und wird bald darauf durch die Grenzpolizei verhaftet und nach Memel gebracht; er darf nicht nach Nidden zurück (Im Kriege gefallen).

1935 Schulrat Lazitas beklagt sich darüber, daß Nidden als einzige Volksschule seines Landkreises von der Gemeinde noch nicht als litauische Schule anerkannt wird, d. h. daß die Unterrichtssprache noch immer deutsch ist und Litauisch nur als Fremdsprache erteilt wird.

März 1936 Da Hauptlehrer Fuchs nicht freiwillig Nidden verläßt, wird er vom litauischen Staatssicherheitsdienst verhaftet und unter Umgehung der Memelländischen Gerichtsbarkeit nach Bajohren gebracht, mit ihm Lehrer Purwins; letzterer wird bald entlassen und an eine andere Schule versetzt, während Fuchs nach neun Monaten Untersuchungshaft unter Mißachtung seiner Zeugen und des Verteidigers in Kowno verurteilt wird. Sein Nachfolger in Nidden wird Richard Schwelnus.

1937 Kaufmann Johann Fröse kauft das große Wohnhaus des verstorbenen Holzgroßkaufmanns Ancker in Ruß und baut sich mit dem Material in Nidden ein stilgerechtes Gästehaus. Er besitzt nun zwei Villen und benennt sie nach seinen Töchtern Eva und Christel.

Um 1938 In Nidden etwa 60 Kurenkähne. Die Raiffeisenkasse (in Nidden vertreten durch die Geschwister Gulbis) gibt für Kahnneubau bis 7000 Lit Kredit.

1939 Nach der Rückgliederung des Memellandes zum Deutschen Reich erhält Nidden eine „Fischerei-Aufsichtsstelle“: Fischmeister Adolf Schiller.

1940 Durch die Neugliederung der Gemeinden im Memelland ist Nidden eine Gemeinde mit den Dörfern Nidden – Ortsteil Purwin und Skrusdin – und Perwelk. – Dünenmeisterei Nidden: Hans Scharf; Hilfsförsterei Nidden: Hans Kurschus (6 Hilfsförster in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg haben Niddenerinnen geheiratet).

Herbst 1944 Räumungsbeginn. Letzten Schulunterricht erteilen Rektor i. R. Blode (Bruder des Hermann Blode), Erna Bredul, Lehrerin von der Simon-Dach-Schule in Memel, und eine weitere Lehrerin.

1944 Der Heimatdichter Fritz Kudnig nimmt ahnungsvoll Abschied von Nidden.

Januar 1945 Fortdauer der Räumung; nur wenige Bewohner bleiben in Nidden. – Erste Truppenverbände aus dem Brückenkopf Memel über die Nehrung zum Samland am 14. 1. – Absetzbewegung der schweren Trösteile von Memel über die Nehrung ab 15. 1.

30./31. 1. 1945 Letzte Truppen von Memel und Volkssturmänner von Nidden auf der alten Poststraße nach Cranz; Sprengung des Leuchtturms und einiger Häuser mit Wehrmachtsvorräten (Kolonnade und Jugendherberge Hermann Blode, Hotel Nordische Linnäa – Besitzer Henry Domscheit) am 30. u. 31. 1. – Mit der Flucht des Bürgermeisters Richard Trotzky endet zunächst die deutsche Verwaltung der deutschen Gemeinde Nidden und damit die deutsche Geschichte unserer lieben deutschen Heimat zwischen Haff und Meer.

Nidden

Ein Spiegel des Nordens

Nidden!... Es sind nicht nur Memelländer, die bei Nennung dieses Ortsnamens von Sehnsüchten befallen werden; unzählige Deutsche werden sich, solange sie leben, an dieses landschaftliche Kleinod in Zuneigung erinnern. Ein entzückendes Fleckchen Erde – oder Sand; wie man will – ein verträumtes Fischerdorf am Fuße der vielbedichteten Toten Düne, in der Mitte der dünn besiedelten Kurischen Nehrung – das ist in großen Umrissen das unvergängliche Bild dieses Platzes.

Nidden war ein Hort der Stille; eine Stätte beispielloser Weltentrücktheit. Fünfzig Kilometer nach jeder Richtung mußte man wandern, und noch darüber hinaus zum Samland hin, durch Sand und Wald und nochmal Sand und Wald, durch noch einsamere Fischerdörferchen, ehe die Türme einer Stadt auftauchten. Stundenlange Dampferfahrten auf ehrwürdigen Radkästen über das unübersehbare Haff, ehe die Türme des Festlandes auftauchten: Labiau oder Karleken... Das sagt alles. Einsamkeit, Stille, eine vielstimmige Natur!

Kleine geduckte, hölzerne Fischerhütten mit blauen kurischen Dachleisten und Fensterladen; erste Frauen mit landesüblichen weißen Kopftüchern, barfuß im Sand, beim Trocknen der Flundern, beim Entfachen der würzigen Räucherfeuer, wettergebräunte Fischer in ihren schwankenden schwarzen Kähnen, die bunte Wimpel tragen. Möwengekreisch und der geisterhafte Strich der Reiher zu den Netzstangen. Im Süden die große Sturzdüne, unter der das alte verschüttete Dorf schläft, bis es den Geschicken gefällt, die „tote“ Düne wieder wandern zu lassen. Da sind duftende Kiefernwälder, in denen das Vieh eine dürrtige Weide sucht, und über allem der Leuchtturm, der zu beiden Seiten Haff und Meer beherrscht – das ist das erste Bild Niddens.

Unvergeßlich wurde jedem eine Wanderung durch das Tal des Schweigens, durch die Sandwüste Europas, in deren Nähe die Wanderdüne den alten Pestfriedhof von 1708 freigelegt hat, oder ein Aufstieg zum Kamm der Sturzdüne, von wo aus sich ein zauberhafter Blick zum Meer bot. Da sah man drüben die Tilsiter Niederung, ein grünes Gräsermeer, in dem wie Inseln die Haffdörfer Inse, Tawe und Gilge standen. Ein riesiger Bogen auf der anderen Seite; bis hinunter zum Steilufer des Samlandes verlor sich der Blick; bis zur Höhe von Schwarzort.

Viele Keitlkähne auf dem Haff; nicht immer beim Fang. Man holte auch Grummet von drüben oder hatte vierbeinige Fahrgäste – Pferde, Kühe! – im Fischerkahn. Ach, wie arm an Weiden war die Nehrung. Aber vielleicht deshalb hatte sie das herbe – schöne Antlitz...

In der Heide und auf den Hinterdünen, wo in der Morgenfrühe der Elch zog, wuchs – ja, wächst heute noch! – die liebliche nordische Linnäa, eine kleine Glockenblume mit seltsam pfirsichartigem Duft, die – weiß Gott wann! – der Wind hier angesiedelt haben mag.

Welch eine beglückende Stille an lauen Sommerabenden. Unwahrscheinlich mild; ein harrendes Schnakengesumm, und dazu die sogenannte baltische Dämmerung, die hellen Nächte, deren matter Glanz auf Haff und Meer liegt und Abend- wie Morgendämmerung miteinander verbindet.

Maler und Dichter haben Niddens herbe Schönheit in zahllosen Werken besungen – und es ist keiner, der zuviel gelobt hat.

Memeler Dampfboot

flugschule Rossitten seine A-Prüfung und wird bald darauf durch die Grenzpolizei verhaftet und nach Memel gebracht; er darf nicht nach Nidden zurück (Im Kriege gefallen).

1935 Schulrat Lazitas beklagt sich darüber, daß Nidden als einzige Volksschule seines Landkreises von der Gemeinde noch nicht als litauische Schule anerkannt wird, d. h. daß die Unterrichtssprache noch immer deutsch ist und Litauisch nur als Fremdsprache erteilt wird.

März 1936 Da Hauptlehrer Fuchs nicht freiwillig Nidden verläßt, wird er vom litauischen Staatssicherheitsdienst verhaftet und unter Umgehung der Memelländischen Gerichtsbarkeit nach Bajoren gebracht, mit ihm Lehrer Purwins; letzterer wird bald entlassen und an eine andere Schule versetzt, während Fuchs nach neun Monaten Untersuchungshaft unter Mißachtung seiner Zeugen und des Verteidigers in Kowno verurteilt wird. Sein Nachfolger in Nidden wird Richard Schwelnus.

1937 Kaufmann Johann Fröse kauft das große Wohnhaus des verstorbenen Holzgroßkaufmanns Ancker in Ruß und baut sich mit dem Material in Nidden ein stilgerechtes Gästehaus. Er besitzt nun zwei Villen und benennt sie nach seinen Töchtern Eva und Christel.

Um 1938 In Nidden etwa 60 Kurenkähne. Die Raiffeisenkasse (in Nidden vertreten durch die Geschwister Gulbis) gibt für Kahnneubau bis 7000 Lit Kredit.

1939 Nach der Rückgliederung des Memellandes zum Deutschen Reich erhält Nidden eine „Fischerei-Aufsichtsstelle“: Fischmeister Adolf Schiller.

1940 Durch die Neugliederung der Gemeinden im Memelland ist Nidden eine Gemeinde mit den Dörfern Nidden - Ortsteil Purwin und Skrusdin - und Perwelk. - Dünenmeisterei Nidden: Hans Scharf; Hilfsförsterei Nidden: Hans Kurschus (6 Hilfsförster in der Zeit nach dem 1. Weltkriege haben Niddenerinnen geheiratet).

Herbst 1944 Räumungsbeginn. Letzten Schulunterricht erteilen Rektor i. R. Blode (Bruder des Hermann Blode), Erna Bredul, Lehrerin von der Simon-Dach-Schule in Memel, und eine weitere Lehrerin.

1944 Der Heimatdichter Fritz Kudnig nimmt ahnungsvoll Abschied von Nidden.

Januar 1945 Fortdauer der Räumung; nur wenige Bewohner bleiben in Nidden. - Erste Truppenverbände aus dem Brückenkopf Memel über die Nehrung zum Samland am 14. 1. - Absetzbewegung der schweren Troßteile von Memel über die Nehrung ab 15. 1.

31. 1. 1945 Letzte Truppen von Memel und Volkssturmmänner von Nidden auf der alten Poststraße nach Cranz; Sprengung des Leuchtturms und einiger Häuser mit Wehrmachtsvorräten (Kolonnade und Jugendherberge Hermann Blode, Hotel Nordische Linnaea - Besitzer Henry Domscheit) am 30. u. 31. 1. - Mit der Flucht des Bürgermeisters Richard Trotzky endet zunächst die deutsche Verwaltung der deutschen Gemeinde Nidden und damit die deutsche Geschichte unserer lieben deutschen Heimat zwischen Haff und Meer.



Nidden — Partie am Kurischen Haff



Fritz
Rademacher

- 1753 Neuer Pfarrer in Karwaiten, der auch in der Niddener Schule Gottesdienste abhält.
- September 1757** Russen, Feinde Preußens im Siebenjährigen Kriege, zwingen Niddener Fischer, sie mit ihren Kähnen zum Labiauer Ufer überzusetzen. Infolge Verrats der am Südufer des Haffes aufgestellten Miliz entgehen die Russen dort ihrer Gefangennahme.
- 1758-61 Besetzung durch die Russen. Plünderungen offiziell verboten, Russische Soldaten schießen aber rücksichtslos Hirsche weg. Posthalter Casimir Kuwert beklagt sich über die Vernichtung des Wildbestandes beim russischen General. Dieser läßt „mehrere Kerls, die es sich hatten beikommen lassen, überstrecken mit der Warnung: Ihr Halunken, wollt ihr das bleiben lassen! Was tun euch die Viecher?“
- 1775 In Nidden 15 Fischerwirte.
- 1778 Die Niddener Schule brennt ab. Forstamt Kloschen ordnet an, die steingeblienen Schornsteine mit Stroh zu umwickeln, damit sie der winterlichen Witterung nicht ausgesetzt sind und für den Wiederaufbau des Gebäudes benutzt werden können.
- 1780 Der Schulze Englin aus Nidden ist von den 18 Schulzen des Amtes Memel der einzige, der seine Gehaltsquittung mit seinem Namen unterschreiben kann, während die anderen nur Kreuze machen.
- 1784 Vorschlag des Scheakener Erzpriesters Goldbeck, dem die Nehrungskirchen unterstehen, alle Nehrungsorte ohne Sarkau in einer neuen Kirche in Nidden zu vereinigen. Nicht erfüllt, da inzwischen Schwarzort selbständig mit dem Bau einer Kirche begonnen hat.
- 1791 Nur noch vier Häuser in Karwaiten; die meisten Bewohner nach Nidden, Schwarzort, (Neu-)Negeln umgesiedelt. „Beim Krüge bleiben nur noch der Präzessor Bernhard und zwei Fischer“ bis 1797.
- 1795 Weil die Kirche Karwaiten verschüttet ist, gehört Nidden jetzt zum Kirchspiel Schwarzort. Alle drei Monate kommt der dortige Pfarrer nach Nidden. Konfirmanden allwöchentlich nach Schwarzort; manche bleiben dort bei Verwandten.
- 1795 „Nidden wüste und leer“ (Erinnerungen eines Engländers von einer Reise durch einen Teil von Deutschland, Preußen...).
- Um 1800 Nanke: „Hier (auf der Nehrung) ist nichts als eine ewige Sandwüste, alle 3-4 Meilen eine Poststation, deren Posthalter sich durch Grobheit auszeichnen.“
- 1806 In Nidden 27 Fischerwirte, 8 Loseleute, der Krüger und der Lehrer.
- 8./9. Januar 1807 Übernachtung der Königin Luise auf der Flucht vor den Franzosen in der Posthalterei Nidden.
- September 1808** Die Königin Luise auf der Rückreise von Memel nach Königsberg.
- 1808 Landgerichtsrat Louis Passarge entdeckt die Schönheiten der Kurischen Nehrung: „Oase Nidden!“
- Oktober 1809** Der Geheime Staatsrat Wilhelm Freiherr von Humboldt reist über die Nehrung. Er macht durch Aufsätze in Zeitschriften auf die einmaligen Schönheiten der Nehrungslandschaft aufmerksam.
- 1811 Der Königsberger Anatom und Physiologe Carl Friedrich Burdach (1776-1847) reist über die Nehrung und schreibt darüber 1848 in seiner Selbstbiographie: „...Man erblickte nur Sand und Wasser, keine Spur von Vegetation, außer Möwen und Libellen kein Tier... Wir mußten 5 Pferde nehmen...“
- 1812 Posthalter David Kuwert (1748-1827), der Nachfolger seines Vaters Casimir Kuwert, in Königsberg studiert, erwirbt die Reste der versandeten Kirche von Kunzen und baut damit ein weiteres Krughaus in Nidden.
- 1812 Durchzug französischer Truppen. Optische Telegraphen, um rechtzeitig die befürchtete Ankunft einer englischen Flotte signalisieren zu können.
- 1813/14 Zahlreiche französische Kriegsgefangene werden während der Befreiungskriege durch Nidden nach Rußland gebracht.
- 1817 Längs der Poststraße werden schwarz-weiß gestrichene Eichenpfähle als Meilenanzeiger (Ganz-, Halb-, Viertelmeilen) aufgestellt, die aber bald versanden. Ein letzter im Nehrungsaustrom.
- 1818 König Friedrich Wilhelm III. auf seiner Rückreise von Petersburg über Nidden nach Königsberg.
- 1819 Das russische Zarenpaar auf der Durchreise nach Königsberg. Großfeuer in Nidden: 12 Fischerhäuser und die Schule brennen ab. Schulmeister Dimscheit muß bis zum Wiederaufbau der Schule in einer kleinen Fischerstube wohnen, schlafen und unterrichten.
- 1825 Posthalter David Kuwert versucht, die Düne bei seinem Hause festzulegen mit Anpflanzen von Kiefern, Birken und Weiden (Parabeldüne hinter der Südseite des späteren Hotels Königin Luise).
- 1826 Nidden hat 228 Einwohner, darunter 15 Eigenkätnerfamilien.
- 1827 Anpflanzung von Weidenbäumen längs der Poststraße. Tod des Posthalters David Kuwert. Er wird in dem noch heute erhaltenen Wäldchen an der Poststraße beigesetzt (Dort ruht auch der 2. Schulmeister Niddens).
- 1828 Die Regierung in Königsberg kauft für 400 Taler das neue Krughaus und läßt es durch Herausnahme einer Wand in einen Betsaal umbauen.
- 1830 In Nidden 235 Einwohner. 1840 = 355 Einwohner in 40 Wohnhäusern. 1871 = 701 Einwohner, 47 Häuser. 1895 = 803 Einwohner, 76 Häuser. 1905 = 787 Einwohner, 96 Häuser.
- 1834 Nachdem 1833 die neuerbaute Straße Tilsit-Memel dem Verkehr übergeben werden konnte, wird die Reitpost über die Nehrung eingestellt, so daß die Nehrungsstraße nur noch örtliche Bedeutung behält. Ablösung der Weiderechtigung (wofür die Niddener Fischer noch nach hundert Jahren klagen).
8. November 1835 Einweihung des Betsaales. Nidden verbleibt im Kirchspiel Schwarzort.
- 1838/39 Der Winter ist so streng, daß noch am 25. April die Niddener mit beladenen Schlitten über das Haff fahren können.
- 1844 Beerbohm zu Feilenhof wird Oberfischmeister für das ganze Kurische Haff; der Fischerschulze von Nidden untersteht dem Fischmeister in Schmelz.
- 1844 Um die Ortszugehörigkeit der fahrenden Fischerkähne auf dem Haff leichter feststellen zu können, entwirft Oberfischmeister Beerbohm für alle Uferdörfer Farbtafeln, die im Auftrage der Regierung an den Kahnwimpeln auf den Masten anzubringen sind. Die umrahmenden Verzierungen hierzu dürfen von den Fischern beliebig gestaltet werden. Als „Kurenwimpel“ werden sie später von Kurgästen gern als Reiseandenken erworben, was zu einem Wetteifer unter den Wimpelschnitzern führt.
- 1847 Um die kirchlichen Beschwerden zu beseitigen, wird in Nidden ein Predigtamtskandidat angestellt, der gleichzeitig Lehrer sein muß. Er gilt bis 1849 als 2. Pfarrer von Schwarzort.
- 1849 Nidden mit Preil und Perwelk „provisorisches Kirchspiel“.
- Um 1850 Fünf Familien aus dem versandeten Negeln gründen Purwin, den heutigen nördlichsten Dorfteil von Nidden.
- 1854 Nidden selbständiges Kirchspiel. 1. Pfarrer Egbert Sylla 1854/55. 1858 ihm bleibt die Stelle bis 1861 unbesetzt, von Schwarzort „mitpastoriert“.
- 1859 1. Dampfer: Friedrich Wilhelm IV. für die Strecke Memel-Cranzbeek.
- 1867 Fischerwirt Blode kauft ein Haus mit Fischereiberechtigung, das sein Sohn Hermann Blode nach der Jahrhundertwende durch Umbauten, Erweiterungen und nach dem 1. Weltkrieg durch Hinzuerwerb eines Nachbargrundstückes und künstlerischer Gestaltung durch den Schwiegersohn Ernst Mollenhauer (1892-1963) zum besuchtesten Hotel Niddens entwickelt.
25. April 1869 Feuersbrunst: 29 Fischeranwesen vernichtet. Betsaal und Schule bleiben bestehen. Zur künftigen Verhinderung solcher Brandkatastrophen werden 14 Häuser aus dem Hauptdorf umgesiedelt zu einem neuen Dorfteil „in der Skrusdine“, so daß die übrigen nicht mehr so dicht beieinander stehen und geordnet an neu angelegten Wegen gebaut werden können.
- 1870 Fischerschulze Salawik stellt eine mit Bootshaken bewaffnete Bürgerwehr auf, die von einer strandnahen Düne aus die See beobachtet, um nicht durch eine mögliche Landung englischer Kriegsschiffe überrascht zu werden.
- 1874 Standesamt in Nidden.
- 1874 Leuchtturm mit Sturmwarnungsstation in Betrieb genommen.
- 1875 Amtsbezirk Nidden.
- 1881 Oberfischmeister-Amt provisorisch nach Ruß verlegt, 1919 endgültig.
- 1885 Schlangenberg und Leuchtturmberg werden bepflanzt nach einem Plan, den schon bei einem Wettbewerb in Danzig 1768 der Rektor der Universität Wittenberg, Prof. Johann David Titus vorgeschlagen hat und der 1811

- durch den dänischen Forstmann Sören Björn zwischen Cranz und Sarkau und nach ihm durch Plantageninspektor Epha aus Goldap auch weiterhin erprobt worden ist.
- Um 1885** Eine Hebamme in Nidden.
- 15. Juni 1887** Grundsteinlegung zur Kirche.
- 10. Oktober 1888** Einweihung der Kirche, des Lebenswerkes von Pfarrer Gustav Echternach (1876–94).
- 1888** Fischer Perlmann kauft den Betsaal für 2110 Mark und baut sich mit dem Material Wohnhaus und Stall.
- Um 1890** Die ersten Maler in Nidden: Dettmann, Wolff, Bischoff-Kulm, Andersen, Lovis Corinth. — Schaffung der Vordüne zum Schutz gegen neuen Sandantrieb vom Seestrande. — Erster Arzt in Nidden mit staatlichem Gehaltszuschuß von jährlich 1800 Mark. — Rettungsstation mit Booten zur Rettung Schiffbrüchiger.
- 1898** Zur Behebung der wirtschaftlichen Not „dürfen Niddener 28-mm-Garn (d. i. engmaschig) auf 5 Jahre benutzen“ (Schädigung des Fischbestandes); 1904 beanspruchen sie weitere Benutzung; schließlich Kompromiß.
- 1903/04** Niddener Hafendamm aufgemauert, so daß die Dampfer anlegen können und nicht mehr ausgebootet zu werden braucht.
- 1907** Ausbau der Nehrungsstraße durch Notstandsarbeiten bei Nidden (mit einer Unterbrechung von 3 km, von der man annimmt daß sie zwecks Unterbindung des Kraftwagenverkehrs nie vollendet werden wird).
- Um 1907** Eine Wanderdüne südlich des Tals des Schweigens gibt eine alte Begräbnisstätte frei, die von wandernden Studenten im Hinblick auf die zahlreichen Grabreste als „Pestfriedhof“ bezeichnet wird, ein Ausdruck der bald zur allgemeinen Bezeichnung wird.
- 1908** Maler Pechstein erstmalig hier.
- 1912** Kriegerverein; Fahne ein kostbares Geschenk Kaiser Wilhelms II. als Anerkennung und Dank für die Rettung gekonterter Seeoffiziere und Fähnriche aus Seenot.
- 1914** Bei Kriegsbeginn durchstreift Amtsvorsteher Henkel mit einer Schar Fischer den Nehrungswald, um die Feinde aufzuspüren, die angeblich Gold von Frankreich nach Rußland bringen sollen.
- 1915** Nidden beherbergt 477 Dauergäste, 1916 = 985, 1917 = 1031, 1918 = 2000.
- 17. März 1915** Russeneinfall in Memel. Etwa 1200 Flüchtlinge in Nidden. Lastwagen mit Lebensmitteln aus Königsberg bleiben z. T. im Schnee stecken, so daß die Fracht auf Schlitten umgeladen werden muß. Ein Teil der Flüchtlinge über das Haff zum Festland.
- 1916** Vergeltungslager im Tal des Schweigens für französische Kriegsgefangene, bis die deutschen Kriegsgefangenen vom Eisenbahnbau aus der afrikanischen Wüste zurückgezogen werden.
- 1919** Fischmeisterbezirk Nidden (bisher hier nur Fischerschulzen); 1. Fischmeister Franz Korinth, nach seinem Tode Seekapitän Tiedke.
- 27. April 1920** Zollgrenze in Nidden, memelländische Zollbeamte.
- 16. Januar 1923** Nidden erstmalig in der Geschichte zu Litauen gehörig; Grenzpolizei. Zollbeamte nach und nach durch Litauer ersetzt.
- 1923** Alle drei Schulstellen mit Lehrern besetzt (Der Hauptlehrer nicht mehr ein Pfarrer). — „Kleiner Grenzverkehr“ zwischen Nidden und Pillkopen; kurzfristete Grenzübertrettsausweise werden vom Amtsvorsteher (z. Z. Kaufm. Martin Sakuth) ausgestellt.
- 1924** Die Postbeförderung durch Kariolpost wird abgelöst durch Kraftwagen, der auch drei Personen mitnehmen darf (außerhalb der Dampferzeit). — Fahnenweihe des Fischereivereins Nidden unter Beteiligung vieler Fischereivereine des Memellandes. (Vors. Martin Fröse.)
- 1925** Ehrenmal für die im Weltkrieg gefallenen Wegbereiter der Niddener Künstlerkolonie Maler Ernst Bischoff-Kulm, Maler Hans Peppo Borschke, Dichter Walter Heymann. Entwurf Ernst Mollenhauer, Weiherede Paul Anderjahn-Königsberg. — Bau einer dreiklassigen Schule mit drei Lehrerwohnungen. — Gründung des Rasensportvereins Nidden. — Seit Fortzug des letzten Niddener Arztes, Dr. Krüger, kommt Dr. Zachleher aus Schwarzort wöchentlich einmal mit dem Dienstwagen des Polizeibeamten Regge zur ärztlichen Betreuung hierher.
- 1926** Trachtenverein Nidden: Pflege überlieferten Brauchtums, wirtschaftliche Unterstützung in Notzeiten durch Heimarbeit, Allgemeinbildung durch Lichtbildervorträge, Dorfbühne (Spielleitung Frau Anna Fuchs, Bühnengestaltung Ernst Mollenhauer), später Teilfinanzierung des Museumsbaues. — Einrichtung einer Jugendherberge beim Hotel Hermann Blode. — Segelregatta der Fischerkähne (erstrebenswerte Preise).
- 1927** Gründung des Kurischen Eisyacht-Clubs im Hotel Hermann Blode durch die Niddener Henry Domscheit und Ernst Mollenhauer, und die Memeler Ernst Albrecht, Walter Duscha, Walter Prieß und Heinrich Schanter. — Das alte Schulgebäude (mit einem Klassenraum, zwei Klassenzimmer waren in Fischerhäusern eingemietet) wird vom Direktorium des Memelgebiets der Kirche geschenkt; 4 Morgen Wiese auf der Festlandseite verbleiben der Schule.
- 6. Mai 1927** Streckenrekordflug des Segelfliegers Lehrer Ferdinand Schulz von Rossitten bis Memel, nachdem er am 3. Mai bereits die Rekordzeit von 14 Stunden 7 Minuten gesegelt ist.
- Winter 1927/28** Der historische Krug, das Hotel Königin Luise, brennt ab (Besitzer Gustav Blode).
- 20. Mai 1928** Einweihung der Jugendherberge Nidden des Memelländischen Jugendherbergs-Verbandes, 190 Betten, 1934 = 3053 Übernachtungen.
- 21. August 1928** Festliche Grundsteinlegung des Nehrungsmuseums.
- 1929** Elektrizitätswerk für Nidden (Initiator Gemeindevorsteher Johann Fröse), nachdem die Kirche das Baugelände hierfür gegen kostenlose Beleuchtung der Kirche hergegeben hat. — Nachdem die Kurische Nehrung durch die erfolgreichen Segelflüge 1923, 1924 und in den Folgejahren bei Rossitten als „eines der besten Segelfluggelände anerkannt“ worden ist und seit 1925 Fluglehrgänge durchgeführt werden, beginnen Litauer auf der Hohen Düne bei Nidden mit der Heranbildung von Segelfliegern. — Die Schule erhält vom Direktorium des Memelgebiets die Erlaubnis zur versuchsweisen Einführung der Sütterlinschrift. Lehrer Georg Simaitis gibt nach einem Jahr einen Erfolgsbericht, worauf die Einführung allen Schulen freigestellt wird (Deutsche und lateinische Schreibschrift in den Schulen der Bundesrepublik Deutschland in Anlehnung an die Sütterlinschrift).
- 1931** Kaufmann Johann Fröse gründet zusammen mit einigen Fischern die Niddener Schiffsreederei GmbH, die den Marktdampfer „Herta“ kauft, der nach baldiger Auflösung der Reederei ganz in Fröses Besitz übergeht. 1944 gelingt Fröse und seiner ganzen Familie mit dem Dampfer die Flucht von Pillau über Bornholm nach Danemark und später von dort nach Hamburg. — Niddener Fischer fassen in einer Fischerei-Versammlung ihren Einspruch gegen litauische Anordnungen in folgenden Feststellungen zusammen: „Abnahme der Fangergebnisse, unzulängliche Schonzeit, Raubgezeuge, durch Graubziehung Berufsausübung erschwert“. — Der Landrat genehmigt die von Ernst Mollenhauer und Henry Fuchs beantragte Heimatbaupolizei für Nidden; keine Baugenehmigung ohne ihre Befürwortung (Litauer setzen sich darüber hinweg).
- 1931–33** Schriftsteller Thomas Mann als Sommergast in seinem neuerbauten Hause im Forstgutsbezirk Nidden.
- 1932** Gründung einer Freiwilligen Feuerwehr; Brandmeister wird Pfarrer Johannes Kypke (1930–34 in Nidden, wird dann als Reichsdeutscher vom litauischen Gouverneur ausgewiesen). Motor-Feuerspritze. — Eröffnung des Nehrungsmuseums (s. MD Nr. 2–8/1969).
- 1933** Vergrößerung des Friedhofes
- 1932–36** Haussuchungen in Wohnung und Klassenzimmer des Hauptlehrers durch Grenzpolizei, heimliche Durchsuchungen des Museums, ein litauischer Lehrer zur Bespitzelung hierher versetzt.
- 1933** Aufzeichnungen im Nehrungsmuseum über die kulturelle Entwicklung der Nehrungsdörfer (Wohnweise, Berufe, Verkehr, Hygiene, Bildung...) geben abschließend für Nidden unter anderem eine Aufstellung der gegenwärtigen Handwerksberufe: Schuhmacher Pietsch und Pinkis, Schneider Pietsch, Maler Pöge, Tischler Beserokow, Friseur Graff, Bäcker Block, Schornsteinfeger Fritz Sakuth VII. Als Neueinrichtung wird ferner erwähnt Drogerie Leisner. — Litauische Grenz- und Zollbeamte bieten Gänse zum Kauf an, weil sie selbst nicht so viele verbrauchen können, wie sie als Gehaltsteil nehmen müssen.
- 1934** In Nidden 3300 Kurgäste, 1935 = 4450. — Bau eines Postgebäudes mit 30 Telefonanschlüssen. — Litauische Kindergarten aus rein politischen Gründen; Beteiligung fast nur in Notzeiten — Litauische Militärkapelle zieht durch Nidden; kein Einwohner zeigt sich währenddessen auf der Straße oder an den Fenstern.
- 1934** Lehrer Horst Lakischus macht während der Sommerferien in der Segel-

NIDDEN UND SEINE KÜNSTLERKOLONIE

Aus Anlaß des 350jährigen Stadtjubiläums fand die wissenschaftliche Jahresversammlung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung vom 30. August bis 1. September 1957 in Mannheim statt. Herr Dr. med. Ernst Melzner, Dortmund, der bei dieser Gelegenheit ein Referat über „Nidden und seine Künstlerkolonie“ hielt, übergab der Schriftleitung freundlicherweise sein Manuskript zur Veröffentlichung. Im Zusammenhang mit der Patenschaft, die Mannheim für die Stadt Memel und das Memelland übernommen hat, gewinnt diese Betrachtung eine besondere Bedeutung.

Wer je die Kurische Nehrung erlebt hat mit ihren langgestreckten Dünenketten, auf die jede Wolke ihren blauen Wanderschatten wirft, mit den herrlichen Kiefernwäldern auf sanften Höhenzügen, die lieblich-grüne blumenbunte Wiesen umspannen, mit den sonnenbrütenden Mooren, in denen das Urgeschöpf dieses Landes, der urige Elch, hinter dumpfen Erlen- und Birkendickungen ein scheues Dasein führt, wird für immer ein unvergeßliches und unvergleichliches Bild in seiner Seele tragen.

Wir stehen auf dem Schlangenberg bei Nidden. Freischweift hier das Auge zu allen Horizonten – ein Rundblick, der in der hellen, immer gegenwärtigen Lichtüberfülle an großartiger Weite und Schönheit zum zu überbieten ist.

Unter uns zieht in sanft geschwungenem Bogen die Nehrung. Sie ist immerhin einhundert Kilometer lang. Wasser und Sand waren und sind die bauenden und formenden Kräfte, aber auch die Zerstörer der Nehrung. So manches Dorf, so mancher Wald liegt unter den Dünen begraben und wird oft erst nach Jahrhunderten vom Winde freigeweht.

Wir schauen nach Norden. Weißgelbe Dünenzüge wechseln in der flirrenden Hochsommersonne mit blauenden Wäldern und hellgrünen Wiesen. Zu unseren Füßen liegen die bunten Häuschen von Purwien, eines der drei Dörfer, aus denen Nidden zusammenwuchs. In weiter Ferne tauchen die Türme von Memel auf.

Zur Linken rauscht im brausenden Wind das blau-grüne Meer mit weißschäumenden Wellenköpfen und donnernder Brandung, klar bis zum Horizont mit den Silhouetten der Seeschiffe. Rechter Hand glänzt der Spiegel des Haffs, von einem unendlich zarten Farbenspiel überhaucht, dessen Skala in allen nur denkbaren Tönungen vom reinsten Sonnengold und Silberweiß über grünliche Abschattierungen zum

schönsten Himmelsblau reicht. Wo sich die rasch dahineilenden Wolken spiegeln, wechseln die Farben von Augenblick zu Augenblick – stehen Unwetterwolken am Horizont, zu drohenden Türmen aufgeballt, dann scheinen im Haff schwarzblaue Abgründe aufzureißen.

Im Blick nach Süden, der bei klarer Sicht bis zur Samlandküste von Rauschen und Brüsterort reicht, erhebt sich gleich hinter dem „urbo kalns“, dem Bärenberg, der scharfe Grat der Hohen Düne mit ihrem steilen Abfall zum Haff und dem weit in das Wasser hineingewehten Grapschen Dünenhaken, der weiß und leicht wie ein Schiff auf dem Haff zu schwimmen scheint, am Zügel einer dunkelgrünen Landbrücke. Vom Gipfel der Hohen Düne schwebt wie eine helle Rauchfahne der treibende Sand im unablässig mahlenden Seewind, der den gewaltigen, viele Kilometer langen Dünenberg Meter um Meter weiter in das Haff hinein verlagert.

Hier ist Unendlichkeit, hier findet die suchende Seele überirdische Einsamkeit und abgrundtiefe Stille. Nur die Laute einer unverfälschten Natur dringen heran: Windeswehen, feines Flirren des fliegenden Sandes, Meeresbrausen, Rauschen der tiefen Wälder, dröhnende Rufe der Elche, die riesig und dunkel zuweilen dem Wanderer begegnen. Im Tal des Schweigens kann ihn leicht das unheimliche Gefühl völligen Verlassenseins packen, und schauernd erlebt er den schwankenden Treibsandboden unter seinen Füßen.

Hier gibt es keine Autostraße. Einzige Wegverbindung ist die nur halbbefestigte schmale, grasüberwachsene Poststraße. Über sie floh in schlimmen Wintertagen einst Preußens Königin Luise vor den siegreichen Armeen Napoleons nach Memel. Der Königin Name ist hier hochgeehrt.



ALFRED PARTIKEL · DÜNE IM MONDSCHEN

NIDDEN 1941

In Tilsit selbst wurde mir gesagt, daß der einzige alte Raddampfer „Kondor“ zwar wöchentlich einmal im Kurischen Haff hinauf- und hinabfuhr, daß er auch Passagiere zum Aus- und Einbooten mitnehme, ich aber zu spät gekommen sei. Indes ich könne ja sehen, von Heidekrug aus nach der Nehrung zu gelangen. Dort sei Wochenmarkt, die Fischer von Nidden kämen herüber, um ihren Bedarf einzukaufen. Also fuhr ich nach Heidekrug, wartete da und füllte die Zeit mit Erkundungsgängen in der Umgebung aus. Zum Markttag erwischte ich auch einen kurischen Keitelkahn, dessen Fischer bereit war mich zu befördern. Er hatte wohl für das halbe Fischerdorf eingekauft, die Ferkel quiekten, die Hühner gackerten, in ihren Verschlagen sicher verwahrt und festgezurrert an Deck. Auch eine junge Sterke lugte, auf der windigen Überfahrt etwas ängstlich ob des wackligen Bodens, den sie unter den Hufen verspürte. Mir selbst war so hoffnungsfroh wie einem Entdecker, der nach Neuland unterwegs ist.

Und ich fand es auch. Eine wundervolle Landschaft mit ihrem harten Menschenschlag, dem der Fischerberuf einen eignen Typ gegeben hatte. Nach längerem Hin und Her erhielt ich Unterkunft bei Martin Sakuth, einem Hünen von einem Menschen mit einem ebenso großen, offenen Herzen. Eine kleine leere Fischerhütte am Haff, die ihm gehörte, räumte er mir ein. Darin konnte ich allein, ungestört von andern Menschen, hausen und arbeiten. So tastete ich mich allmählich in vielen Skizzen an die Natur, die gewaltigen Wanderdünen, an das Haff heran, und so

erlebte ich zum ersten Male den mich berausenden ewigen Rhythmus des Meeres.

Ich wurde vertraut mit allen Einheimischen, und sie erschlossen sich mir. Wie sie lebte ich in der Hauptsache von der Ernte des Fischers im Wasser, vom Fisch in jeglicher Form und in jeder Art hergerichtet. Vom ersten bis zum letzten Tag drückte mich kein Schuhwerk, barfuß schritt ich einher, ohne mir etwas Besonderes zu denken. Bis in den tiefen Herbst blieb ich da, und es erfüllte mich mit Wonnen der Besitzerfreude, wenn ich durch morgendlichen Tau vor Aufstieg des Sonnenballes zur Arbeit ging... Ich zeichnete und malte die Dünen, das Meer, die Wellenlinien, die Wogenkämme, den schäumenden Gischt, die rudernden, gegen die Elemente ankämpfenden, über den Strand trottsenden, Netze flickenden oder im Rettungsboot dahinjagenden Fischer und ihre Frauen und Mädchen beim Bad auf überflutetem Küstensand. Die ruhenden Kähne mit ihren steilen Masten, Wolken und Sturm. Ich konnte nichts voneinander trennen, meine Kunst und die Arbeit als Fischerknecht und die damit verbundenen Freuden..."

Im Jahre 1919 erschien Pechstein zum zweiten Male und schuf in dem kleinen Blodeatelier Bild um Bild. Ein letztes Mal, versehen mit riesigem Malgerät, suchte er Nidden im Sommer 1939 auf. Herrliche Arbeiten entstanden. Nach einer brieflichen Mitteilung seiner Frau, die ihn damals begleitete, existiert von 1939 leider überhaupt nichts mehr.

Was Max Pechstein ein Leben lang inbrünstig und

nem liebenswürdigen Entgegenkommen sind zahlreiche Künstlernamen zu verdanken, die hier aufgeführt werden.

Aber nicht nur Maler wurden vom Ruhme Niddens angezogen. Die Dichter Ernst Wiechert, Carl Zuckmayer, Paul Eipper, Reinhold Conrad Muschler erhalten sich hier vom Zeitgetriebe und gingen erfrischt wieder an ihr Werk zurück.

Thomas Mann, der hochberühmte Lübecker Patriziersohn, kam zu einem Tagesausflug nach Nidden. Die Schönheit der Landschaft packte ihn. Kurz entschlossen gab er ein Bauvorhaben an der Samlandküste auf und legte noch im gleichen Herbst den Grundstein zu einem Hause auf der Düne am Haff. Viele neugierige Blicke folgten ihm, wenn er, steif wie ein Stock auf der Blodeterrasse erschien und hoch aufgerichtet sein Essen einnahm. Mit ihm kam – leider – der erste Strandkorb nach Nidden. Dort konnte man den Dichter sitzen sehen, in sich versunken, einen Block Papier auf dem Schoß, den Bleistift in der Hand, seinen ersten verträumten Blick auf das sonnenglitzernde Meer und die weißschäumende Brandung gerichtet. In wiederholten Gesprächen be-

zeugte er den tiefen Eindruck, den die Nehrung auf seine Seele gemacht hatte.

Von Musikern wären zu nennen der Orgelkünstler Günther Ramin, dann Isa Vermeeren und der bekannte Berliner Sänger Max Mansfeld. Die Pianisten Alfred Schröder, Conrad Ansorge und Hans-Erich Riebensahm bereicherten diesen Kreis Prominenter mit ihrer Künstlerpersönlichkeit.

Alle diese hervorragenden Menschen verschönerten den Gästen Hermann Blodes durch Vortrag, Gesang und Spiel, umgeben von den farbenleuchtenden Bildern der Niddener Malerschaft, den Sommeraufenthalt – das Ganze ein wahrhaft schönes interessantes und außergewöhnlich lebendiges Milieu, wie man es an jenem weltenfernen Ort niemals hätte vermuten können.

Nidden war immer eine Stätte des reinsten Expressionismus. In ihrer schönsten Blüte wurde sie durch politische Ereignisse zerstört. Aber der Samen, den sie in die Seele einer turbulenten Zeit geworfen hat, fiel auf tiefumgepflügten Boden und treibt heute, verstreut über ganz Deutschland, seine vielfältigen Blüten.

ERNST MOLLENHAUER · AM RETTUNGSHAUS IN NIDDEN



unbeirrbar gesucht hatte: Einfachheit, Ursprünglichkeit einer unverfälschten Natur, das fand er hier in bedeutender Form schon vor dem ersten Kriege – auf den Palau-Inseln suchte und fand er 1914 die gleichen Dinge: den unkomplizierten Kern der Erscheinungen und des Lebens, um sie klar und unverfälscht in seinen farbenglühenden Werken und großzügigen Skizzierungen wieder zu gestalten.

Seine ersten Niddener Bilder riefen Alfred Lichtwark auf den Plan, das Interesse seiner „Brücke“-kollegen wurde geweckt. Der Expressionist Schmidt-Rottluff erschien und – blieb, bezaubert von den Wundern der Kurischen Nehrung. Seine ungewöhnlich farbenprächtigen Bilder lockten viele Künstler nach Nidden. Aus Königsberg kamen die Maler Julius Freymuth, Gerhard T. Buchholz, Alexander Kolde, Arthur Kuhnau, Karl Finke, Daniel Staschus. Eduard Bischoff aus Königsberg siedelte sich Jahr für Jahr im benachbarten Pillkopen an und malte Bild um Bild: Keitlkähne, Dünen, Dorfstraßen und -häuser, Fischer beim Eisfischen und andre schlimme Winterszenen, die die Härte des Daseins zeigen.

Der Weltkrieg riß Lücken in diese stetig wachsende Künstlergemeinschaft. Sie fand sich bald nach dem Kriege wieder zusammen und arbeitete, der Notzeit nicht achtend, unverdrossen weiter. Bereits im Herbst 1919 veranstaltete man in Königsberg die erste große Ausstellung – für den, der sie sehen konnte, ein unvergeßlicher Eindruck. Hier in der Kunsthalle triumphierte die Niddener Kunst mit ihrem Motiv- und Farbenreichtum. Zwar war diese Malweise, die man von 1930 an nach einem Bilderzyklus des französischen Malers Julien-Auguste Hervé als „Expressionismus“ bezeichnete, damals noch eine ungewohnte und aufregende Kunstrichtung, an der sich wildschäumende Diskussionen entfachten. Aber die farbstarke Werke strömten auf den unbefangenen Betrachter einen eigenartigen Zauber aus: hier wurde ein neues künstlerisches Verhältnis zur Natur offenbar, neuentdeckte seelische Elemente wurden mit den Mitteln einer neuen Kunstauffassung bewältigt.

Von diesem Zeitpunkt an rechnet die Breitenwirkung der Niddener Künstlerkolonie. Zahlreiche Maler mit neuen großartigen Intentionen tauchten in Nidden auf. Franz Domscheit schuf seine Fischerbilder, die schier religiösen Charakter trugen. An der Königsberger Akademie lehrte Fritz Burmann, der als gebürtiger Rheinländer einer so gänzlich andern Landschaft entstammte und vorzüglich unter dem Einfluß italienischer Kunstauffassung stand. Seine damaligen Bilder atmeten strenge akademische Luft. Eines Tages erschien er mit seinen Schülern in Nidden und rang seither bis an sein Lebensende mit den nach seiner Auffassung schier unlösbaren Farbproblemen der Kurischen Nehrung. Wiederholte per-

sönliche Gespräche, oft in seinem Künstlerheim in stillen Abendstunden geführt, zeigten, wie tief betroffen diese echte, große, vornehme Künstlerseele sich fühlte. Er sprach von den „Plakatfarben“ des italienischen Himmels, die auch vom Uneingeweihten und Nichtnachdenklichen relativ leicht zu bewältigen seien, während man unter dem Himmel Niddens immer wieder auf nur schwer lösbare Probleme stieße. Alte Formideen und Theorien der Farbgestaltung müßten völlig neuen Auffassungen weichen. Nun zöge ihn nichts mehr in den Süden, sein Herz gehöre Nidden.

Es erschien auch Alfred Partikel und zauberte seine großen Dünenlandschaften auf die Leinwand. Der Königsberger Hans Kallmeyer spezialisierte sich mehr und mehr auf die Darstellung des Urgeschöpfes dieser Landschaft, des Elchs. Er gehörte zu den Künstlern, die sich als „alte Niddener“ betrachten und bezeichnen durften. Auf den Dünen und in den Elchmooren konnte man diesen Unermüdlichen antreffen, immer auf der Jagd nach neuen Motiven seiner erwählten Lieblinge. Er gehörte zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Kolonie. Hierzu trug sicherlich nicht wenig sein immer freundliches, hilfsbereites Wesen und sein Sinn für echte Kameradschaftlichkeit bei. Seine Elchbilder haben ihn weithin bekanntgemacht. Zu guter Letzt kamen die Künstler von weit her. Der rheinische Maler Karl Knauf baute auf dem „Schwiegermutterberg“ in der Nähe von Blode das erste Künstlerhaus. Der Dresdner Richard Birnstengel, Maler der „Niddener Madonna“ mit ihrem feinen durchgeistigten Gesicht, folgte ihm bald nach. Der Schauspieler Paul Isenfels errichtete auf dem Blodeberg neben dem alten Friedhof mit seinem malerischen Anblick ein schornsteinloses Häuschen im Fischerstil und verlieh damit jenem verwunschenen Winkel einen vielfach bewunderten besonderen Akzent.

Zu dieser Künstlergruppe stießen nun aus dem Rheinland Oswald Petersen und Karl Barth, aus München Hermann Geiseler. Der gebürtige Memeler Karl Eulenstein, ein urwüchsiges und unverwüstliches Talent ersten Ranges, sowie der ebenbürtige Gory von Stryck, ein Balte, kamen aus Berlin, wo sie heute noch wirken, und gehörten bald zu den intimsten Freunden Niddens. Sie malten Bild um Bild, aufgereizt durch immer neue Motive einer stimmungsvollen Landschaft. Ernst Mollenhauer, geboren zu Tapiaw Ostpreußen, dem Geburtsort von Lovis Corinth, wurde hier als Schwiegersohn Blodes für Lebenszeit ansässig, malte kraftvolle Bilder, in denen er in Farben förmlich schwelgte, und bildete für einen bestimmten Künstlerkreis den vitalen Mittelpunkt. Seine künstlerische Persönlichkeit prägte dem Gasthaus des Hermann Blode jenen schönen Stil auf, der die Besucher so anzog. Er lebt heute in Düsseldorf. Sei-

Über diese Landschaft ist eine wilde Schönheit ausgebreitet. Groß und schön sind auch die Menschen, die dieser Erde entsprossen. Sie sind schweigsam wie die Natur, die Weite des Raumes gestaltete ihre Seele, gestaltete ihr Gesicht. Man erkennt es: der Blick ihrer blauen Augen sucht die Ferne, ist an Weite gewöhnt, und Härte und Gefahr des Fischerberufs formte den Charakter. Diese Menschen sind zuverlässig und – menschenfreundlich, gute Kameraden in der Not, immer bereit zum Einsatz ihres Lebens, wenn das tobende Meer gestrandete Schiffe zerbricht und verzweifelte Menschen nach Rettung rufen. Das Rettungshaus mit den schweren Booten auf der sturmüberwehten Vordüne am Strand ist das Symbol der Fischer von Nidden.

Sie lieben die Weite. Ihre Häuser, deren Giebel von geschnitzten Pferdeköpfen überragt wird, sind weitläufig gebaut, mit bunt angestrichenen Fensterläden und riesigen Sonnenblumen und farbenleuchtenden Stockrosen neben der Tür. – Das Ganze ein malerischer Anblick für die Künstlerseele. Bunt und künstlerisch schön sind auch die meterlangen holzgeschnitzten Wimpel an den Masten der wuchtigen Keitelkähne, deren schwankender Boden die zweite Heimat der Fischer ist. Tag und Nacht ziehen sie auf das tückische Haff hinaus, um ihren Lebensunterhalt zu suchen. Nehrungsland ist arm, auf ihm gedeiht kein Korn.

Aber es waren nicht nur Größe, Einsamkeit, Ursprünglichkeit und unerhörte Farbigekeit einer charaktervollen Landschaft, auch nicht allein die von Urvätern überkommene naturnahe Tätigkeit der kurischen Fischer in ihrer bewußt ertragenen Armut, dem „einfachen Leben“ unter der ewigen Bedrohung durch elementarische Gewalten, das Gestalt und Geist dessen schuf, was später als Künstlerkolonie da war und für die neuere Kunst des deutschen Ostens, ja ganz Deutschlands von Bedeutung wurde – nicht die letzte Ursache für Entstehen und Werden der Kolonie war das Gasthaus des Hermann Blode, eines Mannes, der bald weithin und dann im ganzen Deutschen Reich als der „alte Blode aus Nidden“ bekannt und schließlich berühmt wurde. Blode muß als eine Art Schlüsselfigur betrachtet werden, deren Dasein und kunstmäzenartiges Wirken einen ersten Anfang der Künstlergemeinschaft überhaupt erst ermöglichte. Jedenfalls wäre ohne seine verständnisvolle und tatkräftige Hilfe sehr vieles ungeschehen geblieben. Ohne ihn wäre auch so mancher junge Maler, der in verschämter, aber stolz ertragener Armut sein Leben fristete, vor nacktem Hunger nicht bewahrt geblieben.

Das eigentümlich schöne Gasthaus Hermann Blode bestand aus mehreren in längeren Zeitläuften organisch herangewachsenen Baulichkeiten im schlichten dörflichen Stil. Kern dieser Anlage war eine ehe-

malige Dorfkneipe mit Hof und Brunnen vornean, der sich flügelartig mehrere Anbauten anschlossen. Das Ganze zog sich unmittelbar am Haff entlang, mit Gast- und Fremdenzimmern und einigen großen Glasveranden. Diese dienten gleichzeitig als Ausstellungsräume der Künstlerkolonie. Am schönsten war die Sonnenterrasse. Man hatte sie auf Holzpfehlern ins Haff hineingebaut, dort lag sie frei in Sonne und Wind.

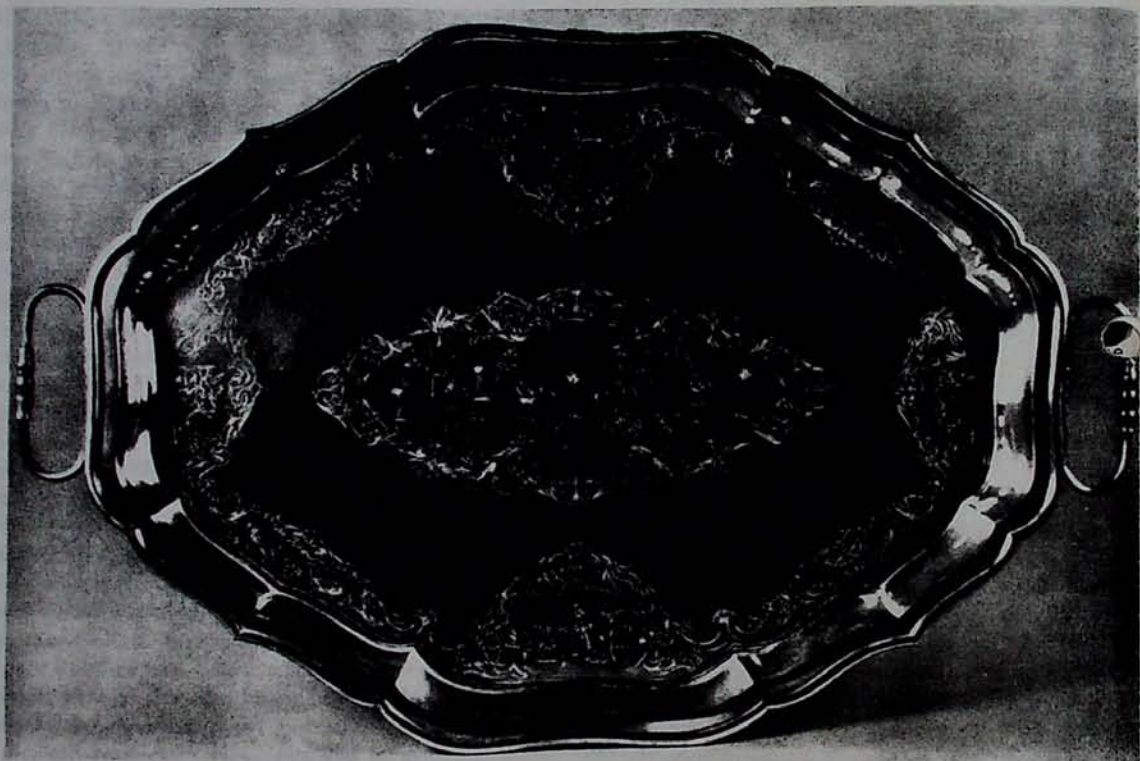
Unvergeßlich dieser ganze schöne Betrieb, der einen durchaus künstlerisch-genialen Anstrich trug. Unvergeßlich das Schlafen in jenen kleinen, einfach ausgestatteten Stuben mit ihrem Ausblick auf das Haff. Über den Fenstern nisteten zahllose Schwalben. Der frühe Sommertag stieg unter ihrem süßen Gezwitscher herauf. Zauberhaft das Frühstück auf der Sonnenterrasse, wenn das glühende Tagesgestirn aus einem Himmel von schier italienischer Bläue sich in den weiten Wassern des Haffs spiegelte und tausend zarte Farben aufleuchten ließ.

Oberhaupt dieses ausgedehnten, vielseitigen und lebendigen Betriebes und seit je autoritärer und trotzdem geliebter Mittelpunkt der großen Gästeschar war der „alte Blode“, ein unverwechselbares Original ersten Ranges, über den zahlreiche amüsante Anekdoten kursierten, die an Deftigkeit und urwüchsigem Humor nichts zu wünschen übrig ließen. Er starb hochgeehrt und von einer großen Gemeinde tief betrauert Mitte der dreißiger Jahre. Daß eine solche Erscheinung, wie sie der alte Blode in seiner langsamen und bedächtigen Art verkörperte, ein durch Herzengüte und als einfacher bäurischer Mensch den höheren Dingen des Lebens Aufgeschlossener, sich ohne es zu wissen oder gar zu wollen die Seelen bedingungslos unterwarf und damit zum Mittelpunkt ausgerechnet einer Künstlergemeinschaft wurde, verdient, dem Schicksal des Vergessenwerdens entrissen zu werden.

Die Entdeckung Niddens als Malerlandschaft begann noch vor dem ersten Weltkrieg. Die Mitglieder der Königsberger Akademie Heydeck, Knorr, Heichert, Wolf und Storch erschienen dort bald nach 1900, wurden von der farbenprächtigen Landschaft und ihrem unerschöpflichen Motivreichtum gefesselt und behielten ihre Entdeckung zunächst für sich.

Eines Tages traf der Maler Max Pechstein ein. In einer bisher noch nicht veröffentlichten Selbstbiographie berichtet er:

„Meine Wahl fiel auf Nidden an der Kurischen Nehrung. Wie ich in diese Gegend gelangen würde, wußte in Berlin niemand mir verlässlich zu sagen. Auch in Königsberg, wohin ich zunächst fuhr, riet man mir vorerst, es einmal von Tilsit aus zu versuchen. 1909 gab es noch nicht den Dampferverkehr von Cranz bis Memel. Das war mir nur recht. So lernte ich vorher noch die Memelniederung kennen.



J. E. HÜBSCHMANN · MANNHEIMER SILBERPLATTE

FOTO: REISS-MUSEUM

dungen von Reisewerken oder Chinoiserien, die im Anschluß an solche Bücher entstanden waren, benützt hat. Als Beispiel sei der sitzende Götze des Blattes 16 angeführt, der auf die Figur des „Ninifo, afgod der wellust, Idolum Voluptatis“ auf S. 291 des verbreitetsten Reisewerks des 17. Jahrhunderts „Die Gesantschaft der Ost-Indischen Gesellschaft in den Vereinigten Niederländern an den Tartarischen Cham und nunmehr auch Sinischen Keyser . . . durch den Herrn Johann Neuhof“ (erste Auflage Amsterdam 1665, erste deutsche Übersetzung 1669) zurückgeht.

Das deutsche Silber der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat im Gegensatz etwa zur Keramik verhältnismäßig wenig Chinoiserien verwendet. Um so bemerkenswerter ist das Vorgehen Baumgartners, seine Kompositionen für Goldschmiedearbeiten konzipiert zu haben. Hübschmann ging sehr bald auf die Anregungen des Augsburger Kupferstechers ein und verarbeitete sie, im Sinne der Aufgabe, selbständig.

Ein Vergleich mit englischen Silberarbeiten dürfte für die Lage des deutschen Kunsthandwerks um 1730 besonders aufschlußreich ausfallen. In England waren Chinoiserien viel verbreiteter als bei uns. Wir

finden im Inselreich sowohl echte Chinesen nach chinesischen Steinzeuggefäßen auf Teekanne, Schüsseln und Dosen als auch gravierte Chinesen und „Indianer“ nach europäischen Illustrationen, vor allem an Bierkrügen, aber auch an Toiletteservicen, usw. Die englische Gruppe der gravierten Geräte läßt sich mit der Mannheimer Platte gut vergleichen, denn hier wie dort wird ein Gefäß von europäischer Form mit Chinesen nach europäischen Vorbildern, die mit europäischen Ornamenten in Verbindung gebracht worden sind, dekoriert.

Alle genannten englischen Stücke sind im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts entstanden, also ein halbes Jahrhundert früher als die Mannheimer Platte. In dieser großen zeitlichen Verspätung spiegelt sich nicht nur die Entfernung Mannheims und Augsburgs von den Welthäfen, sondern auch die durch andauernde Kriegswirren verursachte Verarmung der Pfalz, die einen künstlerischen Aufschwung erst seit etwa 1715 gestattete. Unser Gerät steht demnach am Ende einer Entwicklungsreihe, die ungefähr sechzig Jahre früher an den europäischen Umschlagplätzen des Ostindienhandels begann.

Ludwig Baron Döry

88

ZUM GELEIT

Die vorliegende Ausgabe der „Mannheimer Hefte“ ist der Patenschaft Mannheim-Memel gewidmet. Dokumente aus der Zeit des ersten Weltkrieges überliefern ihre Begründung im Jahre 1915 durch Oberbürgermeister Theodor Kutzer, als die Stadt Memel von schweren Kriegsleiden heimgesucht war und ihre Bürger unter großen Entbehrungen litten. Während seiner ersten Mannheimer Amtszeit konnte sodann Oberbürgermeister Hermann Heimerich seit 1928 diese freundschaftlichen Beziehungen in gleichgestimmten Gesprächen und wechselseitigen Besuchen vertiefen, und Mannheim durfte mit Zuwendungen an das Schauspielhaus und die Stadtbibliothek der Stadt Memel hilfreich neben seinem Patenkind stehen. Vor zehn Jahren, 1953, ist schließlich diese Patenschaft, nach dem furchtbaren Schicksal der Ostdeutschen, am „Tag der Heimat“ für alle im Bundesgebiet wohnenden Memelländer feierlich erneuert und auf das ganze Memelland ausgedehnt worden. Seitdem wurden die Bande noch enger geknüpft. In den folgenden Beiträgen und Bildern werden manche Ereignisse in die Erinnerung gerufen. Wenn die Memelländer sich jetzt wieder zu einem Treffen ihrer Landsleute in Mannheim einfinden und vielleicht in diesen Tagen auch schmerzliche Gedanken und Empfindungen heimwärts richten, so möchten wir ihnen, die ihre Heimat verloren, erneut versichern, daß unsere Patenkinder im Herzen des Paten bewahrt bleiben.



Dr. Hans Reschke
Oberbürgermeister der Stadt Mannheim

86



mannheimer hefte

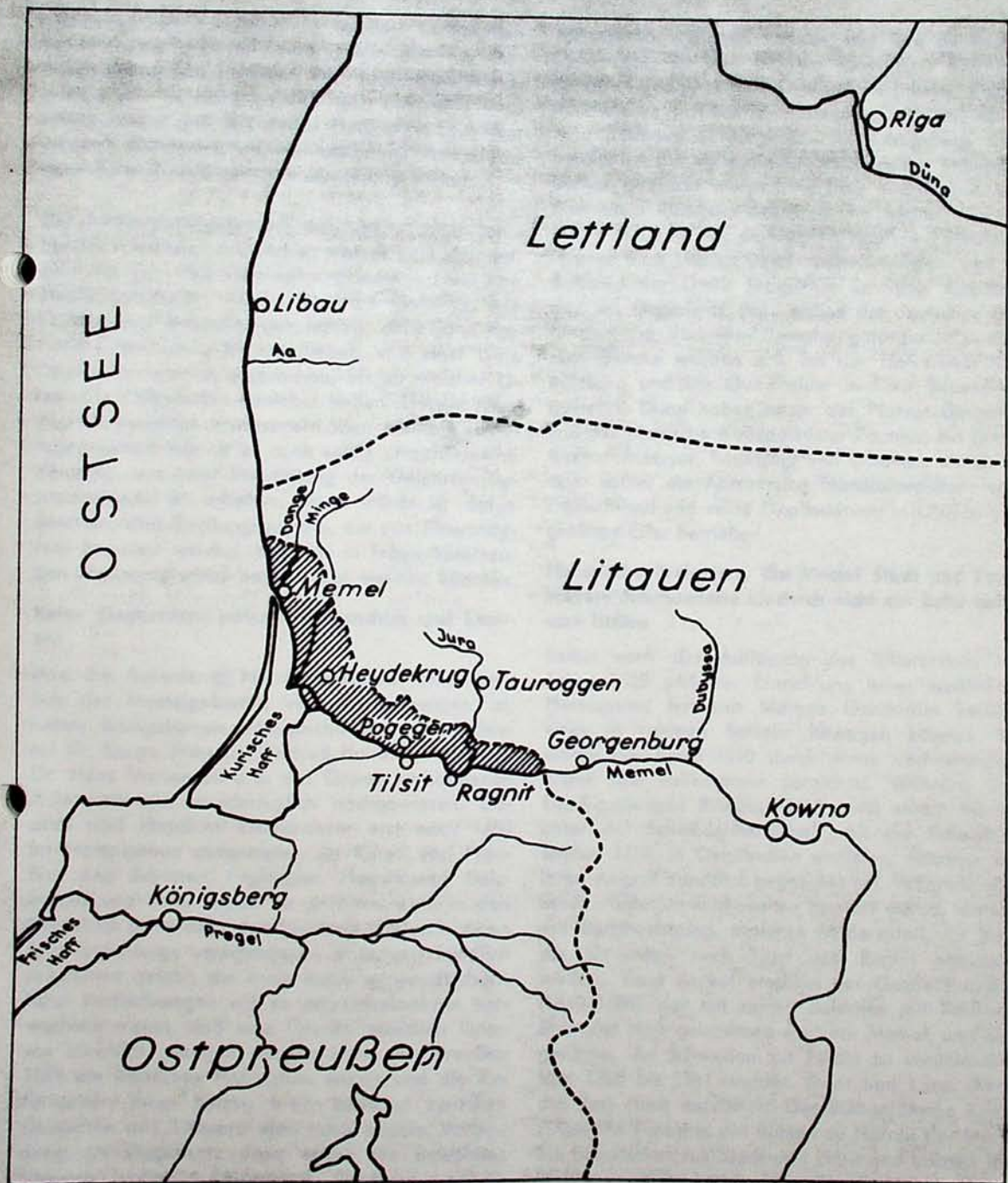
1963 HEFT 2

INHALT:

Dr. HANS RESCHKE	Zum Geleit
RICHARD MEYER	Aus der Geschichte Memels und des Memelgebiets
Dr. WALTHER HUBATSCH	Der Freiherr vom Stein in Memel 1807-1808
	Dokumente zur Gründung der Patenschaft Mannheim - Memel
HEINZ BAUMANN	Zehn Jahre Patenschaft Memel
ERHARD BECKER	Mannheims Schicksal in der Wirtschaft
Dr. HANS RESCHKE HANS SCHALLA	Worte des Gedenkens für Hans Schüler †
	Mannheimer Chronik 1963

In Verbindung mit der Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz (Mannheimer Altertumsverein von 1859) herausgegeben von Dr. L. W. Böhm †, Dr. H. R. Fuchs, Dr. Dr. K. Hook, Dr. G. Jacob, W. Krause, Dr. H. Meyer, Dr. W. Poensgen, Dr. H. Reschke, Dr. F. Waldeck † · Schriftleitung: Dr. G. Jacob, Telefon 293.26 30 · Typographie: E. Enderlin-Burgdorf · Umbruch: I. Burger · Vertrieb: Städtisches Archiv, Mannheim, Rathaus E 5 · Druck: Mannheimer Großdruckerei G. m. b. H., Mannheim, R 1, 4-6 · Druckstöcke: Vereinigte Klischee-Anstalten, Mannheim, Tattersallstraße 31 · Anzeigenwerbung: W. Goppert, Mannheim.

27



DAS MEMELGEBIET UND DIE ANGRENZENDEN LÄNDER

gestellten Lande sesshaft zu werden. In Preußen erhielten sie dieselben Rechte wie die aus dem Lande stammenden Siedler. Vom litauischen Standpunkte aus handelte es sich also um echte Emigranten, und daß aus dieser Emigration und dem privaten Landerwerb später politische Annexionsansprüche geltend gemacht wurden, ist paradox.

Der Einwanderungsprozeß aus Litauen hielt Jahrhunderte hindurch an, und so war es kein Wunder, daß das zum Teil unbewohnt gewesene Land von Litauern besiedelt wurde. Deutsche Gelehrte, wie Töppen und Bezzenberger, haben, ohne eine nationale Einstellung hervorzuheben, von einer Linie Deime-Darkehmen gesprochen, bis zu welcher Litauer in Ostpreußen gewohnt haben. Da der Norden Ostpreußens erwiesenermaßen niemals zu Litauen gehört hat, ist es auch völlig unsachlich und abwegig, aus jener Feststellung der Gelehrten Besitzansprüche zu erheben. Dann würde es dahin kommen, daß Siedlungsgebiete, die von Einwanderern bewohnt werden, von den in Frage kommenden Nationalstaaten beansprucht werden könnten.

Keine Gegensätze zwischen Deutschen und Litauern

Wie die Besiedlung Nordostpreußens, einschließlich des Memelgebietes, vor sich gegangen ist, haben Königsberger Wissenschaftler, wie Archivrat Dr. Karge, Frau Dr. Gertrud Heinrich, Professor Dr. Hans Mortensen u. a. auf Grund vorhandenen Aktenmaterials unwiderleglich nachgewiesen. Danach sind litauische Einwanderer erst nach 1450 im Memelgebiet aufgetreten. Zu Kuren und Preußen sind Schotten, Engländer, Hugenotten, Salzburger und dann Litauer in größerer Zahl in den Landstrich gekommen. Jahrhunderte hindurch haben hier Angehörige verschiedenen Volkstums friedlich zusammen gelebt, die auch durch verwandtschaftliche Verflechtungen oft so eng miteinander verwachsen waren, daß eine Grenze zwischen ihnen nur künstlich gezogen werden kann. Als Preußen 1525 ein weltliches Herzogtum wurde und die Reformation ihren Einzug hielt, entstand zwischen Deutschen und Litauern eine noch engere Verbindung. Im Gegensatz dazu waren die Bewohner Litauens katholisch geblieben. Deutsche und Litauer verstanden sich gut, und weil die preußische Regierung dieses Einvernehmen durch Entgegenkommen gegenüber der litauischen Bevölkerung förderte, darf es nicht überraschen, daß die preußischen Litauer sich ohne jeden Zwang kulturell mit Deutschland verbunden fühlten, obwohl sie in ihrer Mehrheit die litauische Sprache beibehielten. Daran hat sie auch niemand gehindert. Als gleichberechtigte Bürger haben sie sich denselben Bil-

dingsstand aneignen können, wie ihre deutschen Landsleute. Zu den ältesten litauischen Schriften gehörten zunächst solche religiösen Inhalts. Dabei handelte es sich um Übersetzungen, die auf deutsche Initiative zurückgingen. In Königsberg sind bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts litauische Bücher gedruckt worden. In Tilsit und Heydekrug erschienen litauische Schriften und Bücher, die bis in die Zeit kurz vor dem ersten Weltkrieg über die Grenze nach Litauen geschmuggelt wurden, weil in Rußland der Druck litauischer Schriften verboten war. Im Gegensatz dazu haben die deutschen Behörden die litauische Sprache gefördert. Zu diesem Zwecke wurden z. B. an der Universität Königsberg und am Gymnasium in Tilsit Stipendien gewährt. Diese haben sogar der Pfarrer Geigalat und der litauische Außenminister Zaunius, ein preußischer Assessor, beantragt und erhalten, die dann aber später die Abtrennung Nordostpreußens von Deutschland und seine Eingliederung in Litauen mit größtem Eifer betrieben.

Historische Ereignisse, die Memel Stadt und Land weitere Jahrhunderte hindurch nicht zur Ruhe kommen ließen

Selbst nach der Auflösung des Ritterordens im Jahre 1525 und der Einrichtung eines weltlichen Herzogtums hat sich Memels Geschichte keineswegs in ruhigen Bahnen bewegen können. So wurde die Stadt 1540 durch einen verheerenden Brand fast vollkommen vernichtet. Während des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) stand Memel unter der Schwedenherrschaft. Als die Schweden später, 1678, in Ostpreußen einfielen, richteten sie ihren Angriff zunächst gegen Memel. Während die Stadt wiederum vollkommen zerstört wurde, leistete die Burgbesatzung tapferen Widerstand, so daß die Schweden nach Tilsit und Ragnit abziehen mußten. Bald darauf erschien der Große Kurfürst (1640–1688), der mit seinen Soldaten mit Schlitten über das Haff gekommen war, vor Memel, und das genügte, die Schweden zur Flucht zu veranlassen. Von 1708 bis 1711 wurden Stadt und Land durch die Pest stark entvölkert. Der Siebenjährige Krieg (1756–1763) machte die Russen zu Herren der Stadt. Sie brandschatzten Stadt und Land und holzten die Nehrungswälder zu einem großen Teil ab. Im Jahre 1802 waren König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise in Memel eingetroffen, um dort Kaiser Alexander von Rußland zu empfangen. Zur Erinnerung an dieses Treffen erhielten die Luisen-, die Friedrich-Wilhelm- und Alexanderstraße in Memel ihre Namen. Während des unglücklichen Krieges von 1806 bis 1807 stand Memel mehr denn je im Mittelpunkt der politischen Ereignisse. Vom 8. Januar 1807 bis

soll man dazu sagen, wenn man selbst bis in die letzte Zeit hinein hört und liest, daß Exillitauer, vor allem in Amerika, nach wie vor nicht allein das Memelgebiet, sondern das halbe Ostpreußen trotz aller Erfahrungen in der Vergangenheit noch immer verlangen? Hofft man damit wieder die verantwortlichen Stellen irreführen zu können? Das sind Auswüchse eines blinden Nationalismus, der alle Objektivität vermissen läßt und deshalb auch Verständigungsmöglichkeiten ausschließt. Uns Memelländern liegt eine Feindschaft gegenüber dem litauischen Volke vollkommen fern. Wir sehen uns aber veranlaßt, gegen Ansprüche auf unsere ostpreußische Heimat Stellung zu nehmen, die niemals zu Litauen gehört hat. Wir würden nur eine Begründung gelten lassen können, nämlich die des Selbstbestimmungsrechts.

Mit der Schaffung des Memelgebiets sind nur Feindschaft und Unzufriedenheit heraufbeschworen worden. Zufrieden war niemand, weder die Litauer mit den Westmächten, noch die Westmächte mit den Litauern. Das gutnachbarliche Verhältnis zwischen Deutschland und Litauen schlug ins Gegenteil um, und schließlich war eine Feindschaft zwischen der übergroßen Mehrheit der memelländischen Bevölkerung und einer geringen großlitauisch eingestellten Gruppe entstanden, hinter der allerdings der litauische Staat stand. Das waren recht unerfreuliche, in diesem Raume bis dahin unbekannte Erscheinungen.

Erste Äußerungen des Volkswillens 1921/22 und Einfall der Litauer 1923

Laut Artikel 99 des Versailler Diktats wurde das Memelgebiet den alliierten und assoziierten Mächten zur Verfügung gestellt und vom 14. Februar 1920 ab im Auftrage dieser Mächte von den Franzosen verwaltet. Nach einer von dem französischen General Odry genehmigten Befragung der Bevölkerung über die von den Eltern gewünschte Unterrichtssprache in den Landschulen haben sich nur 11,2 Prozent für den litauischen Religionsunterricht und 2,2 Prozent für den litauischen Schreib- und Leseunterricht entschieden. Zur Vertretung der Interessen der Bevölkerung hatte sich nach der Abtrennung eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, die mit Erlaubnis der Franzosen eine Unterschriftensammlung durchführte. Dabei sprachen sich von 71 856 Stimmberechtigten 54 329 für einen Freistaat Memelgebiet aus. Die Verhandlungen darüber begannen in Paris bereits im November 1922, und als sie kurz vor dem Abschluß standen, fielen die Litauer mit etwa 6000 Mann Soldaten verschiedener Formationen, die man in Zivilkleider gesteckt hatte, am 10. Januar 1923 ins Memelgebiet ein, und zwar einen Tag bevor die Franzosen das

Ruhrgebiet besetzten. Der Einfall der Litauer wurde als eine Erhebung der memelländischen Bevölkerung gegen die von den Franzosen in Memel eingesetzte Regierung hingestellt. Das Auswärtige Amt in Berlin und auch die Siegermächte hatten von den Vorbereitungen zu dem Einfall vorher Kenntnis erhalten, aber nichts Ernstliches unternommen, um dieses Vorhaben zu unterbinden.

Weil die Franzosen nur ein Bataillon Alpenjäger zur Verfügung hatten, stellten sich Memelländer als Freiwillige zur Verfügung, wurden aber abgewiesen. Nach einiger Schießerei, wobei ein Franzose und zwei Litauer getötet wurden, kapitulierten die Franzosen und zogen sich am 16. Januar 1923 in die Memeler Kaserne zurück. Sie unterließen es jedenfalls, die Autorität der alliierten Mächte entsprechend zu wahren.

1924: Das Memelgebiet erhält eine international garantierte Autonomie

Nach längeren Verhandlungen in Paris und Genf wurde Litauen schließlich am 14. März 1924 durch den Völkerbundsrat die Souveränität über das Memelgebiet unter der Bedingung der Gewährung einer territorialen Autonomie „Zur Sicherung der überlieferten Rechte und der Kultur seiner Bewohner“ übertragen.

Außerkräftsetzung der Autonomie durch den Kriegskommandanten

Nach Artikel 1 des Autonomiestatuts sollte „das Memelgebiet unter der Souveränität Litauens eine Einheit bilden, die, auf demokratischen Grundsätzen aufgebaut, in Gesetzgebung, Rechtsprechung, Verwaltung und Finanzen Autonomie genießt“. Auf den genannten Gebieten sollte der Volkswille ausschlaggebend sein. Im Gegensatz zu dieser grundlegenden Bestimmung hat die litauische Regierung die Regelung auch autonomer Angelegenheiten für sich in Anspruch genommen.

Als im Dezember 1926 infolge eines Staatsstreiches in Litauen der Kriegszustand dort eingeführt wurde, erhielt auch Memel einen Kriegskommandanten, obwohl das Gebiet mit den Vorgängen in Litauen nicht das geringste zu tun und auch sonst keine Veranlassung dazu gegeben hatte. Weil im Kriegszustand die zivile Verwaltung mehr oder weniger dem Kriegskommandanten unterstellt werden kann, bot sich im Memelgebiet die Gelegenheit, unter dem Vorwande der Staatssicherheit die autonomen Rechte aufzuheben. Zu diesem Zwecke nutzte man den Kriegszustand von 1926 bis 1938, also 12 Jahre hindurch, entsprechend aus.

Dem Kriegskommandanten unterstand nicht allein die autonome Polizei, er griff auch in die Gerichtsbarkeit und Verwaltung ein. Von der im Artikel 33

Abgeordneten, Verhaftungen oder Verschleppungen anderer Abgeordneter, Festhalten bei der litauischen politischen Polizei oder Hindern am Betreten des Landtages diesen immer wieder beschlußfähig gemacht. Sodann hatte der Gouverneur das Recht, gegen die Gesetze des Landtages das Veto einzulegen. Wie weit er dabei ging, hat sogar ein litauischer Abgeordneter festgestellt, nämlich, daß von 165 Gesetzen 62 auf ein Veto stießen.

Beseitigung der Schul- und Gerichtsautonomie

Nach Artikel 5 Ziffer 3 gehörte das Schulwesen zur Zuständigkeit der Autonomie. Entgegen diesem klaren Wortlaut hat der Gouverneur das Recht der Schulaufsicht beansprucht und einen ganz jungen Lehrer aus Litauen, der nur kurze Zeit an einer Schule unterrichtet hatte, zu seinem Schulreferenten ernannt. Dieser revidierte die Schulen und erstattete dem Gouverneur Bericht. Die Mitglieder des Direktoriums Dr. Schreiber wurden unter Anklage gestellt, weil sie sich gegen diese Verletzung des Statuts gewandt hatten. Dr. Schreiber ist sogar aus seinem Amt als Präsident des Direktoriums gewaltsam entfernt worden. Ende 1934 wurde durch ein litauisches Direktorium angeordnet, 222 Schulen von 228 litauisch zu machen. Gegen diese Anordnung haben Hunderte Frauen bei dem Direktorium demonstriert und die Durchführung der Verordnung aufgehalten.

Nach Artikel 22 des Statuts gehörten Verfassung und Zuständigkeit der Gerichte zur Gesetzgebung des Landtags. Die litauische Regierung verabschiedete ein Gerichtsverfassungsgesetz, mit dem memelländische Gerichte und die Staatsanwaltschaft dem höchsten litauischen Gericht unterstellt wurden. Als die memelländischen Gerichte sich gegen diese Verletzung des Statuts zur Wehr setzten, schickte der litauische Kriegskommandant seine Soldaten in die Gerichtsgebäude und ließ die Akten unter Anwendung von Gewalt gegenüber den memelländischen Gerichtsbeamten herausholen. Damit war auch die Gerichtsautonomie aufgehoben, und die Grundpfeiler der Autonomie waren beseitigt.

Trotz Eingreifens der Signatarmächte keine grundsätzliche Änderung

Verantwortlich für die unhaltbar gewordenen Verhältnisse im Memelgebiet waren aber auch die Signatarmächte der Memelkonvention: Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan. Der Verfasser dieser Zeilen ist in seiner Eigenschaft als Vizepräsident des Landtages in Genf, London und Paris zusammen neunmal gewesen und hat den zuständigen Regierungsstellen und Delegationen Beschwerden über die Verletzungen der international

garantierten Rechte vorgelegt. Diese Mächte haben dem Memelgebiet die Autonomie in der Erwartung gegeben, daß Litauen der Sonderlage des Gebiets Rechnung tragen würde. Sie haben sich getäuscht. Gewiß griffen sie immer wieder ein, mußten aber auch erfahren, wie schwierig die Verhandlungen mit den Litauern waren. Es sind so mancherlei Zusagen, auch z. B. Stresemann gegenüber, nicht gehalten worden. Wenn auch vorübergehende Erleichterungen durchgesetzt werden konnten, so bedeutete das doch keine grundsätzliche Änderung.

Die eigentliche Ursache der schweren Konflikte

Die litauischen Stellen können das aufsehenerregende Vorgehen gegen die Memelautonomie nicht mit dem Hinweis rechtfertigen, daß sich im Memelgebiet 1934 zwei nationalsozialistisch eingestellte Parteien gebildet hatten, die das Memelgebiet, so wurde behauptet, mit Waffengewalt von Litauen abtrennen wollten. Das ist eine Methode, die in ähnlichen Fällen nur zu gern angewandt wurde und noch wird. Man mag jenen Parteien manches vorwerfen können, aber es muß in diesem Zusammenhange festgestellt werden, daß das statutwidrige rücksichtslose Eingreifen in die autonomen Rechte bereits ein ganzes Jahrzehnt früher begonnen hatte und, was die Behauptung, einen bewaffneten Aufstand vorbereitet zu haben, anbetrifft, so hat selbst der Kownoer Kriegsgerichtsprozeß in keiner Weise den Beweis dafür erbringen können. Das haben nicht allein litauische Juristen wie der angesehene Rechtsanwalt Stankevicius, sondern auch der englische Rechtsanwalt Sir Alexander Lawrence, der an dem Prozeß als Beobachter teilnahm, festgestellt. Schließlich sind die im Kriegsgericht verhängten Strafen auch später aufgehoben worden.

Die eigentliche Ursache für die Zustände im Memelgebiet ist in erster Linie darin zu suchen, daß Litauen dieses „autonome Gebiet“ von Anfang an wie eine litauische Provinz behandelte, während es Litauen nur angegliedert, nicht eingegliedert worden war. Litauen hat der Tatsache nicht Rechnung getragen, daß seine Souveränität durch die Memelkonvention eine Einschränkung erfahren hatte. Durch Ratifizierung der Konvention seitens der litauischen Regierung ist diese Einschränkung der Souveränität auch von ihr selbst anerkannt worden.

Dieselben Methoden, mit denen die Russen das litauische Volk terrorisierten, wendeten die Litauer gegenüber den Memelländern an.

„Allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen“, das hat auch Litauen im Memelgebiet erfahren müssen. Die litauische Regierung mußte mit der Anwendung von Gewalt und Unrecht im Memelgebiet schließ-



BLICK AUF DIE STADT MEMEL

FOTO: SCHUHMACHER

tige Amt der Bundesrepublik sich in dieser Frage erneut an die sowjetische Regierung gewandt hat. Hoffen wir, daß dieser Schritt Erfolg haben wird! Wir dürfen auch die Landsleute nicht vergessen, die jenseits von Mauer und Stacheldraht in Unfreiheit leben müssen.

So sind die Memelländer in alle Winde zerstreut. Der größte Teil lebt heute in der Bundesrepublik und hat damit völlige Sicherheit und Freiheit und auch Unterhalt und Existenz gefunden. Auch in günstigerer Lage sind wir keineswegs gewillt, die Heimat zu vergessen und haben das damit bewiesen, daß wir uns innerhalb der Landsmannschaft Ostpreußen zu einer Heimatformierung, der Arbeitsgemeinschaft der Memelkreise, zusammenschlossen. Zu ihr gehören in allen Bundesländern zahlreiche Memelgruppen.

Dieser Zusammenhalt fern der Heimat hat aber einen ganz besonderen Auftrieb durch die Patenschaft der Stadt Mannheim erhalten. Mit ihr ist ein Mittelpunkt geschaffen worden, der auch durch Errichtung eines Memelgedenksteines in den Anlagen unweit des Rheines einen sichtbaren Aus-

druck gefunden hat. In den zurückliegenden zehn Jahren hat die Patenstadt alles getan, um bei uns Memelländern das Heimatgefühl wachzuhalten und, soweit das nur sein kann, auch die Heimat zu ersetzen. Dessen wollen wir nicht allein bei der Feier zur Erinnerung an die Patenschaftserneuerung vor zehn Jahren in besonders herzlicher Dankbarkeit eingedenk sein!

Trotz der derzeitigen aussichtslosen Situation werden wir Memelländer unserer Heimat niemals durch einen freiwilligen Verzicht untreu werden. Das Selbstbestimmungsrecht, das bereits in großen Kontinenten eine freiheitlichere und fortschrittliche Entwicklung zur allgemeinen Befriedung eingeleitet hat, wird auf die Dauer auch dem Ostraume nicht vorenthalten werden können. Immanuel Kant, dessen Vorfahren Jahrhunderte hindurch in unserer memelländischen Heimat lebten, hat bekanntlich „Vom ewigen Frieden“ geschrieben und gesagt: „Werdet nicht der Menschen Knechte! – Laßt euer Recht nicht ungeahndet von andern mit Füßen treten.“ – „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, hat es keinen Wert, daß Menschen auf Erden leben!“

lich Schiffbruch erleiden. War es doch völlig verkehrt, den Widerstand der Memelländer gegen die Verletzungen der Autonomie als Staatsfeindlichkeit hinzustellen! Die litauische Regierung mag daher schlecht beraten gewesen sein; die schwache großlitauische Gruppe hätte deshalb durch eine sachliche Aufklärung und vermittelnde Haltung eine wichtige Mission erfüllen und damit dem litauischen Staat und Volk einen guten Dienst erweisen können. Kein anderer als der litauische Staatspräsident Smetona erklärte noch vor seinem Staatsstreich 1926, Litauen habe das Memelgebiet durch die Gnade von Versailles erhalten, und die litauische Regierung müsse deshalb das Vertrauen des memelländischen Landtages gewinnen und Deutschland gegenüber eine Politik der Verständigung führen. Als er Staatspräsident geworden war, tat seine Regierung das Gegenteil. Die deutsch eingestellten Memelländer waren zunächst auch im Landtag zu Verständigung und Entgegenkommen bereit. Als sie aber erlebten, mit welchen Methoden man litauischerseits gegen das Memelgebiet vorging und vor allem auch nicht das geringste Verständnis für die Jahrhunderte hindurch bestehenden Verbindungen mit den deutschen Menschen jenseits der Memel zu merken war, mußte ihnen ein weiteres Nachgeben als völlig aussichtslos erscheinen. Die litauische Regierung hat zu keiner Zeit den Versuch gemacht, die Memelländer für sich zu gewinnen, sondern alles aufgeboten, um sie vor den Kopf zu stoßen. Man konnte nicht erwarten, daß wir Memelländer von heute auf morgen unsere Gesinnung wechseln und uns zu einer mehr oder weniger fremden geistigen Welt bekennen würden. Nicht durch staatliche Gewalt, sondern durch die geschichtliche Entwicklung in vielen Jahrhunderten war aus der staatspolitischen Grenze eine Kultur-grenze entstanden.

Die Sonderkommission der Botschafterkonferenz hatte das erkannt und in ihrem Bericht vom 6. März 1923 festgestellt, daß die bisherige Grenze zwischen Deutschland und Litauen „eine Scheidewand zweier Welten, eine Grenze zwischen Europa und Asien ist“. Schärfere als mit diesem Satz ist die Grenze gegenüber Litauen von internationaler Stelle nicht gekennzeichnet worden. Der Zwang zum Volkstums- und Kulturwechsel ist eine Verletzung der Menschenrechte; deshalb mußte die litauische Memelpolitik der Gewalt scheitern. So sah sich Litauen nach einigem Zögern veranlaßt, den Kriegszustand nach zwölfjährigem Bestehen aufzuheben, und bald darauf war es auch zu Verhandlungen über die Rückgliederung des Gebiets bereit. Ohne Ultimatum und Mobilmachung kam es am 22. März 1939 zu dem deutsch-litauischen Staatsvertrag, nach welchem das Memelgebiet ge-

maß dem Selbstbestimmungsrecht an Deutschland zurückgegeben wurde. Den Litauern wurden mancherlei wirtschaftliche Vorteile, so z. B. eine Freihandelszone im Memeler Hafen, eingeräumt.

Völkerrechtlich gehört das Memelgebiet noch immer zu Deutschland

Völkerrechtlich ist die Rückgliederung des Memelgebietes nicht anzufechten. Die Signatarmächte der Memelkonvention haben auch nicht dagegen protestiert. Ja, England hat sogar am 15. Mai 1939 den deutsch-litauischen Staatsvertrag offiziell anerkannt.

Seit 1945 gehört der Norden Ostpreußens zum Machtbereich der Sowjetunion. Sie ist dort Besatzungsmacht. Sowjetrußland hat jedoch das Gebiet in Sowjetlitauen eingegliedert. Diese Eingliederung ist rechtlich nichtig. Der Bestand des Deutschen Reiches ist durch internationale Verträge, also auch durch den deutsch-litauischen Staatsvertrag, festgestellt worden, und wenn man auch nach 1945 mit den Grenzen von 1937 operiert, so können doch bindende Entscheidungen über die deutschen Grenzen nur in einem Friedensvertrag getroffen werden.

Das Memelland hat als Grenzland seit seinen Anfängen schwere Lasten tragen müssen. Es hat sich viele Jahrhunderte hindurch unter dem unheilvollen Wechsel von Krieg und Brand und Hangen und Bängen um die Zukunft bis in die letzte Zeit hinein als Eckpfeiler deutscher Kultur in der äußersten Nordostecke unseres Vaterlandes, auch in der gewaltsamen Abtrennung, zu behaupten gewußt, weil in ihm ein hartes, widerstandsfähiges Geschlecht herangewachsen war, das sich immer treu blieb.

Die Memelländer – fern der Heimat

So schmerzlich auch die gewaltsame Abtrennung die Memelländer nach dem ersten Weltkrieg traf, so wenig läßt sich diese Situation mit dem furchtbaren Schicksal nach dem zweiten Weltkriege vergleichen, als nämlich die allermeisten unserer Landsleute durch Flucht und Verschleppung die Heimat verloren. Auch dieses Schicksal gehört zu der Geschichte des Memelgebiets. Wenn auch noch Landsleute dort zurückgeblieben sind, ist es ihnen doch unter den jetzigen unhaltbaren Zuständen unmöglich, in der Heimat zu bleiben. Deshalb haben sie, wie auch die nach Sibirien Verschleppten, sich andauernd bemüht, die Genehmigung zur Ausreise in die Bundesrepublik zu erhalten. Zwar ist das einem Teil von ihnen gelungen, aber es soll noch etwa 10 000 memelländische Landsleute geben, die auf die Ausreise warten. Deshalb kann es nicht dankbar genug begrüßt werden, daß das Auswä-

des Statuts garantierten Versammlungs-, Vereinigungs-, Gewissens- und Pressefreiheit war kaum noch etwas übrig geblieben. So machte es die Zensur sogar der deutschen Presse des Memelgebiets unmöglich, Berichte über die Landtagsitzungen oder Artikel des Autonomiestatuts zu veröffentlichen. Sodann gab es die Theater-, Bücher- und Filmzensur. Alle deutschen Organisationen und Vereine, so der Sport-, Turn-, Ruder-, Gesangs-, Feuerwehr-, Privatschulverein usw. bedurften zu ihren Veranstaltungen, wie Sitzungen, Versammlungen, Festen usw., der Genehmigung des Kriegskommandanten. Diese wurden nicht immer erteilt, und es wurden die Veranstaltungen durch politische Agenten überwacht. Der Gesangverein mußte sogar die Liedertexte zur Genehmigung vorlegen. So waren die Lieder „Wie ein stolzer Adler“, „Wenn ich den Wanderer frage“ verboten worden. Abgesehen davon, daß solche Maßnahmen keineswegs dazu geeignet waren, das Ansehen der litauischen Stellen zu heben, stellten sie unerträgliche Schikanen gegenüber den Memelländern dar. Dazu kam die fast vollständige Abdrosselung des Grenzverkehrs, wodurch außer den wirtschaftlichen auch die persönlichen Verbindungen zu den übrigen Ostpreußen unterbrochen wurden. So ist es vorgekommen, daß die Einwohner des Kreises Pogegen, die gegenüber der Stadt Tilsit wohnten, die Glocken von dort läuten hörten, aber an dem Begräbnis von Verwandten nicht teilnehmen durften.

Ausschaltung des Landtages – des Grundpfeilers der Autonomie

Die Grundlage der Autonomie sollten der von der Bevölkerung gewählte Landtag und die Regierung sein; diese mußte das Vertrauen des Landtages haben. Nirgendwo wäre es leichter gewesen, nach den Wahlen eine verfassungsmäßige Regierung zu bilden als im Memelgebiet. Wie nicht anders zu erwarten war, hatten die Wahlen zum Memelländischen Landtag stets eine überwältigende deutsche Mehrheit. Sie waren Volksabstimmungen! So erhielt die kleine litauische Minderheit bei der ersten Wahl im Jahre 1925 nur zwei von 29 Abgeordneten. Von litauischer Seite wurde deshalb alles aufgeboten, um zu anderen Wahlergebnissen zu kommen.

Die Mitglieder des Landtages sollten nach dem litauischen Wahlgesetz gewählt werden. Dieses Gesetz wurde mit besonderer Tendenz auf das Memelgebiet zugeschnitten. So waren z. B. die Wahllokale auf dem Lande nur in den Kirchdörfern eingerichtet worden, so daß die Wähler aus den Dörfern des Kirchspiels bei den weiten Wegen das Wahllokal nur mit Transportmitteln erreichen konn-

ten. Trotz dieser Erschwernis hat es immer eine hohe Wahlbeteiligung gegeben. Größtes Aufsehen, vor allem auch bei ausländischen Beobachtern, rief eine andere Wahlvorschrift hervor, nach welcher z. B. die Namen von 187 Kandidaten aller Parteien in einem Zettelblock, ohne Angabe der Parteizugehörigkeit, nur nach dem Alphabet zusammengefaßt waren und aus denen die Wähler 29 Zettel herausuchen mußten. Weil dieses Wahlverfahren ein sehr lange Zeit in Anspruch nahm, mußte die Wahl um einen Tag verlängert werden. So entließen die litauischen Stellen laufend zahlreiche Beamte und Angestellte, deren wählerworbene Rechte nach den Artikeln 28 und 29 des Statuts garantiert worden waren, und entzogen vielen Wählern die litauische Staatsangehörigkeit und Tausenden das Wahlrecht. Dagegen wurden Tausende aus Litauen durch Einbürgerung zu Wählern gemacht. Alle diese Maßnahmen halfen jedoch den Litauern nicht viel; sie brachten es bei 29 Abgeordneten nur auf einen Höchststand von 5 Abgeordneten.

Nach dem Statut hatte der Gouverneur das Recht, den Präsidenten des Direktoriums zu ernennen. Grundsätzlich pflegte er nicht einen Präsidenten der Mehrheit, sondern der kleinen Minderheit zu ernennen, und von diesem Präsidenten wurden dann die anderen Mitglieder in die Regierung berufen. Die Folge war, daß fast immer ein Direktorium der Minderheit gegen die Mehrheit regierte. Darin lag eine der schwersten Verletzungen des Statuts. Sollte doch die Autonomie nach „demokratischen Grundsätzen“ aufgebaut werden. Sprach der Landtag einem statutowidrigen Direktorium das Mißtrauen aus, so wiederholte sich das Spiel von neuem, und da dem Gouverneur auch das Recht zustand, den Landtag zusammen mit dem Direktorium aufzulösen, machte er davon Gebrauch, selbst dann, wenn das Direktorium mit dem Mißtrauen des Landtages bedacht worden war. Auf diese Weise wurde die Durchführung der Autonomie unmöglich gemacht.

Die Legislaturperiode des Landtages sollte drei Jahre dauern. Das Memelgebiet hat jedoch in den Jahren von 1925 bis 1938 sechs Landtage und von 1923 bis zur Aufhebung des Kriegszustandes im Jahre 1938 15 Regierungen gehabt. Jedenfalls ist das Gebiet von 1923 bis 1939 nur sechseinhalb Jahre verfassungsgemäß verwaltet worden, aber auch in dieser Zeit nur unter schwersten Kämpfen. 1934 wurde das litauische Direktorium Bruvelaitis auf Grund eines Sondergesetzes der litauischen Regierung ermächtigt, die Zahl der Abgeordneten des Landtages von 29 auf 24 herabzusetzen. Da zur Beschlußfähigkeit 20 Abgeordnete notwendig waren, hat man durch Fernbleiben der fünf litauischen

15. Januar 1808 war Memel Residenz des Königs-paares, Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise. Bei heftiger Kälte und Schneegestöber mußte die Königin von Königsberg über die Nehrung nach Memel fliehen. Als sie in einer Fischerhütte in Nidden übernachtete, hat sie mit ihrem Ring auf die befrorenen Fensterscheiben die Worte geschrieben: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht ihr himmlischen Mächte!“ Wer das Fluchterlebnis mit seinen seelischen Erschütterungen, Strapazen und Gefahren selbst erlitten hat, wird den tiefen Sinn dieser Worte am besten verstehen können. Der Friede, der den unglücklichen Krieg beendete, wurde 1807 im Memelgebiet, nämlich in Piktupönen bei Tilsit, geschlossen. In jenen Jahren war auch die Regierung von Berlin nach Memel verlegt worden. Durch Männer wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Schön usw. wurde von Memel aus die Wiedergeburt Preußens vorbereitet und später auf Grund der Steinschen Reformen Wirklichkeit.

Als Napoleon 1812 „mit Mann und Roß und Wagen“ in Rußland geschlagen wurde, hatte die französische Besatzung bereits im Oktober desselben Jahres Memel verlassen, und es zogen dort 3000 russische Soldaten ein. Obwohl der Preußenkönig noch vertraglich zum Kriege gegen Rußland verpflichtet war, beschloß der Rat der Stadt Memel, sich den Russen anzuschließen. So waren die Memeler die ersten Preußen, die diesen Schritt wagten. General Yorck, der das preußische Hilfscorps unter Napoleon in Rußland geführt hatte, schloß die Konvention von Taurroggen mit den Russen erst am 30. Dezember 1812.

Nach den Befreiungskriegen nahmen im Memelland Handel und Wandel zu und damit auch Wohlstand und Behaglichkeit. Zwar wurde die Stadt im Jahre 1854 nochmals von einem furchtbaren Brande heimgesucht, aber sie konnte sich bald von den Folgen erholen. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, also bis zum ersten Weltkriege, sahen dann Memel Stadt und Land einer ungestörten, stetigen Aufwärtsentwicklung entgegen.

Die Schaffung des Memelgebietes – ein Beispiel für eine ungerechte Friedensregelung

Bis zum Jahre 1920 hat es kein Memelgebiet gegeben. Gehörte dieser Landstreifen nördlich der Memel doch zu Ostpreußen! Es waren auch nicht die geringsten Anzeichen dafür vorhanden, daß der Memelstrom eine Grenze sein müßte. Nördlich und südlich der Memel waren die gleiche Landschaft, dieselbe Kultur und wohnten die gleichen Menschen. Angesichts der fünfhundert Jahre alten engen Verbindung dieses Gebiets mit dem übrigen

Ostpreußen schlug deshalb im Jahre 1919 die Nachricht von seiner gewaltsamen Abtrennung wie eine Bombe ein. Mit diesem Jahre begann die Geschichte des Teiles Ostpreußens, der die Bezeichnung Memelgebiet erhielt. Die große Erregung der Bevölkerung kam in vielen Kundgebungen zum Ausdruck. Man verlangte auf Grund des vom amerikanischen Präsidenten Wilson proklamierten Selbstbestimmungsrechts eine Abstimmung. Hatte doch Präsident Wilson erklärt, daß Menschen nicht wie Steine auf einem Schachbrett von einer Mächtschaft zur anderen verschoben werden sollten. Die Siegermächte von Versailles taten das trotzdem und lehnten deshalb auch eine Volksabstimmung im Memelgebiet ab. Nach allem, was dann folgte, kann rückblickend festgestellt werden, daß die willkürliche Schaffung des Memelgebietes ein ganz ausgezeichnetes Beispiel dafür geworden ist, wohin staatspolitische Entscheidungen führen, wenn sie gegen den Willen der beteiligten Bevölkerung getroffen werden. Wo man nach 1920 Abstimmungen zugelassen hatte – wie in Masuren und in einem Teil Oberschlesiens – kam es zur Befriedung, jedoch nicht in Danzig, Memel und im Korridorgebiet. Es ist demnach durchaus nicht abwegig, wenn behauptet wird, daß das Diktat von Versailles eine der Ursachen des zweiten Weltkrieges war. Und wenn die verantwortlichen Mächte aus diesen Erfahrungen noch immer nichts gelernt haben sollten, dann wird sich der Teufelskreis wieder schließen, und es wird keinen wirklichen Frieden geben, auch wenn man die Friedensliebhaber Ost und West so sehr beteuert.

An dem Memelgebiet und selbst an Litauen haben die Siegermächte von Versailles keineswegs fair gehandelt. Wenn das Gebiet auf Betreiben der Amerikalitauer und einer überhaupt nicht ins Gewicht fallenden geringen großlitauischen Gruppe aus dem Memelgebiet abgetrennt wurde, ist es unverständlich, warum man es Litauen nicht zusprach. Allerdings mögen die Litauer selbst Schuld daran gewesen sein. Es muß angenommen werden, daß sie sich den großen Mächten gegenüber als unglaubwürdig erwiesen. Verlangten sie doch in ihrer Denkschrift an die Pariser Friedenskonferenz ein Staatsgebiet von 125 000 Quadratkilometern mit über 6 Millionen Einwohnern und dazu ganz Nordostpreußen in einem Umfange von 8000 Quadratkilometern mit fast einer halben Million Einwohnern, obwohl es damals überhaupt nur eine halbe Million Litauer gab. Außerdem hatte man der litauischen Denkschrift eine Karte beigelegt, auf der man die auf dem Südufer der Memel liegende Stadt Tilsit auf das Nordufer, also in das abzutretende Gebiet verlegt hatte. Derartige Fälschungen konnten keineswegs überzeugend wirken. Was

stamm. In dem Gebiet gab es damals keine Litauer. Ihre westliche Siedlungsgrenze verlief noch um 1400 zwischen Grodno und Kowno. Jedenfalls wohnten die Litauer in jener Zeit viel weiter landeinwärts, etwa 40 bis 60 Kilometer jenseits der späteren ostpreußischen Nordgrenze. In dem damaligen Preußenland breitete sich von der Deime, dem rechten Mündungsarm des Pregels, bis zu beiden Seiten der mittleren Memel, und zwar bis Grodno-Kowno, die sogenannte „Wildnis“ aus, in der Siedlungsinseln kaum zu finden waren.

Die umkämpfte Memelburg – ein Eckpfeiler Preußens

Die Memelburg hatte bald nach ihrer Gründung eine der schwersten Belastungsproben zu bestehen. Als König Ottokar von Böhmen 1255 Königsberg gegründet hatte, überfielen die preußischen Sudauer, Schalauer und Nadrauer diese Neugründung. Gleichzeitig unternahmen die Samen, also vom nahen Samlande aus, über Haff und Nehrung eine größere Expedition nach Memel, um die Besatzung daran zu hindern, Königsberg zu Hilfe zu eilen. Dieser Angriff wurde abgeschlagen.

Die Überfälle und Raubzüge der heidnischen Nachbarn, der Kuren und Schalauer, Szameiten und Litauer ließen die Memelburg nicht zur Ruhe kommen. Dabei waren die Ritter in Memel infolge der isolierten Lage nur auf sich allein angewiesen. Deshalb hieß es in einer alten Reimchronik: „Die Mimele was zu verne gelegen. Got, der musst ihr selber pflegen.“

Nachdem die Kuren und Preußen Christen geworden waren, gab es unter den baltischen Volksstämmen nur noch ein heidnisches Volk, das litauische. Deshalb setzten sich die schweren Kämpfe zwischen dem Orden und den Litauern noch Jahrhunderte hindurch fort. 1323 zerstörte der Litauerherzog Gedomin die Stadt Memel vollständig, und dieses Ereignis veranlaßte den Livländischen Orden, Memel und ein recht umfangreiches Gebiet nördlich des Memelstromes an den Deutschen Ritterorden in Preußen abzutreten. Die Urkunde wurde am 25. Mai 1328 unterzeichnet. Danach verlief die Nordgrenze weit nördlich von Memel von der „Heiligen Aa“, die in die Ostsee mündet, „bis zu ihrem Ursprunge“, von dort „bis zum Ursprunge der Minge aus der Hasenplute“, von da bis nach Georgenburg an der Memel. Auf dieses weite Gebiet hatte der preußische Orden nicht etwa einen fragwürdigen Anspruch, er besaß vielmehr Rechtstitel des Papstes und des Kaisers, die ihn berechtigten, in diesem Besitzteil, soweit er bewohnt war, auch Steuern zu erheben. So kann festgestellt werden, daß ein nicht unerheblicher Teil des späteren litauischen Staates zu Preußen gehört hat. Durch den Anschluß Memels an den Deutschen Ritterorden war die Stadt zu einem Eckpfeiler Preu-

Bens geworden. Diese Vorpostenstellung brachte es mit sich, daß Memel weiterhin unruhigen Zeiten entgegenging. So ist die Stadt 1379, 1393 und 1402 von Litauern zerstört worden. Sie hat sich nicht so entwickeln können, wie das ihrer natürlichen Vorzüge wegen durchaus möglich gewesen wäre. Nur während der Regierungszeit Winrichs von Kniprode (1352–1382) besserte sich ihre Lage.

Der Frieden am Melnosee und seine historische Bedeutung

Im Jahre 1386 trat der Litauerherzog Jagiello zum Christentum über und war durch Heirat der polnischen Königstochter Hedwig König von Polen und Litauen geworden. Damit war dem Orden ein sehr gefährlicher Feind erwachsen. So wurde er durch das vereinigte polnisch-litauische Heer am 15. Juli 1410 bei Tannenberg vernichtend geschlagen. Zum endgültigen Abschluß kamen die Kämpfe zwischen dem Orden und Litauen erst 1422 durch den Frieden am Melnosee. In diesem Friedensschluß verlor der Orden den größten Teil des weiten Gebietes nördlich der Memel, das ihm seit 1328 gehört hatte. Ihm blieb nur ein schmaler Landstreifen übrig, das spätere Memelgebiet. Diese Grenzziehung ist von ganz besonderer historischer Bedeutung. Sie ist der beste Beweis dafür, daß dieses Gebiet niemals litauisch gewesen ist. Auch 1422 haben dort noch keine Litauer gewohnt. Wäre das der Fall gewesen, dann hätte es sich der mächtigste Litauerherzog, Vytautas der Große, nicht nehmen lassen, seine Macht dem ohnmächtigen Orden gegenüber auszunutzen und die Grenze weiter nach Süden zu verlegen. Die von ihm festgesetzte Grenze ist eine der ältesten Europas gewesen.

Erst die neuere Zeit hat es fertiggebracht (1918), an der 500 Jahre alten Grenze zu rütteln.

Die Besiedlung mit Litauern – kein Rechtsanspruch auf das Land

Die ersten Litauer kamen in das Preußenland, als der Orden nach der Eroberung der elf Gawe daran ging, das Land, in erster Linie die „Wildnis“, zu besiedeln. Anfangs war die Aufschließung des Landes nur vom Westen her erfolgt. Sie stützte sich zunächst auf deutsche Siedler, dann kamen aber auch Holländer und Schotten sowie Litauer dazu, die in ihrem noch heidnischen Lande Christen geworden waren. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kamen ganze Scharen von Litauern, die sogenannten „Läuflinge“ nach Preußen. Sie pflegten das Land zu neuen Siedlungen mit Ochsen zu kaufen, die sie mitgebracht hatten. Das Entscheidende dabei war nicht das Siedlungsland – das hätten sie auch in Litauen haben können –, es ging ihnen darum, in einem wirtschaftlich und kulturell besser

AUS DER GESCHICHTE MEMELS UND DES MEMELGEBIETS

Der folgende Beitrag von Oberregierungs- und Schulrat i. R. Richard Meyer, des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft der Memelkreise in der Landsmannschaft Ostpreußen, wurde geschrieben im Gedenken an die Erneuerung der Patenschaft Mannheim-Memel vor zehn Jahren, am 2. August 1953.

Memel – die älteste deutsche Siedlung in Ostpreußen

Memel Stadt und Land haben eine sehr bewegte und abwechslungsreiche Geschichte gehabt. Sie ist aber von den Geschichtsforschern nicht so erschöpfend behandelt worden, wie es im Interesse der Gesamtentwicklung in dem Raume zwischen Ost und West notwendig gewesen wäre.

Erst der allerneuesten Zeit blieb es vorbehalten, diesen geschichtlichen Vorgängen auf den Grund zu gehen. Vielleicht wären die Folgen späterer Fehlentscheidungen vermieden worden, wenn diese Forschungsergebnisse früher vorgelegen hätten.

So ist die Tatsache, daß Memel die erste deutsche Siedlung auf ostpreußischem Boden war, bis zum ersten Weltkrieg viel zu wenig bekannt gewesen. Die Stadt Memel ist am 1. August 1252 gegründet worden, also über 700 Jahre alt. Die Gründung erfolgte nicht von Deutschland, sondern von Livland aus. Diese Gründung ergab sich aus den damaligen Zeitumständen.

Nachdem der Papst die Christenheit seit 1199 alljährlich aufgerufen hatte, sich mit mehr Nachdruck der Bekehrung der Heiden anzunehmen und die Versuche Einzelner meistens mit dem Tode der Missionare endeten, wurde diese „Heilige Sache“ von neugegründeten Ritterorden zu ihrer Hauptaufgabe gemacht. Als der in Palästina gestiftete Deutsche Ritterorden 1231 an der Weichsel erschien, um den Kampf gegen die heidnischen Preußen aufzunehmen, war in Livland – Kurland bereits ein großes Bistum mit Riga (gegründet 1200) als Mittelpunkt vorhanden. Dort wurde zur Verteidigung und Ausbreitung des Christentums 1202 der Orden der Schwertbrüder gestiftet. Unter seinem Schutze breitete sich das Christentum auch nach Süden bis zur Memel aus. Dabei war der Orden den Einfällen, Raubzügen und Plün-

derungen der heidnischen Volksstämme ausgesetzt. Deshalb sah er sich gezwungen, zu seiner Sicherung Burgen zu errichten. Bevorzugt wurden geeignete Stellen an Flußläufen, vor allem an Mündungen, um zugleich die Verbindungen mit der Heimat und anderen Niederlassungen aufrechterhalten zu können. Diesen Anforderungen entsprach auch die Dangelmündung am Ausflusse des Haffes, den man damals für die Memelstrommündung gehalten hat. So war dort 1252 Eberhard von Seyne mit Rittern und Bauleuten erschienen, um an dieser Stelle die Memelburg zu errichten. Um die Burg herum ist allmählich die Stadt entstanden, und nach Vereinbarungen mit der Kirche, der ein Drittel des Geländes gehörte, wurden 1258 die St. Johannis- und St. Nikolauskirche erbaut.

Kuren und Schalauer – älteste Einwohner im Memelland

Auf Grund von Ausgrabungen auf zahlreichen Gräberfeldern, schriftlichen Quellen und Sprachforschungen hat man auch Gewißheit über die Volkstums- und Siedlungsverhältnisse im Memelland schaffen können. So ist einwandfrei festgestellt worden, daß zu Anfang des 13. Jahrhunderts im nördlichen Teile des Gebietes bis zur Ostsee und um das Haff die Kuren wohnten. Daher auch die Namen „Kurisches Haff“ und „Kurische Nehrung“! Soweit der südliche Teil besiedelt war, wohnten dort zu beiden Seiten der Memel, und zwar in der Gegend der späteren Städte Tilsit und Ragnit, die Schalauer, der nördlichste der elf Preußenstämme. Östlich von den Schalauern waren nördlich der Memel zwischen ihren rechten Nebenflüssen, der Jura und Dubissa, die Karsowier sesshaft, ein besonderer baltischer Volks-

37

Inhaltsverzeichnis:

Literatur der Kurischen Nehrung

- Naujok, Rudolf** Und wein´ auf meiner Väter Land
Literaturgeschichte der Kurischen Nehrung 1954
- Kudnig, Fritz** Fahrt ins Licht (Eine romantische Nehrungswanderung)
- Rhesa, Ludwig** Verschüttetes Dorf auf der Nehrung Gedicht
Ludwig Rhesa aus "Die Slaven in Deutschland"
Vorwort in einer Bibel von 1824 von Ludwig Rhesa

Die Kurische Nehrung

- Allgemein
Brust, Alfred: Kurische Nehrung
 Nehrungswald
Thilo, A.K.T. Die Wanderdüne

Einführung

Man kann ein Land und dessen Menschen direkt betrachten, man kann es auch, wie es hier versucht werden soll, im Spiegel seiner Dichtung sehen. Dieser letzte Weg, der zunächst ein Umweg scheint, bereichert ungemein, da er dauernd auf zwei Ebenen läuft und eine ständige Wechselwirkung zwischen Land und Leuten, Dichtung und Dichter voraussetzt. Infolge der jeder Dichtung innewohnenden Kräfte erreicht man auch eine Steigerung und Sichtbarwerdung von solchen Gedankengängen und Stimmungsqualitäten, die bei einer direkten Betrachtung des Gegenstandes kaum deutlich würden. Das, was in der Dichtung als komplexes Ganzes vorliegt, diese magische Einheit und vielfache Verflochtenheit, gilt es hier wieder aufzulösen und in eine Reihe allgemeiner Erkenntnisse überzuführen.

Es ist für ein Land in keiner Weise gleichgültig, ob es eine Dichtung besitzt und in welchem Umfange es sie besitzt. Im allgemeinen kann man von der Qualität der Dichtung auf das kulturelle Niveau des betreffenden Landes schließen, auf ein bestimmtes Vorhandensein von Tradition, Gemeinschaftsgefühl, Volksbewußtsein. Was unsere heimatische Dichtung anbetrifft, so waren die Bedingungen für ihr Gedeihen bis zum Kriege nicht gerade günstig, in erster Linie, weil das Memelgebiet, wie der ganze deutsche Osten, kulturell allzusehr im Schatten der besserentwickelten Westprovinzen stand, und weil hier durch das Zusammenleben zweier Nationalitäten mehr Kräfte aufgesaugt als entwickelt wurden. Das scheint etwas besser zu werden, da trotz der Steigerung der nationalen Gegensätze oder vielleicht gerade infolge derselben das Gefühl des gemeinsamen völkischen Schicksals, der Sinn für eigenes Erleben sich überraschend gut entwickelt hat. Nicht gleichgültig ist es auch, daß sich durch die Grenzziehung die Abwanderung der heimischen Intelligenz, der kulturtragenden Schichten, vor dem Kriege fast eine Selbstverständlichkeit, bedeutend erschwert hat, abgesehen natürlich von dem großen Verlust, den das heimische Volkstum durch die Abwanderung der Optanten erlitten hat. Die dauernden politischen Spannungen haben es zudem mit sich gebracht, daß jedes heimatische Kulturgut, auch das geringste, auf einen weit überdurchschnittlichen Widerhall in allen Bevölkerungsschichten rechnen kann.

Das mögen in der Hauptsache die Gründe sein, weshalb sich die heimatlliche Dichtung in den beiden letzten Jahrzehnten verhältnismäßig gut entwickelt hat. Das gilt weniger für die größere Dichtung, wenn auch hier einige neue Werke vorliegen, als vielmehr für eine auffallende Bereicherung an Feuilletons, Reisebeschreibungen und Stimmungsbildern, die schon aus Gründen ihrer umfangreichen Verbreitung hier in den Kreis der Betrachtung gezogen werden müssen. Trotzdem ist das Memelgebiet literarisch durchaus noch eine terra incognita, ein zu Unrecht unbekanntes Land, und man hat ein Recht, von der Zukunft noch einiges zu erwarten. Sintemal der ganze Osten sicherlich erst am Anfang seiner Entwicklung steht.

Die Vorstellung von einem Lande und dessen Menschen wird wesentlich durch die Dichtung bestimmt, schon aus diesem Grunde darf man die Bedeutung der heimatllichen Dichtung nicht zu gering einschätzen. Was wäre der Rhein beispielsweise ohne seine Sagen, Lieder und Märchen? An sich, rein real gesehen, bliebe er wohl derselbe, es verändert sich weder sein Flussbett noch die Landschaft an seinen Ufern. Und doch wäre es ein ungeheurer Verlust. Ein bestimmter Klang, ein bestimmter Nimbus, etwas nahezu undefinierbares, das ihm seine feierliche Schönheit verleiht, würde verloren gehen. Eine Stätte mit alter Kultur und Tradition, von der man weiß, wirkt ungleich tiefer und nachhaltiger auf den Betrachter als der gleiche Ort ohne diese an sich irrationalen Werte, das braucht eigentlich nicht erst bewiesen zu werden.

Ein klassisches Beispiel dafür, wie sehr die Vorstellung von einer Landschaft sich wandeln kann und durch künstlerische Einwirkungen beeinflussbar ist, gibt Nidden und die Kurische Nehrung. Als Humboldt 1809 den bekannten Ausspruch tat, „die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll“, stand er, der Vielgereiste, sicherlich ganz allein mit diesem Urteil. Bis gegen die Jahrhundertwende und auch später noch empfand man Nidden als eine langweilige, öde, direkt grauenhafte Gegend, und jeder floh vor den entsetzlichen Sandwüsten und ihren Einsamkeiten je eher desto lieber. In dem sehr wertvollen Heimatkundewerk „Die Provinz Ostpreußen“, von August Ambrassat, das 1912 erschien, findet man über Schwarzort eine längere Abhandlung, während Nidden in der Reihe der Seebäder nicht einmal erwähnt ist. Erst als Max Pechstein, Ernst Bischoff-Culm und andere ihre berühmte Malerkolonie hier gründeten, als Walter Heymann die Abseitigkeit dieser Landschaft in ebenso tiefen und einsamen Gesängen feierte, horchte die Öffentlichkeit allmählich auf und fand dann langsam den bisher verschütteten Zugang zu dem Wesen dieses Stückchen Erde und eine innere Beziehung zu ihm. Erst die Kunst und die Dichtung hat hier für viele ein Verständnis vermittelt, das heute eine Selbstverständlichkeit ist. So schafft die Dichtung häufig erst die Erlebnismöglichkeit für eine Landschaft, hebt sie gleichsam aus der Sphäre des Nur-Realen heraus, umkleidet sie mit einem zauberhaften Klang und verleiht ihr Weite, Sehnsucht und Wirkung, denn es kommt gerade in diesem Zusammenhang kaum mehr darauf an, wie ein Land an sich ist, als wie es in unserer Vorstellungswelt lebt.

Man wußte von den Wundern der Nehrung früher nichts, da sie so abseits von allem Weltgeschehen lagen. Konrad Heiden drückt dieses Gefühl etwas grotesk in einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ so aus: „Das Dorf Nidden ist mit Europa über zwei Meere verbunden und zu Lande durch eine Wüste von ihr getrennt.“ Das allnäherliche Bekanntwerden hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, daß das ganze Memelgebiet durch sein besonderes Schicksal häufig in den Brennkreis weltpolitischen Geschehens trat.

Andererseits hat wohl der Mensch jeder Zeit ein bestimmtes Idealbild von einer Landschaft, und es mußte erst das 20. Jahrhundert anbrechen, bis die Einsamkeit der Nehrung einen stärkeren Widerhall in der menschlichen Seele fand. Jedes Jahrhundert hat sozusagen seine ihm gemäße Landschaft, und vielleicht ist dieses ernste und unberührte Erdreich zwischen Haff und Meer gerade die Landschaft, die dem Menschen unserer Zeit, der durch tausend Erschütterungen gegangen ist, etwas von dem ausgleichenden Ewigkeitsgefühl geben kann, das ihm nützt. Wenn Thomas Mann, der Länder und Meere kennt, behauptet, daß er die majestätische Ruhe des Meeres in Nidden viel stärker empfunden habe als sonstwo, so muß schon etwas daran sein.

Unter Dichtung sei im Rahmen dieser Arbeit jedes schöngeistige Erzeugnis verstanden, welches das Memelland oder dessen Menschen zum Gegenstand des Geschehens hat, Romane, Dramen, Verse, Feuilletons. Wenn am Rande der Besprechung gelegentlich zur Verdeutlichung mancher Gedanken auch eine Beschreibung, eine Biographie, ein Märchen, eine Sage oder dergleichen herangezogen wird, so mag diese Ausnahme die Regel bestätigen. Es kommt hier weniger darauf an, ein Werturteil über die einzelnen Dichtungen etwa im Sinne einer Literaturgeschichte zu geben, als vielmehr wesentliche Dinge, die sie über Land und Leute aussagen, unter gemeinsame Gesichtspunkte zusammenzufassen. Es kann, so gesehen, auch ein dichterisch wertloses Werk unter Umständen Wesentliches geben. Dabei ist es selbstverständlich, daß einem aus dem Memelland stammenden Dichter, der blutsmäßig der Heimat verbunden bleibt, berechtigterweise eine größere Aufmerksamkeit geschenkt werden darf als einem fremden. Wo etwa Gegensätze zwischen der Auffassung in der Dichtung und der landläufigen Meinung auftreten sollten, tut man gut, sich zu vergegenwärtigen, daß der Zweck dieser Arbeit ausschließlich der ist, eben durch den Spiegel der Dichtung zu sehen. Es kommt hier auch nur solche Dichtung in Betracht, die noch lebendig wirkt, die für unser Empfinden noch nicht allzu historisch geworden ist. Aus der älteren Dichtung wären dabei auch wohl nur Simon Dach und Ludwig Rhesa auszuscheiden, soweit nicht direkte Entwicklungslinien auf sie zurückweisen.

Das gesamte Material ist nach zwei großen Gesichtspunkten geordnet worden: die memelländische Landschaft und der memelländische Mensch.

umgehakt, im Mai gefalzt und im August nach zwei- bis dreimaligem Kraulen mit Kainit und Thomazphosphatmehl gedüngt, worauf Ende September die Ausfaat beginnt.

Solche Versuchsfelder, die auch für andere Getreidearten hergerichtet werden, sind für die Moorkultur von großer Wichtigkeit, weil der Kolonist lernt, wie er am besten den Boden nutzen kann, ohne daß er selbst Versuche anzustellen gezwungen ist, die ihn im Falle des Fehlschlagens bei seinen geringen Mitteln zu Grunde richten würden. Auf den Musterkolonaten bei Lauknen sollen gute Ergebnisse erzielt sein, in dessen wird der Kolonist wegen der Kosten, welche die künstliche Düngung verursacht, vorläufig kaum die Bestellung des Ackers in der angeführten Art nachzuahmen vermögen. Und natürlicher Dünger ist wenig vorhanden; denn der Moosbruchbewohner ist bei der Viehzucht auf die Pachtung der Wiesen am Rande des Moores oder die grasreichen Brücher in den angrenzenden Forsten angewiesen, wenn er Futter und Streumaterial gewinnen will. Deshalb ist der Viehstand nur mäßig und selbst die Schweinezucht erreicht keine erhebliche Ausdehnung. Der Dünger, den der Kolonist braucht, muß z. T. von weit her besorgt werden, und es ist als ein günstiger Umstand zu betrachten, daß in der benachbarten Seckenburger Niederung, wo bei großem Viehstand der Ackerbesitz zurücktritt, ein Überschuß von Düngemitteln zur Verfügung steht, und daß man mit Erfolg die Wasserpest als Dünger zu verwerten gelernt hat.

Die Bearbeitung des Bodens geschieht lediglich durch Menschenhand, auch wenn die Flächen bereits kultiviert sind. Der Spaten ist das wichtigste Ackergerät des Moosbruchbewohners. Nur das völlig urbare und in seinen Bestandteilen zersetzte Moor wird zuweilen mit dem Pfluge bestellt; dieser wird dann aber von vier bis sechs Menschen gezogen, da Zugtiere den lockern Boden nicht betreten können. Im Frühjahr sind deshalb so bedeutende Kräfte nötig, daß die Arbeiter vom Nadrauer Plateau scharenweise mit Spaten und Schaufel bewaffnet eintreffen, um sich anwerben zu lassen. An den beiden letzten Sonntagen im April finden in den Gasthäusern ordentliche „Arbeitermärkte“ statt. Die Besitzer halten dort die Arbeiter mit Getränken frei, um sie zu gewinnen, müssen aber ohnedies noch einen hohen Lohn bieten. Ein

mittelkräftiger Mann beansprucht außer freier Kost etwa 1,30 M. Tageslohn, und in der Beköstigung findet geradezu ein Wettstreit unter den Moosbruchbewohnern statt. Es gilt als Regel, daß jeder Arbeiter außer einem Liter Branntwein für den Tag auch Kuchen und reichlich Fleisch erhält; er würde am ersten Tage davongehen, wenn die Verpflegung schlechter ausfiele. — Der Absatz der Erzeugnisse erfolgt im allgemeinen durch den Kahn. Es ist deshalb die tiefe Lage des Untergrundes, welche die Entwässerung des Moores unmöglich macht, insofern von Vorteil, als im Gegensatz zu den höher gelegenen Moorflächen durch Kanäle und Gräben leicht die Verbindung mit schiffbaren Wasserstraßen hergestellt werden kann (S. 67). Der Memonien und der Große Friedrichsgraben führen zum Kurischen Haff wie zur Deime, so daß die Möglichkeit vorliegt, ohne Mühe die Märkte von Labiau, Insterburg, Königsberg und Memel zu erreichen, während der Seckenburger Kanal nach Tilsit leitet und zugleich die bequeme Herbeischaffung des Düngers aus dem Innern des Memeldeltas begünstigt. Erst i. J. 1867, als man bei dem Notstande die brotlosen Arbeiter beschäftigen wollte, wurde die erste Chaussee im Moosbruch gebaut, die in einer Länge von 6 km Lauknen, Schenkendorf und Alt Heidlauken verband. Seitdem sind verschiedene Strecken von Stein- und Kieschauseen erbaut worden, so daß sämtliche Kolonien unter einander und mit der Außenwelt in Verbindung stehen. Dadurch hat der Schaaktarp* für die Moosbruchbewohner nicht mehr die harten Uebelstände der früheren Zeiten; doch kann er bei längerer Dauer immerhin höchst unangenehm werden, da die Fuhrwerke teuer bezahlt werden müssen und der Hauptverkehr nach wie vor an den Flüssen stattfindet. Die Kolonie Langendorf, die ohne Kanalverbindung an einer Kiesstraße errichtet ist, krankt von Anfang an, und schon die Gebäude, die z. T. aus Dorf erbaut sind, stechen in ihrer äußern Erscheinung von denen der andern Siedlungen wesentlich ab.

Von den Kolonien auf dem Großen Moosbruch sind Alt Heidlauken, Schenkendorf, Alt Sufsemilken und Alt Heidendorf schon im

* So nennt man die Zeit, in der die Eisdecke auf den Gewässern die Kahnfahrt unmöglich macht, andernfalls aber nicht fest genug ist, um Schlitten zu tragen.

ganz voll von Menschen, die ihre litauischen Trauerchoräle über den Wassern ertönen lassen.

Im Winter, wenn die Schlitten über die Eis- und Schneefläche dahingleiten, kann man Pferde, die im Herbst für diese Zeit angekauft werden, häufiger antreffen. Doch sind die Fuhrwerke teuer, und die ärmern Leute suchen sich mit Schlittschuhen und Handschlitten zu behelfen. Selbst Hochzeitsgesellschaften eilen auf Schlittschuhen zur Kirche, die Braut auf einem Handschlitten vor sich herschiebend.

Schlimm sieht es dagegen aus, wenn der sogenannte „Schack-tarp“ eintritt, wo man weder den Kahn noch den Schlitten benutzen kann. Und diese Zeit währt oft wochenlang. — Ehe die Dämme geschüttet waren, auf welchen die Wege von Rastauen nach Tawe und von Norweischen über Mahten nach Inse führten, das weiter mit dem Dorf Loye in Verbindung gesetzt ist, waren die Bewohner aller dieser Ortschaften während des Schacktarps völlig von der Außenwelt abgeschnitten, wie es bei dem Kirchdorf Gilge und mehreren kleinern Orten der tiefen Niederung noch heute der Fall ist. — Die Leichname der Verstorbenen mußten oft Wochen lang unbeerdigt bleiben, und in den abgeschlossenen Dörfern stellte sich zuweilen das Gespenst des Hungers ein.

Daß die Bewohner der Fischerdörfer auch nach Herstellung der genannten Fahrwege von den Schwierigkeiten nicht ganz befreit sind, zeigen die Klagen während des langen Schacktarps im Winter 1897/98. „Seit dem November v. J.“ so schreibt ein Berichterstatter des „Memeler Dampfbootes“ am 4. Februar 1898 aus Inse, „ist der Wasserweg, der einzige, der für die Fischergegend in Betracht kommt, unpassierbar gewesen. Nur an wenigen Tagen konnte die dünne Eisdecke betreten werden, wobei zahlreiche Unfälle und Verluste von Menschenleben vorgekommen sind. Nun hat das Tau- und Regenwetter der letzten Tage die wenigen Wege, die nach der „Höhe“ führen, teilweise unter Wasser gesetzt und für den Verkehr unbrauchbar gemacht, so daß sich ein Notstand entwickelt, der mit jedem Tage wächst. Da die ganze Gegend auch nicht ein Korn Getreide baut, muß sämtliches Getreide, Mehl u. v. von der Höhe bezogen werden. In der Vorwoche gelang es den Mehlwagen noch, mit vier bis sechs Pferden Vorspann mühsam bis hierher durchzukommen; jetzt haben sie ihre Fahrten ganz einstellen müssen, und

so dürfte in Inse und Loye in ganz kurzer Zeit eine Hungersnot entstehen, wenn nicht bald Frost oder Hochwasser eintritt Dabei blockiert ein unübereschreitbarer Eisgürtel, den die beständigen Westwinde zusammengeschoben haben, seit einigen Monaten die Gassküste und macht es den Gassbewohnern unmöglich, ihrem Gewerbe nachzugehen, während das Heu, dessen Verkauf für die hiesigen Landwirte die Haupteinnahmequelle bildet, auf den Wiesen bleiben muß und die Käufer, die sonst zu Hunderten im Winter erscheinen, ihren Bedarf anderswo decken. — Auch die Post hat ihren Betrieb z. T. einstellen müssen. — Seit drei Tagen sind sämtliche Zeitungen und Pakete ausgeblieben und auf der hiesigen Postagentur lagert eine Menge von Paketen, meist Buttersendungen, die vorläufig nicht weiter befördert werden können . . .“

Der Warenaustausch zwischen der Niederung und der „Höhe“ ist wegen der Verschiedenartigkeit der Erzeugnisse ein recht lebhafter. Die Wiesenbesitzer, die Fischer und die Moorkolonisten sind gezwungen, das nötige Brotkorn von den Ackerbauern zu kaufen, während sie selbst wieder ihre Erzeugnisse bis weit in das Binnenland absetzen (S. 351). Auf den Wasserstraßen findet deshalb ein lebhafter Verkehr statt. Außer der regelmäßigen Dampfverbindung von Tilsit nach Königsberg und Memel auf der Gilge und dem Rußstrom bestehen mehrere Dampf-Linien, die eigens den Verkehr mit einzelnen Teilen der Niederung von den größern Städten aus unterhalten. So geht ein Dampfboot von Königsberg auf dem Memonien und dem Timber bis Piplin, ein anderes von Labiau auf dem Großen Friedrichsgraben, dem Memonien- und dem Lautnefluß bis Schenkendorf und Lautnen, z. T. auch nach Heidlauen und Petricen, sowie nach Franzrode und Sussmilken; ein drittes verkehrt auf der Strecke Labiau-Memonien-Marienbruch-Gilge. Ein weiterer Dampfer geht von Königsberg über Ruß nach Heydekrug und vermittelt zugleich den Verkehr mit Minge und Michel-Sakuthen (Prökuls). Endlich bestehen regelmäßige Dampfverbindungen von Tilsit nach Ruß, nach Karkeln und nach Tawellningken. Dazu kommt der Kahnverkehr auf den zahlreichen Wasserläufen, die eine leichte Zufuhr nach den Dampfstationen auf den Hauptlinien ermöglichen.

↳ Von den Rußarmen bildet die eigentliche Verkehrsstraße der Atmathstrom, der in nordwestlicher Richtung weiter nach Memel zieht. Die Po-

Das Kreuz in den Niddener Dünen

Oft werfen uns Legenden, die Splitter des realen Lebens, Rätsel auf, die Lösungen deren uns unklar sind oder gar nicht existieren.

Widerspruchsvoll sind Sagen über die Stelle, wo am Hang der Sanddüne, Parnida genannt, im Jahre 1990 ein Holzkreuz gebaut wurde.

Laut einer Überlieferung gründete da vor urlanger Zeit ein heiliger Hain, wo Kurschen-Heiden ihren altertümlichen Göttern geopfert haben, indem sie um Wohlstand und Hilfe im Elend flehten.

Das Christentum milderte die Sitten, konnte aber Angewohnheit und Tradition nicht ändern, nach wie vor eilten die Frischersfrauen während des Sturms nach dem alten Hain, um dort ein Kreuzchen aus zwei gebundenen trockenen Zweigen liegenzulassen - eine Gabe Göttern der Natur im Austausch gegen Rückkehr der Männer.

Jahr um Jahr wurde der Hain sandbestreut, aber die Erinnerung vom Wunderort blieb. Aus den Urquellen ist die Tatsache bekannt, dass wenn

eine Frau hier ein kleines selbstgemachtes Holzkreuzchen liegenlässt, wird sie Ruhe und Seelenstärke erwerben, wird nie durch den bösen Blick verhext werden, und wenn sie von edelmütigen Vorhaben ausgehen wird, so darf bitten, dass die Seelen deren Menschen, die sie einst beleidigt hat und die uns bereits verlassen haben, ihr vergeben.

Man spricht, dass man das in günstigsten 1, 6, und 12 Mondtagen gestelltes Kreuzchen aus dem ans Meeresufer geworfenem Holz machen muss. Dann wird er die grösste Kraft haben.

Man glaubt, dass man hierher nie kommen darf, wenn man bei sich etwas Metallenes hat.

Eine interessante Besonderheit besteht auch darin, dass auf die Männer das Verbleiben an der Stelle keinen Einfluss ausübt.

Eine Frau darf keinesfalls erzählen, dass sie hier ihr Kreuzchen gestellt hat oder zu stellen beabsichtigt - andernfalls passiert ein Unglück*. Kann sein, dass gerade deswegen die hiesigen Einwohner entweder die Gespräche zu diesem Thema vermeiden oder sich alle Mühe geben den Fragenden zu verwirren.

*Eines von zwei bekannten zuverlässigen Verfahren es zu mildern oder ihm zu entrinnen besteht darin, dass man sein eigenes einst gestelltes Kreuzchen auffindet und es im eigenen Kamin in Asche legt.

Dažnai legendos, šios realių įvykių šukės, užduoda mums mįsles, atsakymai į kurias neaiškūs arba iš viso neegzistuoja.

Prieštaringi pasakojimai apie vietą, kur smėlio kopos, vadinamos Parnida, šlaite 1990 metais buvo pastatytas medinis kryžius.

Viename jų sakoma, kad seniai labai seniai čia žaliavo šventa giria, kur kuršiai-pagonys sudėdavo aukas savo seniesiems dievams, prašydami jų palankumo ir pagalbos varge.

Krikščionybė sušvelnino papročius, bet negalėjo pakeisti žmonių įpročio ir tradicijos. Kaip ir prieš tai, audros metu, žvejų žmonos skubėjo į senąją girią, kad galėtų palikti ten kryželį iš dviejų tarpusavyje surištų sausų šakelių - dovaną gamtos valdovams, mainais už vyrų sugražinimą į krantą.

Slenkant amžiams, smėlis užpustė girią, bet žmonių atmintis išsaugojo šią stebuklingą vietą. Iš nepatikrintų šaltinių žinomas faktas, kad moteris, palikus šioje vietoje savo rankomis padarytą mažą medinį kryželį, įgis ramybę ir dvasios tvirtumą, išsilaisvins nuo piktos akies, ir jeigu vadovausis vien tik gera valia, ji gali prašyti ir gauti atleidimą sielų tų žmonių, kuriuos kažkada nuskriaudė, ir kurie mus jau paliko.

Kalbama, kad kryželį, pastatytą pačiomis palankiausiomis - 1, 6 ir 12 mėnulio dienomis, reikia daryti iš medžio, išmesto jūros. Tada jo jėga bus didžiausia.

Laikoma, kad negalima ateiti čia, turint su savimi ką nors metalinio. Įdomi ypatybė ta, kad vyrams buvimas šioje vietoje nedaro jokio poveikio.

Moteris, jokia būdu, niekam neturi sakyti, kad ji pastatė čia savo kryželį ar ruošiasi tai padaryti - priešingu atveju įvyks nelaimė.* Gali būti, kaip tik todėl vietiniai gyventojai arba vengia kalbėti šia tema, arba visais būdais stengiasi suklaidinti klausinėjantį.

Medžiagą surinko ir paruošė LE-ZA.

* Vienas iš dviejų žinomų patikimų būdų sušvelninti ar netgi išvengti jos reikalauja surasti anksčiau pastatytą kryželį ir sudeginti jį savo namų židinyje.

eine Frau hier ein kleines selbstgemachtes Holzkreuzchen liegenlässt, wird sie Ruhe und Seelenstärke erwerben, wird nie durch den bösen Blick verhext werden, und wenn sie von edelmütigen Vorhaben ausgehen wird, so darf bitten, dass die Seelen deren Menschen, die sie einst beleidigt hat und die uns bereits verlassen haben, ihr vergebend.

Man spricht, dass man das in günstigsten 1, 6, und 12 Mondtagen gestelltes Kreuzchen aus dem ans Meeresufer geworfenem Holz machen muss. Dann wird er die grösste Kraft haben.

Man glaubt, dass man hierher nie kommen darf, wenn man bei sich etwas Metallenes hat.

Eine interessante Besonderheit besteht auch darin, dass auf die Männer das Verbleiben an der Stelle keinen Einfluss ausübt.

Eine Frau darf keinesfalls erzählen, dass sie hier ihr Kreuzchen gestellt hat oder zu stellen beabsichtigt - andernfalls passiert ein Unglück*. Kann sein, dass gerade deswegen die hiesigen Einwohner entweder die Gespräche zu diesem Thema vermeiden oder sich alle Mühe geben den Fragenden zu verwirren.

*Eines von zwei bekannten zuverlässigen Verfahren es zu mildern oder ihm zu entrinnen besteht darin, dass man sein eigenes einst gestelltes Kreuzchen auffindet und es im eigenen Kamin in Asche legt.

Dažnai legendos, šios realių įvykių šukės, užduoda mums mįsles, atsakymai į kurias neaiškūs arba iš viso neegzistuoja.

Prieštaringi pasakojimai apie vietą, kur smėlio kopos, vadinamos Parnida, šlaite 1990 metais buvo pastatytas medinis kryžius.

Viename jų sakoma, kad seniai labai seniai čia žaliavo šventa giria, kur kuršiai-pagonys sudėdavo aukas savo seniesiems dievams, prašydami jų palankumo ir pagalbos varge.

Krikščionybė sušvelnino papročius, bet negalėjo pakeisti žmonių įpročio ir tradicijos. Kaip ir prieš tai, audros metu, žvejų žmonos skubėjo į senąją girią, kad galėtų palikti ten kryželį iš dviejų tarpusavyje surištų sausų šakelių - dovaną gamtos valdovams, mainais už vyrų sugrąžinimą į krantą.

Steniant amžiams, smėlis užpustė girią, bet žmonių atmintis išsaugojo šią stebuklingą vietą. Iš nepatikrintų šaltinių žinomas faktas, kad moteris, palikusi šioje vietoje savo rankomis padarytą mažą medinį kryželį, įgis ramybę ir dvasios tvirtumą, išsilaisvins nuo piktos akies, ir jeigu vadovausis vien tik gera valia, ji gali prašyti ir gauti atleidimą sielų tų žmonių, kuriuos kažkada nuskriaudė, ir kurie mus jau paliko.

Kalbama, kad kryželį, pastatytą pačiomis palankiausiomis - 1, 6 ir 12 mėnulio dienomis, reikia daryti iš medžio, išmesto jūros. Tada jo jėga bus didžiausia.

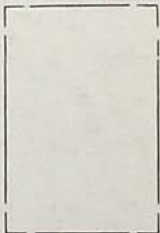
Laikoma, kad negalima ateiti čia, turint su savimi ką nors metalinio.

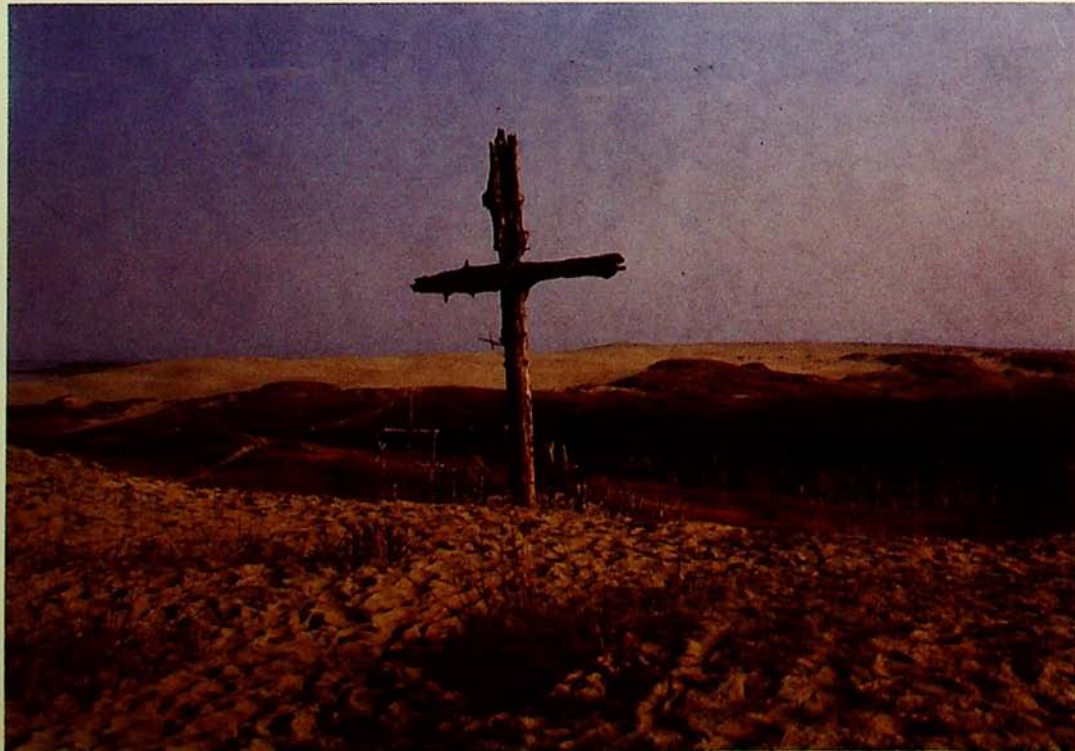
Įdomi ypatybė ta, kad vyrams buvimas šioje vietoje nedaro jokio poveikio.

Moteris, joku būdu, niekam neturi sakyti, kad ji pastatė čia savo kryželį ar ruošiasi tai padaryti - priešingu atveju įvyks nelaimė.* Gali būti, kaip tik todėl vietiniai gyventojai arba vengia kalbėti šia tema, arba visais būdais stengiasi suklaidinti klausinėjančią.

Medžiagą surinko ir paruošė LE-ZA.

* Vienas iš dviejų žinomų patikimų būdų sušvelninti ar netgi išvengti jos reikalauja surasti anksčiau pastatytą kryželį ir sudeginti jį savo namų židinyje.





Oft werfen uns Legenden, die Splitter des realen Lebens, Rätsel auf, die Lösungen deren uns unklar sind oder gar nicht existieren.

Widerspruchsvoll sind Sagen über die Stelle, wo am Hang der Sanddüne, Parnida genannt, im Jahre 1990 ein Holzkreuz gebaut wurde.

Laut einer Überlieferung gründete da vor urlanger Zeit ein heiliger Hain, wo Kurschen-Heiden ihren altertümlichen Göttern geopfert haben, indem sie um Wohlstand und Hilfe im Elend flehten.

Das Christentum milderte die Sitten, konnte aber Angewohnheit und Tradition nicht ändern, nach wie vor eilten die Frischersfrauen während des Sturms nach dem alten Hain, um dort ein Kreuzchen aus zwei gebundenen trockenen Zweigen liegenzulassen - eine Gabe Göttern der Natur im Austausch gegen Rückkehr der Männer.

Jahr um Jahr wurde der Hain sandbestreut, aber die Erinnerung vom Wunderort blieb. Aus den Urquellen ist die Tatsache bekannt, dass wenn

7
die durch die Staketen schau Mittagstillen und heiße Sommerluft
wehen mich an und tragen den Duft .

herbsüßer Blütensträucher ins weite Land
und ich decke. Geblendet über die Augen die Hand.

Aber dort unten ziehn sich
dichtbuschige--hohe Wände tiefschattig zum "Ufergelände
und da steh ich auch schon am Ufersaum-..

über mir geht -ein Raunen von Baum zu Baum.
O' ihr gewaltigen Weiden, Schirmherrn im Heimatland,
immer wieder stehe ich von eurer Schönheit. gebannt. .

... . .

Was raunt ihr Gewaltigen? Es hebt sich der Wind,
im silbrigflimmernden Laub ein Wogen beginnt
Warst du, Weide, in grauer Vorzeit ein heiliger Baum,
herrschtest du noch voll Hoheit in meinem Heimatraum

Wieder wechselt das Bild:

später Tagesschein hüllet die Umwelt in eignen. Zauber ein.

Goldne Wolken ziehn an der Himmelwand,
der Strom darunter, ein dunkelblaues. Band, -- -
da treiben sie hin, tiefgehend durch ihre Lasten,
die Boidacks mit leuchtenden Segeln und Mast
Auf leuchtet - auch die hohe Wipfelwand drüben in Atmathkrant.

Doch schwindet das Licht --

der Abend graut, und das Auge landeinwärts schaut, .
dorthin wo die Sonne versank hinter der schmalen Wolkenbank.,
Am Horizont, in verschwimmender Ferne, flimmern fett gut, wie
blasse Sterne,,
die Leuchtfeuer von Nehrung und Haffesrand, und wie als Kind
steh ich gebannt

und zähle bis sieben --so lang war das blinken stets fortgeblieben

vom: Niddner Leuchtturm, am fernen Dünenwald, -

Votr. Kur. Nehrung

ich zähle und warte -- und .warte . .
da trifft es mich kalt.

War's der Nebel, der aufstieg aus feuchtem Wiesengrund?
Dunkel ist es in weiter Rund. Nirgends ein Sternlein am Himmel
steht,

und ich. falte die Hände zum Gebet:

Steig auf, heller Morgen!

Herrgott, gib uns den Tag zurück:, der dort unser war!

Wende das herbe Geschick, heimatentwurzelt zu sein!

Morgenrot, künde den Tag

Wir harren dein.

108

Die Kurische Nehrung

Von der Entstehung, der Geschichte,

von den Bewohnern und der einzigartigen Schönheit dieses besonderen Gebietes

unserer ostpreußischen Heimat erzählt uns

MARGARETE KUDNIG





INHALTSVERZEICHNIS

Einführung	3
Die Entstehung der Nehrung	4
Die Geschichte der Nehrung	6
Die Bevölkerung der Nehrung	9
Die Schönheiten der Nehrung	13
Abschied von der Nehrung	19
Sagen und Geschichten	19
Alte Sprüche und Lieder	23
Nehrungsdichtung	23
Die Kurische Nehrung — heute	30
Die Nehrung in Zahlen	34
Liedvorschläge	35
Bildnachweis	35
Verlagsangaben	35

Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur
Geänderter Nachdruck 1983

Die Kurische Nehrung

„Du bist Orplid, mein Land,
das ferne leuchtet,
es dampfet dein besonner Strand
in Nebeln, die der Götter Wange feuchtet.“

Einführung

So viel auch über die Kurische Nehrung gesagt und gesungen worden ist, es scheint, als rührten gerade diese Mörike-Verse am tiefsten an den geheimen Zauber, den diese Landschaft ausstrahlt. Vielleicht ist es, weil uns hier die Natur in ihrer ganzen Unberührtheit begegnet, weil dieser Streifen Land zwischen Haff und See heute wie vor tausend Jahren denselben Gesetzen der Verwandlung unterworfen ist und weil das Werden und Vergehen, der ewige Kampf im brandenden Meer, im wehenden Wind und im rinnenden Sand uns ein Sinnbild des eigenen Lebens sein könnte.

Ich bin ein Höhenzug,
der geht nach Norden weit.
Bug folgt auf Bug.
Ich bin ein Weheflug;
nach West und Ost breit

schwebt mein Gespreit.
Was Meer im Winde trug,
donnernd aus Rädern schlug,
bin ich . . . Unendlichkeit —

Walter Heymann

Wilhelm von Humboldt, der große Gelehrte, hat einmal den wohl jedem Ostpreußen bekannten Ausspruch getan: „Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut als Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“ Dabei hat er die Nehrung nur auf einer herbstlichen Wagenfahrt kennengelernt. „24 Stunden lang, einen Tag und eine mondhele Nacht, immer am Seestrand entlang, immer mit einem Rade im Wasser“, wie er schreibt, im Jahre 1809, als die Nehrung am ödesten war, als die Düne die ersten Spuren aus der Vorzeit wieder freigab und neue Dörfer zu vernichten drohte. Und trotz dieser kurzen Begegnung wollte Humboldt, dem die Herrlichkeiten aller Welt bekannt waren, dieses Bild in seiner Seele nicht missen. Wie sollten wir, die wir das Glück hatten, die Nehrung zu jeder Jahres- und zu jeder Tageszeit zu erleben, sie je vergessen. Wie sollten die jungen Menschen von heute, denen wir nur davon erzählen oder ihnen die alten Bilder zeigen können, wie sollten sie nicht danach trachten, diese Bilder in sich zu vertiefen, damit auch sie dieses wunderbaren Erlebnisses teilhaftig werden und Kräfte schöpfen können aus dem Gedanken der Unzerstörbarkeit allen Lebens.

DÜNE IM LICHT

Gerhard Lietz, Memel

Schließ die Augen. Nun flirren im Licht
die weißen Dünen, der wehende Sand,
die grüne See und der endlose Strand.
Schließ die Augen, doch weine nicht.

Atme leise. Spürst du den Duft
von Wasser und Fisch, von Teer und
von Tang,

von Kiefern und Schleierkraut hinter
dem Hang?

Atme leise die Heimatluft.

Lauschel Hör, wie die Möwe schreit
Der Strandhafer sirrt, und der Elch
platscht im Sumpf,
und ewig die Brandung, bebend und
dumppf.

Lausche in die Vergangenheit.
Schließ die Augen. Heiß flimmert das
Licht.
Sehnsucht brennt tiefer, am tiefsten
brennt
die Treue, die sich wie damals bekennt.
Gib sie weiter und weine nicht.

(Entnommen dem alljährlich erscheinenden Memelland-
Kalender, Verlag F. W. Siebert, Oldenburg i. O.)

Die Entstehung der Nehrung

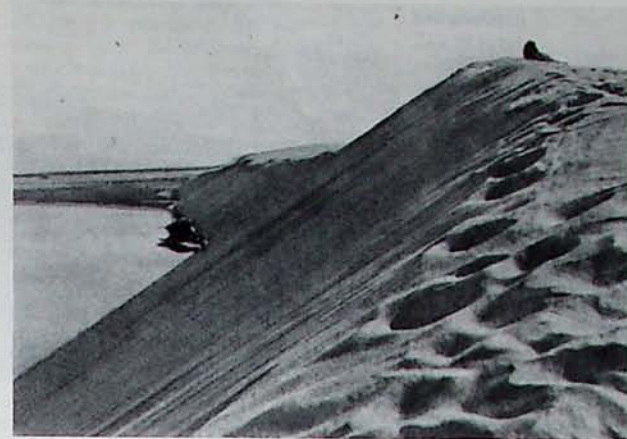
Wenn man beim Wandern über die Nehrung auch meinen könnte, sie wäre nur aus Sand gebaut und wäre schon seit Ewigkeiten so gewesen, so sind die Dünen selbst doch, erdgeschichtlich gesehen, jüngeren Datums, aus der Steinzeit, etwa 5000 Jahre v. Chr. Der Sockel aber, auf dem sie ruhen und der noch in den fruchtbaren Äckern um Rossitten zutage tritt, reicht bis ins Diluvium zurück. Das sind wohl eine Million Jahre, während das sogenannte Eocän, das Zeitalter der Bernsteinwälder, noch um das 10- und 20fache ferner liegt. Infolge einer langsamen Senkung, wie man sie ja auch heute noch an vielen Meeresküsten beobachtet, wurde das ganze Festland vom Samland bis zu den Memeler Höhen überflutet. Aus dieser Periode stammen auch die Bernsteinablagerungen, die man später vor allem im Haffgrund bei Schwarzort gefunden hat.

Begünstigt durch die Meeresströmung, die gewaltige Sandmassen vom Samland herantransportierte, bauten sich dann auf dem flachen Meeresboden und um die nicht überfluteten Diluvialreste von Rossitten, Cranz und Sarkau langsam die Dünenketten auf, während durch die Schlammablagerungen der Memel das Flußdelta sich immer weiter vorverlegte und der Salzgehalt des Haffs verringert wurde. Wie bei der Ostfriesischen Inselgruppe bestanden auch hier zuerst einzelne Inseln. Die natürlichen Dünendurchbrüche zeugen noch heute davon, z. B. der „Kolk“ bei Sarkau und die dicht hinter Cranz gelegene schmalste und auch niedrigste Stelle der Nehrung, wo noch zu unserer Zeit eine Überflutung befürchtet wurde. Die klimatischen Verhältnisse und die interessante Tatsache, daß die anscheinend so trockene Düne schon in 1—1½ m Tiefe sehr wasserhaltig ist, begünstigte die Entwicklung einer starken Vegetation. Allerdings haben erneute Senkungen und neue Versandungen den starken Baumbestand immer wieder zerstört. Man hat auf der Nehrung stellenweise vier verschiedene alte Waldböden festgestellt, durch Sandschichten voneinander getrennt. Vor allem aber hat man vor der Seeküste Reste von untergegangenen Wäldern gefunden, die wie unheimliche stumme und doch beredte Zeugen aus der Brandung herausragen.

Vorgeschichtlichen Funden nach bestanden die ältesten Wälder aus 50 Prozent Eichen, 40 Prozent Kiefern, 6 Prozent Linden und hatten Bäume von 1—1½ m Durchmesser. Es muß sich also um einen Mischwald von großer Schönheit gehandelt haben. Später gewannen die Kiefern immer mehr die Oberhand, wie wir noch

aus den alten Wäldern bei Sarkau, Nidden und Schwarzort erkennen können. Schon die Ordensritter haben dort große Holzmengen schlagen lassen für ihre vielen Burgen und ließen Teerbrennereien und Köhlereien anlegen. Andererseits war man sich auch damals schon bewußt, welche Bedeutung der Wald als Schutz gegen den treibenden Sand hatte. So wurde der Sarkauer Wald schon 1624 zum Hegewald erklärt, und in allen Schriften findet man immer wieder die Verwarnung, daß man das Holz „nicht hart an der Neringe, sondern an denen Orten, die es uns nicht Schaden gibt“ holen solle.

Es mögen vielerlei Gründe zusammen dazu geführt haben, daß ab Mitte des 18. Jahrhunderts die Versandung immer schneller vorschritt: wiederholte Waldbrände, große Sturmfluten und als letztes die durchgreifenden Abholzungen durch die Russen in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges. Alten Chroniken nach blieben in dem Rossitter Forst von 17 000 Morgen Wald nur noch 380 Morgen übrig! Da war der Vormarsch der Dünen, der durchschnittlich mit 5—8 Metern jährlich errechnet worden ist, in seiner gigantischen Größe und seiner schweigenden Unerbittlichkeit nicht mehr aufzuhalten. Der langsame Untergang von sieben blühenden Nehrungsdörfern gehört zu den erschütterndsten Ereignissen jener Zeit.



An der
Hohen Düne
bei Nidden

„Weile, o Wanderer, hier und schaue die Hand der Zerstörung!
Wenige Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten
und ein friedlich Dorf mit seligen Wohnern und Hütten,
lief vom Walde herab bis zu des Meeres Gestade.
Aber anjetzt, was siehst du? Nur bloßen Boden und Sand.
Wo ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden Gärten?
Neben dem Wald im Dunkel und Grau'n vieljähriger Eichen
stand die Kirche des Dorfes, geziert nach älterem Volksbrauch,
rings von Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.
Sieh, dort ragt eine Spitze hervor, gerötet vom Spätlicht!
Hier versank die Kapelle, doch rettete man die Geräte und den heiligen Altar. —
Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,
weist die Stätte ihm noch, wo seine Väter gewandelt.
Tief versank ihr Gebein, und droben grünet kein Frühling.“

(Aus „Das versunkene Dorf“ von Ludwig Rhesa, Prof. der Theologie
in Königsberg, geb. 1776 in Karweiten, das 1797 völlig versandete.)

Obwohl schon Friedrich II. die ersten Anordnungen traf zur Neubepflanzung, konnte doch erst im neuen Jahrhundert mit durchgreifenden Maßnahmen zur Bekämpfung des Flugsandes begonnen werden. In mühevoller, ungeheuer kostspieliger, zum Teil von Staatsgefangenen ausgeführter Arbeit wurde durch das Stecken von Reisig das Anwachsen und durch Pflanzen von Strandhafer die Befestigung einer Vordüne am Seestrand gefördert und dadurch dem Flugsand der erste Einhalt geboten. Dahinter wurde dann die sogenannte Plantage angelegt, dichter Mischwald aus Birken, Erlen und Weiden, noch heute die Freude aller Nahrungswanderer. Besonders schwer war der Kampf gegen die Wanderdüne. In regelmäßigen Karrees wurden Buschzäune gesteckt und der Sand mit Reisig bedeckt, bevor darin mit etwas Lehmbeigabe die jungen Bergkiefern eingesetzt werden konnten. In ihrem niedrigen, weitverzweigten Wuchs bedeckten sie langsam die ruhelose Düne und zwangen sie in ihren Bann. So entwickelte sich mit der Zeit das Bild der Nehrung, wie wir es gekannt haben: zwischen der brandenden See und dem schimmernden Haff das gewaltige Naturwunder der Wanderdünen, und unter dem grüngoldnen Samtteppich der Bergkiefern die bewaldeten Höhen, in deren Schutz die Nehrungsbewohner beruhigt leben konnten.

Bepflanzung
Der Dünen



Die Geschichte der Nehrung

Es scheint erstaunlich, daß ein so armes und abgelegenes Land verhältnismäßig früh besiedelt war. Die Lage zwischen den zwei großen Wassern, vor allem am fischreichen Haff, die Lage auch zwischen dem östlichen und westlichen Europa mag dazu geführt haben. Als erstes Zeichen menschlichen Wirkens fand man in den unterseeischen Wäldern von Rossitten eine bearbeitete Rentierstange, die von den Forschern auf etwa 10 000 Jahre geschätzt wurde. Aus der jüngeren Steinzeit, also etwa 4000—5000 Jahre v. Chr., haben sich dann viele Überreste menschlicher Kultur gefunden, Trümmer von Steininstrumenten, Knochengewand, Bernstein Schmuck und Scherben von besonders großen Urnen mit Schnurornamenten, so außerordentlich reichhaltig und übersichtlich wie sonst nirgends in Norddeutschland. Sie beweisen, wie Professor Bezzenberger sagt, „daß die Kurische Nehrung von einer relativ zahlreichen, seßhaften und verhältnismäßig wohl situierten Bevölkerung bewohnt war.“ Die ersten historischen Überlieferungen stammen aus dem 13. Jahrhundert, als die Ordensritter von diesem Land Besitz ergriffen. Da taucht auch die erste dokumentarische Bezeichnung als „neria curoniensis“ auf, wohl im Gegensatz zu der einfach als „neria“ bezeichneten Frischen Nehrung. Durch die anhaltenden Kriege zwischen dem Orden und den Litauern wurde die Nehrung, so weg- und steglos sie war, zu einer vielbenutzten Heerstraße. Ja, sogar zwei Burgen wurden gebaut, Neuhaus bei Cranz und das Schloß Rossitten, das

E. T. A. Hoffmann zum Schauplatz seiner phantastischen Erzählung „Das Majorat“ machte. Es mag eine unruhige Zeit gewesen sein, denn den Kirchenbüchern nach hat sich die Bevölkerung damals bedeutend verringert, aus Furcht vor den ewigen Kriegshändeln, die nicht einmal im Winter ein Ende fanden. Noch verheerender hat sich die Pest ausgewirkt, die im Jahre 1709 besonders im nördlichen Teil herrschte und das Fischerdorf Nidden völlig verödet haben soll.

DIE FRAUEN VON NIDDEN

Die Frauen von Nidden standen am Strand,
Über spähenden Augen die braune Hand
Und die Böte nahten in wilder Hast,
Schwarze Wimpel flogen zügelnd am Mast.
Die Männer banden die Kähne fest
Und schrieten: „Drüben wütet die Pest!
In der Niederung von Heydekrug bis Schaaken
Gehen die Leute in Trauerlaken!“
Da sprachen die Frauen: „Es hat nicht Not,
Vor unsrer Türe lauert der Tod,
Jeden Tag, den uns Gott gegeben,
Müssen wir ringen um unser Leben.
Die wandernde Düne ist Leides genug,
Gott wird uns verschonen, der uns schlug!“ —
Doch die Pest ist des Nachts gekommen
Mit den Elchen über das Haff geschwommen.
Drei Tage lang, drei Nächte lang
Wimmernd im Kirchstuhl die Glocke klang;
Am vierten Morgen schrill und jach
Ihre Stimme im Leide brach.
Und in dem Dorfe, aus Kate und Haus,
Sieben Frauen schritten heraus,
Sie schritten barfuß und tief gebückt
In schwarzen Kleidern buntgestickt.
Sie klonnen die steile Düne hinan,
Schuh und Strümpfe legten sie an,
Und sie sprachen: „Düne, wir sieben
Sind allein noch übriggeblieben.
Kein Tischler lebt, der den Sarg uns schreint,
Nicht Sohn, noch Enkel, der uns beweint.
Kein Pfarrer mehr, uns den Kelch zu geben,
Nicht Knecht noch Magd ist mehr unten am Leben,
Nun, weiße Düne, gib wohl acht:
Tür und Tor ist dir aufgemacht,
In unsre Stuben wirst du gehn,
Herd und Hof und Schober verwehn.
Gott vergaß uns, er ließ uns verderben,
Sein verödetes Haus sollst du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, —
Nun, Mütterchen, komm uns zu begraben!
Schlage uns still ins Leichentuch,
Du unser Segen, einst unser Fluch. —
Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh“ —
— Und die Düne kam und deckte sie zu.

Agnes Miegel

(Entnommen aus Agnes Miegel, Gesammelte Gedichte,
Eugen Diederichs Verlag.)

So ist die Nehrung immer in das große Weltgeschehen mit hineingezogen worden. In der Schule lernen wir schon, wie der Große Kurfürst von Brandenburg die Schweden über das vereiste Haff verfolgte, wir wissen von den Kurieren des Zaren, die die Nehrung als Poststraße benutzten, und wir wissen auch von der beschwerlichen, traurigen, winterlichen Fahrt der Königin Luise, als sie nach Memel flüchten mußte. Manche Erinnerungen an jene Zeit findet man noch erhalten, die drei „Luisen-Pfähle“ an der Straße, wo man rastete, und im Dorfkrug von Nidden die sagenhafte Fensterscheibe, in die sie mit dem Diamanten ihres Ringes den Goethevers eingeritzt haben soll:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
wer nie in kummervollen Nächten
auf seinem Bette weinend saß,
der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an trat die Nehrung durch die neuen Kultivierungsarbeiten und vor allem durch die geologischen und vorgeschichtlichen Forschungen immer mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Auf die gründlichen Untersuchungen und Beobachtungen von dem Bergrat Dr. Berendt, von dem Geologen Hess von Wichdorff, von dem Sprachwissenschaftler Professor Bezzenberger und dem Altertumsforscher Tischler stützt sich alles, was wir jetzt noch von der Nehrung wissen. Das waren die friedlichen Jahre, wo der Kampf des Menschen gegen den treibenden Sand langsam zur Ruhe kam, wo die Menschen in der freien Natur bedeutete, und wo den Menschen auch die Augen aufgingen für die seltsame und wunderbare Schönheit dieser Landschaft.

Doch von neuem fielen die Schatten des Krieges auf das Land. Wieder hasteten über die Nehrungsstraße flüchtende Menschen, die das brennende Memel im Winter 1915 verließen und in den Wäldern von Schwarzort Zuflucht suchten. Und es kamen die Jahre der litauischen Besetzung, gleich schmerzlich und schwer für alle, die auf der Nehrung lebten und für die, die sie liebten. Und es kamen die Tage der höchsten Not, als in den Wintermonaten 1945 die Nehrung noch einmal zur großen Heerstraße wurde wie in alter Zeit. Rückzugstraße einer geschlagenen Armee und Fluchtweg einer zu bitterer Armut verdamnten Bevölkerung, die doch an diesem Stückchen Erde hing mit ihrer ganzen Seele, mit ihrem ganzen Herzen und Gemüt.

Der Frost biß wie ein Wolf. Fast dreißig Grad —
und fußhoch Schnee, der alles Leben lähmte.
Gestalten, deren sich die Sonne schämte,
auf allen Wegen und auf dem kleinsten Pfad.

Gehetzte, Todesschatten im Gesicht,
die blindlings vor dem nahenden Feinde rannten,
wie wenn sie innerlich vor Qual verbrannten,
die Augen flackernd wie im Wind ein Licht.

Die Leichen häuften sich an diesem Strom.
Getier und Menschen lagen eng im Tod beisammen.
Und über allem dunkelrote Flammen:
Brandfackeln in der Heimat heiligem Dom!

Aus „Flucht und Einkehr“ von Fritz Kudnig

Kartoffel-
und Fischverkauf
im Hafen
von Nidden



Die Bevölkerung der Nehrung

Wer die Nehrungsmenschen gekannt hat, wird ihr Bild und Wesen nicht so leicht vergessen: meist große, kräftige, gesunde Gestalten, die Männer bärenstark, braunverbrannt und wetterhart, die Frauen mit feinen, stillen Gesichtern und tiefgründigen Augen, aus denen manch geheime Sorge, manch stummes Leid und stille Ergebenheit sprach. Und doch waren sie alle irgendwie erfüllt von einer großen Freude am Leben. Den Fremden gegenüber waren sie gastfrei und aufgeschlossen und ohne Scheu. Wenn auch Bezzenberger feststellte, daß man die Sangeslust des litauischen Volkes vergeblich auf der Nehrung suche, und dies mit dem schweren Kampf ums Dasein erklärte, so haben wir uns doch oft genug an den hellen Stimmen der Mädchen erfreut, wenn sie in ihren alten, kleidsamen Trachten über die Dorfstraße schlenderten und die schönen litauischen Dainos sangen. Oder Sommergäste und Fischerwirte saßen in den Abendstunden friedlich beisammen vor der Tür, und zu dem gemütlichen Schifferklavier erklangen die altbekannten, oft ein wenig wehmütigen Fischerweisen.

Natürlich waren die Nehrunger fast alle untereinander verwandt; die Namen Toll und Gulbis, Schekahn, Pietsch, Rhasas und Blode, und wie sie alle heißen mögen, waren in jedem Ort meist mehrfach vertreten. Von Amts wegen wurden sie numeriert, aber im nachbarlichen Leben waren sie durch treffende Spitznamen wohl zu unterscheiden. Der „Afrikaner“ oder der „Bong“ (weil er französisch sprach), der „Schalli“ oder der „Cognac“, sie werden ihren Namen behalten, ob sie nun unter der Erde liegen oder irgendwo ein neues Leben begannen. —

Der Abstammung nach waren die Nehrunger zumeist Deutsche und im nördlichen Teil Litauer. Dazu gab es noch Reste des alten, von den Letten abstammenden Kurenvolkes. Die kurische Sprache hatte sich bei den alten Fischern noch bis in die letzte Zeit erhalten; sie hatte einen seltsam geheimnisvollen Klang und wird nun wohl leider bald ganz vergessen sein. Die Christianisierung ist verhältnismäßig spät zu der abgelegenen Nehrung gedungen und vor allem sehr spät wahrhaft in die Herzen der Nehrunger eingedrungen. Sonst hätten sich nicht die Spuren alten Heidentums bis in das 18. Jahrhundert erhalten. Um diese Zeit wird noch von Opferfeuern berichtet, die im geheimen von einem „Weideler“, das ist ein Zauberer, auf den Dünen angezündet wurden, um den treibenden Sand

zum Stillstand zu bringen. Und was man tun mußte, um die Fische zu behexen und ins Netz zu bringen, das wußten die Weideler auch. Die Pfarrer hatten daher oft keinen leichten Stand, abgesehen davon, daß sie von einem Ort aus meist drei Dörfer versorgen mußten. Als die große Versandung begann, haben die Nehrunger unermüdlich um ihre Gotteshäuser gekämpft, bis sie das Gebälk abbrachen und an einem anderen Ort wieder aufbauten, unerschütterlich in ihrem Vertrauen und ihrer Lebenskraft. So waren sie denn auch von einer tiefen, schlichten Frömmigkeit. Ihr feierlicher Kirchgang, ihre Liebe zu den alten Bräuchen, ihre Sorge um ihre Toten und ihre stille Dankbarkeit, wenn sie einen Ertrunkenen doch noch in geweihter Erde bestatten konnten, zeugen davon. Nicht zuletzt auch die Sinnsprüche, die man in den Bug ihrer Kähne eingeschnitzt fand: „In Gottes Hut — da fährt sich's gut!“ oder „De salten See, de nimmt, wat se hett gewen — de gode Gott givt, wat he nimmt“.

LITAUER FISCHERFRIEDEN

Große schwarze Netze schweben
vor den Hütten um den Hafn.
Kähne ohne Segel heben
sich und senken sich und schlafen.
Sonntag heiligt. Jesu Christ
fischt heut Seelen fromm.
Der du bei den Fischern bist,
wenn sie beten, komm!

Die am Alltag oft mit Fluchen
sich zu Garn und Steuer wenden,
weither heute, ihn zu suchen,
schwarz Gesangbuch in den Händen
— schon seit gestern abend still —
kommen sie durchs Land,
wie auch Wind sie halten will
und der weite Sand.

Walther Heymann

Die Fischerei, ja um die Fischerei drehte sich alles auf der Nehrung, auch wenn es im Sommer manchmal so schien, als wäre der Kurgast das Wichtigste. Gewiß, schon im Frühjahr wurden die besten Räume für die Gäste instand gesetzt und die Fischerfamilie selbst verkroch sich in die unmöglichsten Ecken, oben auf der „Lucht“ und wo nur eben eine Lagerstätte aufgeschlagen werden konnte. Das schwere Tagwerk aber ging trotzdem weiter. Es ist erstaunlich, wie weit die Nehrunger mit ihren offenen, verhältnismäßig kleinen, aber sehr tüchtigen Booten auf See hinausfahren, um Flundern, Steinbutt, Dorsch und auch Lachs zu fischen. Wie häufig der Lachs früher in den Ostseegewässern vorgekommen ist, kennzeichnet ein Hinweis in alten Büchern, wonach das Gesinde verlangte, nicht häufiger als zweimal wöchentlich Lachs essen zu müssen!

Während in Schwarzort hauptsächlich mit Stellnetzen, den Reusen oder Aalwentern gearbeitet wurde (man sah immer wieder die langen Stangen aus dem Haffwasser ragen), betrieben die Fischer von Nidden und Pikkoppen hauptsächlich die Kurenfischerei. In langer Reihe sah man die stattliche Flottille durch das Wasser pflügen, zwischen zwei Kähnen immer das große Schleppnetz, Kurre genannt. Daß jeder Kahn an der Mastspitze einen selbstgeschnitzten, buntbemalten Holzwimpel trug mit dem Zeichen seines Heimathafens und vielerlei Figuren und Gestalten, gab den Kurischen Kähnen immer eine besondere Eigenart, und sie sind schon allein deswegen so viel gemalt und fotografiert worden. Von der größten Bedeutung im Erwerbsleben der Fischer aber war die bei den steifen Winden und der bitteren Kälte so sehr beschwerliche und bei dem brüchigem Eis um die Schacktarzeit auch sehr gefährvolle Eisfischerei, eine ausgesprochene Gemeinschaftsarbeit. Auf kleinen Schlitten mit der langen Deichsel als Sicherung bei Einbrüchen wurde oft kilometerweit aufs Haff hinausgefahren. Mit Eisäxten wurde eine große Wuhne geschlagen und das Zugnetz eingelassen, das dann an langen Stangen von kleinen Löchern aus unter der Eisdecke immer weiter geschoben werden mußte bis zur

„Holung“, wo das schwere Netz mit einer Winde mühsam herausgeholt wurde. Dort warteten meist schon die Händler, die „Kupscheller“, die in ihren Schlitten oft in abenteuerlicher Fahrt herbeigebraust kamen, um als erste das beste Geschäft zu machen. Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag waren die Fischer so auf dem Eis, nur geschützt durch ein aufgespanntes Windsegel, durch eine entsprechend warme Kleidung (sie sahen alle aus wie die Urweltmenschen!) und durch einen kräftigen Schluck aus dem mächtigen Schnapskrug. Der gehörte dazu. Auch die Pferdchen mußten solange aushalten. Kein Wunder, daß man auf der Nehrung stets gut gepflegte, widerstandsfähige Pferde hielt, die man in den Sommermonaten frei in den Wäldern herumlaufen ließ, zur Verwunderung mancher Gäste und gar manches Mal mit einem Elch verwechselt! „Pferde holen“, das war ein besonderer Sport, und es gab wohl kein Fischerkind, Junge oder Mädel, das nicht auf einem bloßen Pferderücken mit großem Geschick zu reiten verstand. Auch die Fischräucherei wurde eifrig betrieben, hauptsächlich Flundern und die ebenso köstlichen und fettriendenden Aale. In kleinen, verdeckten Gruben schwelten



Fischer
beim Netzetrocknen
Nidden

die „Schischken“, die Kienäpfel des Waldes, und daneben saßen dann die alten Fischerfrauen mit ihrem Strickzeug, um den Rauch zu beaufsichtigen. All dieses, der feine, etwas beißende Qualm aus den Räuchergruben, die ziehenden Segel am Horizont, die ruhenden Boote im Hafn, die trocknenden Netze im Wind, der sein Garn flickende alte Fischer vor der Tür und die bereiften, erstarrten, vom Haff heimkehrenden Fischer, all dieses gab den Nehrungsdörfern ihr eigentliches Gepräge und schloß die ganze Romantik, aber auch die ganze Härte eines Fischerlebens in sich ein.

Natürlich war auch ein großer Teil der Bevölkerung bei den umfangreichen Waldarbeiten und bei der immer wieder notwendigen Dünenbefestigung eingesetzt. Eingesessene Bootsbauer hat es auf der Nehrung kaum gegeben, sie kamen von der anderen Seite des Haffs herüber, und die Taufe eines festlich bekränzten neuen Kahns war dann immer ein großes Volksfest, bei dem das Begießen mit Wasser eine ganz große Rolle spielte.

Trocknen
der frischen
Flundern



HEIMKEHRENDE FISCHER

Der Morgen zieht die letzten Nebel von Haff und grünbewachs'nem Strand.
In heimatliche Buchten gleiten jetzt die Kähne, ihr Schatten fällt auf grauen

Der schwere Schritt der Fischer stampft den Weg ins Dorf. Es riecht nach Tran
und Teer,
von Netzen und von Fischen ist der Rücken krumm, und Tabakrauch zerflattert
hinterher.

Wie ihre Kähne knorrig und zerfurcht, in tausend Stürmen todgefeit,
vertraut den Wellen und dem Wind, sind sie ganz ohne Alter, ohne Zeit.
mit hellem Schrei und weißem Flug begleiten Möwen sie ins Dorf, wo schon der
Tag beginnt,
und aus den Ställen drängt das Vieh.

Hanns Müller:
gefallen im Kampf um die Heimat.

NEHRUNGSFISCHER

Ihn beugt kein Schicksal, weil das harte Land
den Glauben in ihm wundersam genährt;
stets bleibt er durch die Pflicht in sich gekehrt,
weil er den Sinn des eignen Lebens fand.
Er kennt den Kampf, die Not und die Gefahr
und hat sich nie ergeben und empört;
er hat in frohem Zwang nie aufgehört
für Weib und Kind zu sorgen Jahr um Jahr.
Er sieht die Sternensaat, die ihn erhellt,
und spürt den Sturm, der an die Segel schlägt.
Doch wenn er seinen Blick zum Himmel trägt,
sind Nacht und Erde seine feste Welt.

Rudolf Thurau
gefallen im Kampf um die Heimat.

Die Schönheiten der Nehrung

Es ist gleich, ob man auf den weißen Dampfern des Haffs den Gestaden seiner
Sehnsucht entgegenfuhr, ob man auf flinken Rädern über die im Jahre 1904 fertig-
gestellte neue Poststraße entlang sauste oder ob man auf Schusters Rappen die
100 km von Cranz bis zur Süderspitze hinauf tippelte, immer stand man von
neuem unter dem Eindruck dieser setsamen Landschaft. Nur Autofahren durfte
man auf der Nehrung nicht, und das war gut so. Von Cranz bis weit hinter Sarkau,
dem Ort der fetten Flundern, geht es oft an der hohen Küste entlang, durch alten,
feierlichen Nehrungswald. Man steigt zum Seestrand hinunter und freut sich an
dem ewigen Spiel der Wellen, dem Toben der Brandung und den glitzernden
Bernsteinstückchen, die oft wie eine feine Kette die Flutlinie umsäumten. Man geht
über die Vordüne und wandert die „Palwe“ entlang, eine weite Ebene mit kurzem
Gras bewachsen und vereinzelt Gebüsch. Man staunt über das weitverzweigte
Wurzelwerk des Strandhafers, der gerade darum der Versandung so gut wider-
stehen kann, weil sich in den Knoten des Schaftes immer neue Wurzeln bilden,
so daß die Pflanze mit dem steigenden Sande wächst. Man erfreut sich an der
kleinen Welt der zarten Nehrungsblumen, Thymian, Leinkraut, Strandveilchen und
Meersenf, und findet vielleicht auch Königskerzen und die zartgegliederte, blau-
schimmernde Stranddistel, auch sie ist ein kleines Wunder der Nehrung, das unter
Naturschutz steht. Man überquert die durch Baumwuchs geschützte Poststraße und
kommt in das sogenannte Kupstengebiet. „Kupsten“, das sind kleine Sandhügel.
Weidenbusch geschützt und ringsherum durch ewigen Wind zu bizarren Formen
ausgeblasen. Man steigt auf den sanft geneigten Dünenhang empor, seltsam fest



Nidden, Fischerhäuser

ist der Sand unter den Füßen, aber im Sturm treffen uns die fliegenden Quarzkörner wie feine Nadelspitzen. Wie eine flatternde Fahne sieht man dann den Sand hochsteigen, „die Düne raucht“, sagen die Fischer, und die Dichter sprechen von der Düne weißblondem Haar, das im Winde weht. Manche Dünenberge sind in sich gesättigt, breit und rund gewölbt, manche aber, die Sturzdünen, brechen mit scharfem Grat zum Haffufer ab, und an ihren Hängen sieht man in ewiger Bewegung das Rieseln des Sandes, das in Jahrtausenden das Wandern der Dünen bewirkt.

Haff, Himmel und Meer umarmen ein Land,
weltabgewandt — seine Wege sind schwer.
Ewig bedroht ringt hier das Leben mit rauhen Gewalten,
flüchtet vorm Tod, um sich dann wieder verjüngt zu gestalten.
O Sommertage: Träumerisch Wandern von Strand zu Strand,
weitschauend Rasten im goldlichten Sand . . .
Gleich einer Sage leuchtest du heute mir, seltsames Land.

Aus „Kurische Nehrung“ von Walter Scheffler.

Durch den ungeheuren Druck der Sandmassen hervorgerufen, finden sich am Rande des Haffs dunkel getönte, mehr oder weniger breite Aufpressungen aus Mergelerde. Aber auch auf den Grundwasserstand wirkt dieser Druck sich aus, und als Folgeerscheinungen bilden sich die vielberühmten und oft berüchtigten Triebsandstellen, meist am westlichen Fuß der Dünen. Es scheint, daß mit der zunehmenden Bewaldung der Nehrung die Ausdehnung und vor allem auch die Gefährlichkeit dieser an ihrer grünlichen Färbung leicht erkennbaren Triebsandstellen abgenommen hat. Auf der 24 km langen Strecke von Sarkau bis Rossitten gibt es keine menschliche Besiedlung mehr. Früher lag hier das im Siebenjährigen Kriege zerstörte und dann versandete Dorf Lattenwalde und weiter nördlich Alt-Kunzen, das schon im Jahre 1555 eine eigene Kirche besaß, die bereits 1569 verschüttet wurde. Als die Reste des Dorfes über 100 Jahre später vom Sand überwältigt waren, gab die fortschreitende Düne die großen, vorgeschichtlichen Gräberfelder bei den Korallenbergen frei.

Auf gleicher Höhe vor Rossitten liegt die Vogelbeobachtungshütte Ulmenhorst, die gemeinsam mit dem im Dorfe befindlichen Museum der Vogelwarte von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin unterhalten und gefördert wurde. Von Ulmenhorst aus hat der Vogelprofessor Johannes Thienemann seine bedeutsamen Beobachtungen über den Vogelzug angestellt. „Zur Ehre Gottes und der Natur“ lesen wir auf dem Querbalken des Giebels. Im Weiterwandern sinnen wir den Worten nach und möchten es schon einmal erleben, wenn zur Zugzeit der ganze Himmel verdunkelt ist von den ungeheuren Vogelscharen und wenn das Blätterwerk des

HERBSTLICHE NEHRUNG

Müd' neigen Tannen zwischen Haff und See.
Auf grauen Regensaiten spielt der Wind.
Fern pfeift ein banges Elenkind.
Dicht schluchzt ein Reh.
Durch dunklen Tann das Meer mahlt Stein.
Im Haff auf trägem Boydack bellt ein Hund.
Den Mast hüllt schwer ein nasses Segel ein.
Enten und Taucher stoßen auf den Grund.
Gepeitschte Vogelheere sind auf großer Fahrt.
Kaum unter Wolken treibt und ruft ein Weih.
Ein schwarzer Schwan nur schlägt sich stolz und hart
einsam südwärts vorbei.

Alfred Brust



Haffbucht bei Nidden

Gebüsches rauscht von dem Geschwirr der durchziehenden Kleinvögel; wenn hoch oben in der blauen Luft die stolzen Raubvögel ihre Kreise ziehen, Bussarde, Sperber, Habichte, Seeadler, nicht zuletzt die schnellen, gelehrigen Falken, die schon im Mittelalter hier gejagt und gefangen wurden. Wir könnten auch dem Vogelprofessor zusehen, wie er in seiner Falkenschule das alte, edle Weidwerk zu neuen Ehren brachte, und wir könnten die „Krajebieters“ in ihren Laubhütten beobachten mit ihren Stellnetzen und Lockvögeln und könnten sehen, wie sie mit schnellem Biß in die Hirnschale die leckeren, jungen Saatkrähen auf die schnellste und schmerzloseste Weise töteten. Oder wir könnten dem Geschrei von vieltausend Vogelstimmen folgen und an den blauen Wassern des Möwenbruchs, der großen Vogelkinderstube, uns von dem wundersamen Spiel der silberweißen Schwingen bezaubern lassen.

Rossitten ist wie eine fruchtbare Insel im Meere von Sand; eine breite Mole führt weit ins Haff und bietet Raum für viele Dampfer und für viele sonnenhungrige Städter. Das Haff erreicht hier seine größte Breite (45 km) und ist selbst wie ein kleines Meer mit weiten, niedrigen Ufersänden und Tiefen bis zu 8 m, oft heimtückisch mit seinen kurzen Wellenbrechern und den wechselnden Winden, oft wie ein leuchtender blanker Spiegel, der die ganze Herrlichkeit des Himmels mit seinen Wolkenbergen widerstrahlt.

12 km von Rossitten nach Pillkopen, immer am Haffufer entlang, immer den sanften Bogen folgend, die sich in kurzen Abständen wiederholen und die im großen auch der ganzen Nehrung mit ihren verschiedenen, ins Haff vorspringenden Dünenhaken das Gepräge geben. Durch die im Winter vorherrschenden Ostwinde wird nicht nur das Wandern der Dünen ein wenig aufgehalten, sondern sie wachsen dann auch in die Höhe und ändern so immer wieder ihre an sich gleichbleibende Gestalt. Unter dem Predinberg, nach den letzten Messungen noch über die Hohe Düne von Nidden hinausgewachsen, liegt das Dorf Predin begraben (1671). Jetzt tummeln sich dort die Scharen der jungen Segelflieger, und ihre Riesenvögel fallen und

steigen und gleiten im Wind, als wären sie ein lebendiges Stück dieser Landschaft. Wenn man am Abend die bewaldete, nach dem Düneninspektor Epha benannte, letzte Düne vor Pillkopen erreicht, tut sich die ganze Schönheit der geliebten Nehrung kund. Mit einem Blick umfaßt man Haff und See, sieht in der Ferne Niddens Leuchtfeuer blitzen, das weiße Land verschimmern und unten, friedlich geborgen, ruht das Dorf. Beim Abstieg aber sind wir eingehüllt in eine Wolke von großen, zum Glück nicht stechenden Haffmücken, die, einer Rauchfahne gleich, über den niedrigen Kiefern spielen und oft so zahlreich sind, daß der ganze Ufer-saum des Haffs kilometerweit mit einer dicken Schicht der toten Insekten bedeckt ist.

Die Höhenwanderung nach Nidden ist wirklich ein Erleben, das man „in seiner Seele nicht missen möchte“. Man ist emporgetragen in eine Flut von Licht, man sieht die Schatten der ziehenden Wolken über die Kuppen der Dünen gehen, immer ein neues Farbenspiel, immer neue Formen und sich überschneidende Linien. Der Sand ist leicht gewellt vom Wind, und wo ein Sturm härteres, gröberes Gestein zum Treiben brachte, finden wir oft scharfgeschnittene, nadelspitze Sandgebilde, wie kein Künstler sie formvollendeter gestalten könnte. Bei dem hohen Wassergehalt der Luft und dem gleißenden Licht sind überraschende Luftspiegelungen möglich, echte Fata morgana, wie in einer richtigen Wüste. Kurz vor Nidden die Hohe Düne und das Tal des Schweigens. In der spärlich bewachsenen, vom Grundwasser befeuchteten Senke ward einst ein alter Friedhof, der „Pestfriedhof“, aufgedeckt, und zwischen den Hügeln, ohne einen Blick auf das Wasser oder auch nur einen Baum, war während des Ersten Weltkrieges ein Vergeltungslager für Kriegsgefangene. Jetzt zieht am Abend die heimkehrende Herde von ihren weit entfernten, oft mageren Weideplätzen durch das stille Tal, und von der Höhe glaubt man im dämmernden Licht, es wären Erde und Himmel eins geworden in unsagbarer Harmonie.

NIDDEN

Mein schönstes Dorf im weiten Erdenrund!
Wie wenn ein Gott aus leuchtender Palette,
berauscht von Farben bis zum Herzensgrund,
dich wie im Traume hingezaubert hätte,
so liegst du da, nun selbst ein Farbentraum,
daß sich des Wandrers trunkne Augen feuchten,
wenn er dich an des Waldes dunklem Saum
aufglühen sieht im Morgensonnen-Leuchten.

Fritz Kudnig

Das farbenfrohe Nidden war schon von jeher das Eldorado der Maler. In der großen Veranda von Haus Blode findet man in langen Reihen die Bilder der vielen, die sich von dieser Symphonie des Lichts begeistern ließen. Die meisten Namen — kaum sind sie alle zu nennen — haben auch heute nicht ihren guten Klang verloren: Der im Ersten Weltkrieg gefallene Maler Bischoff-Culm, Pechstein, Burmann, Birnstengl, Eulenstein, der „Elchmaler“ Kallmeyer, der in Rossitten geborene, im Kampf um Königsberg gefallene Jul Schmischke, Eduard Bischoff, der Maler und der Freund der Fischer, und Ernst Mollenhauer, der letzte Besitzer des Hauses Blode.

Sein Schwiegervater, der prächtige Hermann Blode, der Patriarch der Nehrung, der sich um die Entwicklung seines Heimatdorfes so große Verdienste erworben hat, starb noch vor dem großen Zusammenbruch, und vielleicht hat der Sand sein Grab schon verschüttet. Aber das Wort, das über dem Eingang seines Hauses stand und jeden Fremden grüßte, bleibt unvergessen wie sein Name:

„Mensch, deine Seele birgt die ganze Welt,
den ganzen Gott und all sein Wunderweben,
Denn Gott und du — ihr beide seid Leben,
das nicht einmal im Tode einst verfällt.“

Viele Künstler gehören zu den Gästen Niddens, viele Musiker, die meinten, es ließe sich das Wunder der Nehrung nur durch Töne ausdrücken, und natürlich auch viele Dichter. Der erste unter ihnen war wohl der bei Elbing geborene Ludwig Passarge, dessen Essay über die Nehrung als klassische Schilderung einer Dünenwanderung gilt, bis hin zu Thomas Mann, der sich hier ein Haus baute, bevor er Deutschland verließ. Dann folgten dem jungen, 1914 gefallenen Walther Heymann all die vielen, bekannt oder unbekannt, alle nehrungsbegeistert. Die meisten haben wohl bescheiden bei den Fischern gewohnt oder gar oben auf dem Heuboden geschlafen oder im Zelt, und zwischen den Dünen wurde das Essen selbst gekocht.

WEIDENDE ELCHE

Fährten breit im Moos! Tiefrote Kelche
feuchter Erika — ein Kiefernstumpf,
Röhricht — still! Dort weiden sie, die Elche,
abendlich besonnt im Erlensumpf.
Finster ragen sie wie Überreste
rauhem Urwalds . . . Und das Spätrot stirbt.
Wolken feiern hohe Abschiedsfeste,
und die erste Grille zaudernd zirpt.
Still! Die Elche schaukeln schon im Trabe
nach dem dunklen Waldrand ihr Geweih,
und ihr Huf dröhnt wie auf hohlem Grabe,
klagend orgelt ihres Führers Schrei.
Und sie schwanken tief im Dämmerkleide,
fern schließt sich ein goldner Wolkengang.
Und es graut. Und endlos in die Heide
zittert schwermutsvoller Grillensang.

A. K. T. Tielo

Wandert man von Nidden weiter nordwärts, kommt man aus den großen Beständen von altem Nehrungswald auf den fast 60 m hohen, mit kurzem Kiefernholz bestandenen Angiu Kalns mit seinem herrlichen Rundblick und von dort in ein weiteres, mit Erlen, Birken und Weiden bestandenes Bruchgebiet, über die kleinen Dörfer Preil und Perwelk hinaus bis nach Schwarzort. Hier hatte der Elch sein Hauptrevier, der viel gepriesene, viel fotografierte und viel gemalte, in seiner etwas unförmigen Gestalt wahrhaftig ein Recke aus der Urweltzeit, der wahrhafte König der Nehrung. Schwarzort, die „Königin“ oder „Perle“ der Nehrung, zeigt in seinen querliegenden Parabeldünen noch die geschweifte Urform der Düne, wie sie durch natürliche Bewaldung an der weiteren Ausbreitung verhindert wurde. Sie reichen mit ihren hohen mit Kiefern bestandenen Steilhängen bis dicht ans Haff, und in ihren Tälern wachsen still und feierlich jahrhundertalte Tannen, geschützt und friedlich, von allen Stürmen unberührt. Auf dem Schafenberg aber ist ein Stück Wald, das nur aus den Kronen der Kiefern zu bestehen scheint. Das harte, kniereiche Holz hat dem ätzenden Sand widerstanden, meterhoch verschüttet, aber der Baum lebt weiter und die Düne steht.

Es wäre noch von den Reiherbergen zu erzählen, wo die schönen, aber gefürchteten Fischräuber in großen Scharen horsteten und ihren angestammten Platz einmal in tagelangem Kampf gegen die schwarzdunklen Kormorane verteidigt haben. Und

es wäre von den Bernsteinbaggereien zu berichten, durch die Schwarzort vom Jahre 1860 an einen solch großen Aufschwung erlebte und die den Pächtern Stantien & Becker im Jahre 1883 einen Höchstertag von 75 546 kg brachten. Man könnte erzählen von dem großen Reichtum an edlen Pilzen und köstlichen Waldbeeren, und daß es hier die seltenen weißen Rehe gab. Von dem Friedhof hoch auf der Düne könnte man erzählen, wo so mancher fremde Seemann seine Ruhe gefunden, und von der Kirche im Dorfteil Karweiten, die aus den Resten der zwischen Preil und Perwelk verschütteten erbaut wurde und später einem großen Brand zum Opfer fiel. Was könnte man nicht alles erzählen!

Hinter der großen Sturzdüne hinter Schwarzort hören die Wanderdünen auf, das Nehrungsgelände, schon früh durch die ersten Anpflanzungen geschützt, wird niedriger. Durch die Sandverwehungen, die die Nehrung auch noch in die Länge

AM HAFF

Die Nehrung schweigt, es ruht das Fischerhaus
am Nebelrand des Haffs in kühlem Schummer;
der Kiefernwald streckt wie ein Riesenhummer
darüber seine schwarzen Scheren aus.
Nur einmal, fern vom Mond umsilbert, bäumt
sich blaß ein Segel, Wellenkämme steigen
rauschend ans Land — der Wald gebietet Schweigen!
Das Haff umwölkt sich wieder —, horcht und träumt.

A. K. T. Tielo

NEHRUNGSKIEFER

Aufs Dünengras, das ihr zu Füßen kauert,
sieht sie mit gramzerissenem Angesicht,
weil es der weiße Sandtod stets umlauert,
doch Furcht kennt ihre Seele nicht.
Sie hat schon viele Stürme überdauert
und hebt, daß sie sich still mit Gott bespricht,
tiefeinsam und von Sehnsucht weh umschauert,
die kupfergoldne Harfe hoch ins Licht.

Gertrud Liebisch, gest. 1947

BLICK VON SANDKRUG AUF MEMEL

Die Wolken, abendrot-durchglüht,
beglückt vom Himmel schauen,
wie licht ihr Spiegelbild erblüht
im Haff, dem dunkelblauen.
Kaum, daß die Wasserflut sich regt,
wenn sie ein Windhauch küßte.
Ein Segel schimmert, unbewegt,
wie wenn's den Weg nicht wüßte.
Versonnen steigt die Nacht herauf,
Goldsterne im Gewande.
Nun glüh'n in hundert Hütten auf
die Lichter rings im Lande.

Fritz Kudnig

wachsen ließ, war der Memeler Hafen und das Tief zu stark gefährdet gewesen. Das jenseitige Haffufer rückt näher und näher, die Holzlager von Schmelz werden sichtbar, und die Türme von Memel steigen auf. Der alte „Sandkrug“ kann, wenn er noch besteht, bald seinen 350. Geburtstag feiern. „Es kann ja nicht immer so bleiben ...“ dichtete hier der deutsche Dramatiker und russische Staatsrat Kotzebue auf einer Reise von Berlin über Königsberg nach Petersburg. Nein, es konnte leider nicht immer so bleiben ...

Bis zu dem Dörfchen Süderspitze ist's nur noch ein kurzer Weg. Im Wald verborgen ein altes Fort, wie ein verwunschenes Schloß, in dem seinerzeit, um seine militärische Notwendigkeit zu beweisen, wie die Memeler sagen, die Jugend des Dorfes von einem Feldwebel unterrichtet wurde. — An der Quarantäne-Station, die früher bei Cholera, Pest und Lepraverdacht eine große Rolle spielte, vorbei, kommt endlich die fast 500 m lange Steinmole, die Südmole des Memeler Hafens, die damit der Nordspitze der Kurischen Nehrung den passenden Namen „Süderspitze“ gegeben hat.

Abschied von der Nehrung

In sechs Stunden fahren die weißen Schwäne des Haffs zurück von Memel nach Cranzbeek, vorbei an allen Stationen der Freude. Die Tage unbeschwerten Wander Glücks sind vorüber, vorüber sind auch die letzten Tage in Nidden. Herbst 1944 — ein unsagbar milder und schöner Herbst! Nidden war fast ohne Gäste, und im Haus Blode stand das beste Zimmer für uns bereit. Wir gingen wie die ersten Menschen durch die einsamen Wälder, und alle Tage leuchtete Gottes Sonne über dem gesegneten Land. Man dachte kaum an Krieg, man lauschte in die Stille. Der große Pan war bei uns, und seine Flöte sang. — In der Nacht aber loderten die Brandfackeln von Tilsit weit übers Haff, Scheinwerfer zerschnitten den Himmel und brachten die Sterne zum Erlöschen. In der grauen Morgenfrühe stiegen wir noch einmal zur Hohen Düne empor. Der Wind peitschte uns entgegen und riß uns den fliegenden Sand unter den Füßen weg. Als wir aber im Licht der jungen Sonne standen, da war um uns nur feierliche Stille, und alle Stürme in und um uns schwiegen.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
da keiner dich ergründen mag,
und alle deine hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag.

Johann Wolfgang von Goethe

Trauriger Abschied, aber nicht ohne Hoffnung! Die Düne wandert, doch sie wandert langsam, denn sie hat Zeit. Sie wartet. Sie wanderte schon viele tausend Jahre. Sie wird noch wandern, wenn wir wiederkommen!

„Wir heißen euch hoffen!“

Sagen und Geschichten

In Memel hatte man drei Räuber gefangen, von denen hieß der eine Schwarzeris, der zweite Preileris, der dritte Nidderis. Anstatt sie hinzurichten, setzte man sie auf ein Floß und ließ sie so in die See treiben. Aber die drei Flöße landeten an der Kurischen Nehrung, und da gründete denn hier Schwarzeris Schwarzenort, Preileris Preil und Nidderis Nidden.

Nach Bezenberger



Bauernhaus auf der Nehrung

Der Zug über das Haff

Sehr oft machten die Ritter des Deutschen Ordens ihre Heerfahrten gegen Litauen im Winter, wenn die Wege hartgefroren und Sümpfe und Seen mit Eis bedeckt waren und leichter überschritten werden konnten. So mußten sie einst einen gefährlichen Rückzug antreten über das Kurische Haff, und das Eis war so schwach, daß es unter den Hufen ihrer Rosse sich bog und senkte wie die Wellen im Winde, aber Gott schützte sie, und alle kamen sicher hinüber, obgleich es Nacht war. Als sie aber am nächsten Morgen das Land erreicht hatten und sich umsahen, da war alles Eis verschwunden, so daß kein Feind ihnen folgen konnte.

Ostpreußische Sage

Die Pestmänner auf der Kurischen Nehrung

Eine alte Fischerfrau von der Kurischen Nehrung erzählte: „Es war hier einst ein Pfarrer gewesen, der wurde von den Fischersleuten hoch geachtet, denn er war ein guter und frommer Mann. Der konnte eines Nachts nicht schlafen, denn der Tauwind war gekommen und hatte das Eis überm Haff zerschmolzen, und das Eis krachte laut und das Schneewasser floß vom Dach, die Krähen flogen ganz niedrig, schreiend über das Dorf. Das Eis taute auf, dachte der Pfarrer, nun kommt der Frühling, der bringt meinen Fischern wieder Arbeit. Da — um Mitternacht — fuhr ein starker Sturm über das Haus und die Tür sprang auf. Zwei fremde Männer traten an des Pfarrers Bett und befahlen ihm, schnell aufzustehen und ihnen in die Kirche zu folgen. Als der Pfarrer Licht schlug, bemerkte er, daß die Fremden ver-

schleiert waren, pechschwarze Tücher hingen ihnen tief um die Köpfe. Auf des Geistlichen Frage, woher sie kämen und was sie von ihm begehrten, sagten sie, daß er das nicht zu erfahren brauche, aber er solle schnell den Talar überwerfen, den Kirchenschlüssel nehmen und mitkommen, um ein junges Paar zu trauen; sie ständen schon mit dem Brautpaar an der Kirchentür.

Dem Pfarrer kam dies wunderbarlich vor, aber er ging mit den Männern. Da lag ein großes Schiff mit schwarzen Segeln, auf dem Wimpel zierte es ein runder Totenkopf. Als der Pfarrer das sah, schlug er ein Kreuz, lief so schnell er konnte und versuchte, sich an der Friedhofspforte zu stützen. Aber da verbanden ihm die beiden Männer mit schwarzen Schleiern die Augen und führten ihn in die Kirche auf den Altar. Dort sollte er nun das Brautpaar trauen, das er nicht sehen konnte. Und es spielte jemand Orgel und die Lichter auf dem Altar wurden angezündet. Und das Brautpaar hat auf den Kissen gekniet und sich mit Ringen trauen lassen. Die Ringe aber waren so heiß wie rotes Eisen und die Hände so klamm wie Eis. Dann führten die „Guten Männer“ den Pfarrer wieder in sein Haus und warfen ihn aufs Bett. Da aber hat mit einem Male die Sterbeglocke geläutet und der Pfarrer ist leise ans Fenster gegangen. Da sind viele Leute in schwarzen Kleidern und verschleierten Köpfen auf das Schiff gestiegen, haben die Segel gewendet und sind mit Wind übers Haff gefahren, sehr schnell.

Der Pfarrer legte sich darauf zur Ruhe, er konnte aber keinen Schlaf finden und er hat sich unruhig herumgeworfen, als schüttelte ihn das Fieber. Da hat er geglaubt, der Tod käme ihn holen. Der nächste Tag war ein Sonntag und der Pfarrer ging in die Kirche. Wie sie aber alle nacheinander hineingeschritten kamen, da stand auf dem Altar ein offener Sarg, darin lag die junge Braut mit Kranz und Schleier, am Finger einen eisernen Ring. Da hielt der Pfarrer eine Totenfeier und die Fischer holten Spaten und begruben die Tote, die niemand kannte. Der Sand und das Wasser sind um den Sarg geflossen und der Hügel ist halb verschwemmt und zerfallen. Aber von der Nacht an war die Pest im Dorfe zu Hause und alle mußten sterben, zuerst der Pfarrer, dann alle die Fischer, die das Grab geschaufelt hatten, mit Weibern und Kindern.

Aus: „Wir Ostpreußen“, von G. Ipsen,
Akademischer Gemeinschaftsverlag, Salzburg.

Es ist bekannt, daß zu Johanni um Mitternacht die Tiere im Stall weissagen können und daß jeder, der reinen Herzens ist, ihre Sprache verstehen kann. In Rossitten war ein Fischerwirt, der hieß Sakuth, und war der reichste Mann im Dorf. Er wollte aber wissen, wo unter den Dünen der Schatz aus dem alten Schloß begraben sei, und so ging er in der Johannisnacht in den Stall zu seinen beiden Rappen, so sehr seine Frau ihn auch warnte. Als die Glocke zwölf schlug, hörte er, wie die Tiere sich beredeten und sie sagten, daß der Fischerwirt Sakuth schon bald unter der Erde liegen würde. Da wurde er zornig und schwang sein Beil, um die Pferde zu erschlagen. Sie wurden aber unruhig und bäumten sich hoch und trafen ihn mit ihren Hufen. Da lag der Fischerwirt tot und die Weissagung hatte sich erfüllt.

Ostpreußische Sage

De Pomochels von Rossitte

Ne Nehrung leevde in vergangene Tide gar nich schlecht; da keem vääł mehr Bernsteen wi hide, Scheep ginge op de hoge See ok mehr koppheister, so dat allerhand utspööld; moal e Schoß ekene Planke oder e Balle Boomwull oder ok e Fattke Rum, he! On Fösch funge de Nerunger, kann ek di segge, Schwien to mäste. Oawer dat kunn man se ok gönne, dotte es de flegende Sand tohuus und vun Plege un Sege varstunde de Lüd so vääł wie de landsche Bur von de Fischerie,

nämlich nuscht. Bloß de Rossittener utgenoame, de were ok domals Bure on Förstersch toglied. Wār kunn so läve wie de Rossittener von de Nehrungslied: Alle Doag Fösch on Fleisch oppe Disch on to jeder Moaltied krieschd de Pann oppem Fier. Tao godet Läve bringt dem Mensch bloß op schlechte Gedanke. So wußd denn dit Fischervolk toletzt var Ävermoot nich meer, wat et var Dullheit anstelle sulld. Bunde se nich de gefangene Pomochels paarwis mit de Zägel tosamme? Stoppde sei dem Fisch nich Preemke eene Muul un stöckelde disem met e spözte Preckel to? Denn lete se de arme Dere wedder enne See schwämme. — Oaver solke Schändlichkeit an de onschullige Kreatur kunn onmäägli ongestraft blive. Von Stund an vorschwunde de Pomochels vom Strann, on de andere Fösch wure ok riev. Bernsteen on Strandgoot keem ok nich meer so rieklich, so dat de Pracherie boold Schildwach vār de Fischerhiser stunn. Endlich funne se wiet, wiet oppe See wedder de Fangstääd von de Pomochels, on neger no'm Land send se nich gekoame. On so motte de Rossittener hide noch bie gode Wind twe oder dre Stunde segle, bet se er Föschtau utsette könne, un wenn se dem Stoder utlegge, könne se man kuum noch de Landmark neme.

Adolf Gronau, Aus: Der Ostpreußenspiegel,
Eichblatt Verlag, Leipzig.

Das Festmachen

Die Fischer am Kurischen Haff, welche mit ihrem Fang den Markt der Stadt Memel zu besuchen pflegen, besitzen die Kunst, jeden, der sich während ihrer Abwesenheit unterfängt, etwas von ihrem Wagen zu stehlen, so lange festzumachen, bis sie wiederkommen. So sah die nun bereits selige Frau F. mit eigenen Augen, daß ein Kerl bei dem Wagen eines solchen Kuren festgemacht stand. Der Kure, der sein Fuhrwerk verlassen hatte, kam endlich zurück, sprach den Kerl mit einigen Zeremonien wieder los und jagte ihn sodann mit Peitschenhieben fort. Der Kerl schrie fürchterlich und erzählte, er sei, sobald er etwas von dem Wagen habe nehmen wollen, ganz gelähmt worden, was auch nicht eher, als bis der Kure die ihm unverständlichen Worte gesprochen, vorübergegangen sei. Daher wagt es niemand, von dem Wagen eines Kuren, mag er auch ohne Aufsicht dastehn, etwas zu stehlen.

Ostpreußisches Sagenbuch

„In bezug auf Sitte und Aberglauben tritt kein bemerkenswerter Unterschied zwischen Kuren und Litauern zutage. Ein paar einschlagende Züge mögen hier erzählt werden, um Fernerstehenden eine Vorstellung von ihrem Kolorit zu geben: an Festtagen, am Donnerstagabend und am Johannistage darf man nicht auf den Fischfang fahren. — Wenn ein Kahn fertiggebaut ist, muß man ihn umgekehrt hinlegen und kreuzweise über seinen Boden schießen. Ehe man neue Aalschnüre in Gebrauch nimmt, schlägt man im Hause heimlich ein Kreuz über ihnen und speit auf sie, ehe man sie auswirft. Will man ein Netz zum erstenmal im Jahr benutzen, so legt man eine Axt auf die Schwelle und trägt es darüber. Wenn einer verhältnismäßig wenig fängt, muß er seine Netze mit Schießpulverdampf räuchern oder aus den Netzen anderer, die mehr fangen, Stücke ausschneiden und in die seinigen setzen

Alte Sprüche und Lieder

Zu den Fischern gehn wir,
besuchen Fischer,
bei Fischern wollen wir frein.
Wie weich die Händchen
der Fischermädchen,
wie kühl sind ihre Bettchen.
Zu Häupten ein Ruder,
ein Netz zur Seite,
ein Segel zum Bedecken.

(Lit. Lied)

Am Meer, am Strande,
an der Ostsee im Sande,
da steht eine Hütte gar lieblich, gar klein,
Da wohnte mein Vater,
was möglich war, tat er,
denn ich war ja sein einziges Goldvögelein.
Auf Wellen, auf Wogen,
ward' ich auferzogen,
der schaukelnde Kahn
sollt' die Wiege mir sein.

(Altes Lied)

AUS EINEM GÄSTEBUCH

„Tagsüber aalen und abends Aal,
bleibt Nidden auf ewig der Ort meiner Wahl!“ — — —
„O du wunderschöne Wüsteneinsamkeit,
das Herz wird so still, das Herz wird so weit.
Der Dünenwind und der wallende Sand,
der Himmel da droben, da unten der Strand,
der Mensch, der über die Düne geht,
selber ein Sandkorn vom Winde verweht.
Doch sieh, aus dem Sande selbst quillt neues Leben,
und über den Tod ist der Sieg uns gegeben.“ — — —

NEHRUNGS-DICHTUNG

SAND

Daheim am Dünenstrand,
wo die Brandung braust,
spielt' ich als Kind
mit glänzendem Sand.
Aus der braunen Faust
trug ihn der Wind.
Dies trink' ich, dies eß' ich,
keinen vergeß ich, —
dieses verschenk ich, — —
so sang ich als Kind.
Oft daran denk' ich

in dem fremden Land,
wenn nachts der Wind
durch die Kiefern saust!
Heimat und Lieben,
was ich eronnen,
was ich geschrieben, —
was ist geblieben? — — —
Ist alles zerronnen,
wie der Sand
aus des spielenden Kindes Hand.

Agnes Miegel

Aus: „Du aber bleibst in mir“, Flüchtlingsgedichte von Agnes
Miegel im Verlage der Bücherstube Fritz Seifert in Hameln.

Düne ruht urwelttief.
Horizonte steigen.
Schrei, den eine Möwe rief,
fällt in grenzenlose Zeit.

DUNE

Kiefern starren hingestürzt.
Mensch verharrt im Schweigen.
Elche stehn
und Jahrtausende vergehn.

Erich Hannighofer
in der Heimat vermißt.

IN DEN DUNEN

Farbenlichte Weiten!
Über Meer und Sand
reichen Ewigkeiten
sich die Schwesterhand.
Totenstill die Lande. —
Nur von Ferne her,
vom verlaß'nen Strande,
trägt das alte Meer
dunkle schwere Töne
in die Einsamkeit,

alt wie seine Schöne
ist sein Lied vom Leid.
Und du spürst das Weben
einer Gotteskraft,
die in Tod und Leben
ihre Maße schafft.
Farbenlichte Weiten!
Über Meer und Sand
reichen Ewigkeiten
sich die Schwesterhand.

Rolf Lauckner

WELTSELIGKEIT

Freund, wenn du sinnend durch die Dünen gehst,
ist's nicht, wie wenn du mit dem Wind verwehst?
Du fühlst dein winzig Ich und Zeit und Raum
nur noch wie einen fernen, dunklen Traum.
Du scheinst ein Lied zu sein im seligen Wind
und weißt nur eins: Wie sehr du Gottes Kind,
wie sehr du Wesen seiner Wesenheit.
Du wandelst nur im Kleid der Zeitlichkeit
und bist von Gott nur äußerlich getrennt,
doch Seine Seele in der deinen brennt!
Und diese Gottes-Seele, die du bist,
fühlt hier im Lichte, wer sie wahrhaft ist,
darum ist sie so selig wie ein Kind
und singt ihr Glück nun in den Dünenwind.

Fritz Kudnig

Aus: „Das Wunder am Meer“, Verlag Gräfe & Unzer, München.

DIE WOGGE

Vom Meer der Ewigkeit zum Menschenstrand
rollt eine Woge, rollt aus Gottes Hand.
Rollt unaufhörlich, her und hin und her:
weit ist der Strand und unerschöpft das Meer.
Die weiße Brandung hebt sich, fällt und schreit!
Ein großes Staunen: Gott erschuf die Zeit.
Die Brandung rauscht, sie schlägt das Menschenland —
das Leben rollt und rollt aus Gottes Hand.

Franz Lüdtko

DAS FRÖHLICHE DORF

Des Dorfes rote Ziegeldächer lachen
hell zu den Kiefern auf am hohen Strand.
Auch alle Fenster helle Augen machen.
Das Haff strahlt wie ein blauer Diamant.
Die Fischerkähne gleiten wie auf Schwingen;
denn lustig pfeift der ausgelassene Wind.
So ist es auch mit allen anderen Dingen:
es scheint, daß sie sehr fröhlich heute sind.
Die Hähne krähen. Und wacker gackern Hennen;
die Gänse schnattern, daß es nur so schallt.
Die Augen aller Mädchen glühn und brennen.
Und lächelnd liegt im Licht der dunkle Wald.
Die Vögel segeln singend in den Lüften.
Der Himmel ist der Welt wie selten hold.
Am blauen Haffe steht mit nackten Hüften
die hohe Düne, leuchtend wie von Gold.
Die lichten Wolken droben lächeln fröhlich
auf uns herab aus ihrer Vogelschau.
Wir aber sind genau wie sie so selig
und wandern, weltverliebt, den Blick im Blau.

Fritz Kudnig

ABEND AM MEER

Das Meer wie Milch — und breit hinein
die sinkende Sonne gießt purpurnen Wein.
Ein Trinken und Träumen weit und breit,
mit hängenden Segeln säumt die Zeit.
Die tagsüber spielten, der Wind und der Sand,
sind eingeschlafen auf rosigem Strand.
Und nun auch die Wellen, sie wollten zur Ruh',
sie trippeln wie Lämmer dem Strande zu.
Und wie du gewandert und was du gewagt,
und wie du gejubelt und wie du geklagt, —
will alles wie Welle und Wind verweh'n,
wird alles ein stilles Nachhausegeh'n. —

Walter Scheffler

IM ABENDSCHEIN

Es hat der goldne Abendschein
geküßt die stille Flut.
Nun steigt es in ihr Angesicht
wie dunkle Purpurglut.
Er legt ihr um das blaue Kleid
ein flimmernd Gürtelband.

Zwei Königskinder, halten sie
sich lächelnd an der Hand.
Umdämmert liegt die Düne da
in träumerischer Ruh!
Und schaut dem goldnen Sonnenglück
der schönen Herrin zu.

Frieda Jung

HELLE NÄCHTE

Das sind die hellen Nächte, die das Licht verschwenden,
da Abendrot und Morgenschein in eins verschwimmt,
der Himmel glüht, als ob dort tausend Blumen ständen,
ein ewig junges Blühen, das kein Ende nimmt.
Das sind die hellen Nächte, die im Norden sterben,
und aus dem Tod wächst immer neu des Lebens Macht.
Wenn rings die Wolken leuchtend rot sich färben,
dann fühlst du dieser hellen Nächte Zauberkraft.
Das sind die hellen Nächte, die das Glück verschenken,
da dir dein ganzes Leben leuchtend vor dir steht.
Du spürst das Göttliche in dir, vergißt das Denken,
ein Hauch der Ewigkeit um deine Schläfen weht.

Otto Losch

(Entnommen aus „Samland und Kurische
Nehrung im Licht und Farbenzauber“.)

ABEND IM FISCHERHAUS

Das Dach, geschindelt und schon viel geflickt,
senkt tiefer seine Stirn auf Tür und Wand.
Verschimmernd wie ein blasses, schmales Band
duckt sich das kleine Gärtchen, bunt gestickt.
Durch rautenschmales Fenster fließt der Schein
der Abendsonne auf die dunklen Dielen.
Zerrissen ist das Holz und voller Schwielen,
ein jeder Tag grub seine Rune ein.
Im Immortellenkranz ein Strahl sich bricht
und zuckt im Gruß noch einmal an den Wänden.
Am Haffstrand recken sich mit müden Händen
die abendstillen Kähne in das Licht.
Und hinter fernen Dünen geht der Tag.
Ein letztes Segel sucht den Abendhafen.
Im Saume des Haffes schon die Möwen schlafen ...
Das Herz wird ruhsam wie der Wellenschalg.

Ruth Geede

TOTER WALD IM MEER

Baumstümpfe, schwarzknorrig im Meere stehn.
Einst konnte man hier unter Waldwipfeln gehn,
und es tönte der Urmenschen rauher Gesang,
bis jählings das Meer auf das Ufer sprang
und alles in seinen Rachen schlang.
Doch immer noch hat es den Wald nicht verdaut.
Bei Sturm an den steinernen Knorren es kaut,
fällt wütend auch über die Dünen dann her ...
ostpreußische Kost verdaut verdammt schwer.
Nun wißt ihr, w a r u m oft so übel gelaunt unser preußisches
Meer.

Fritz Kudnig

DER WIND

Alle Türen und Läden
sind nun in Mauern gebettet,
die Hunde angekettet.
Doch aus den Oden
viele Stunden
herläuft der Wind
mit Gewimmer
von vielen Hunden
desselben Wegs immer,

macht Holzplanken ächzen,
reißt Latten mit Pranken.
An Hausmauern
weiß er den Laut so zu schärfen,
daß sich die Kranken
und Alten wach in den Betten werfen,
hüsteln, sich einkauern.
Auf einmal springt er um.
Ist's stumm.

Walter Heymann

DUNENABEND

Wehrot erglüht der Düne Grat,
die Sonne sinkt, der Abend naht.
Und auf dem blassen Sandgespreit
mein Schatten wächst gespenstisch weit,
steht einsam, fremd im leeren Saal —
tief unten graut das Dunkeltal.
Du Gott, der Höh'n und Tiefen schuf,
der mir den heiligen Beruf,
ein Mensch zu sein, ins Herze schrieb
und dann mich in die Wüste trieb:
Ich dürstete, ich rang und litt,
du gingst versonnen schweigend mit.
So oft vergeblich fragt' ich dich —
Bevor es nachtet, höre mich!
Zum Schwur hier heb ich meine Hand:
mein Alles hab' ich dran gewandt,
zu tragen meines Lebens Not,
als deiner Liebe gut Gebot.
Nun sind wir beide tief allein —
nicht länger wolle schweigend sein
Dies wehe Wandern ohne Ruh,
sag', welchem Ziele treibt es zu? —
Die Sonne sinkt, der Himmel schweigt.
Mein Schatten ragt, das Haupt geneigt.

Walter Scheffler

FLUCHT ÜBER DIE NEHRUNG

Gottes Gnade wird uns befrein?
Das kann doch wohl nur ein Märchen sein.
O seht, wie der schaurige Elendswurm
durch die Dünen sich wühlt in Nacht und Sturm:
ein Heer, halbtot, auf dem letzten Gang ...
Hier lachten im Sommer noch Lust und Gesang.
Die Menschen, sie schienen wie ohne Beschwer.
Hell leuchteten junge Leiber im Meer.
Und der Himmel trug ein so traumhaftes Blau,
daß eine stille, versonnene Frau
den Liebsten fragte: „Du sag', ist das Krieg ... ?“
Doch der Liebste, der Urlauber war, der schwieg;
der küßte sie stumm auf den roten Mund,
als wäre es seine letzte Stund'.
Nun fragt jene Frau nicht mehr, ob Krieg.
Der Mann, den sie fragte, und der darob schwieg,
schweigt lang schon für immer: doch dessen Kind,
das trägt sie im Leibe durch Sturm und Wind,
das trägt sie im Leibe durch Sturm und Schnee.
Und ihr armes Herz ist vereist vor Weh.
Unzählige wandern, gehetzt, mit ihr mit.
Sie hält mit keinem von ihnen Schritt.
Nun liegt sie am Wege, gekrümmt wie ein Wurm.
In den hohen Kiefern hohnlacht der Sturm.
Der zärtliche Schnee aber kost ihr Gesicht
wie Frauenhand: „Arme, weine doch nicht.
Schon bald, schon bald deine Not vergeht.
Doch der Himmel über dir ewig besteht!“
Träumte die Schwangre? Wehn Geister im Wind?
Die Frau gebar ein schon totes Kind.
Und kaum, daß ihr totes Kind sie gebar,
auch sie schon unter den Toten war ...
Doch manche, die ihre Leiche sehn,
die bleiben wohl einen Atem lang stehn
und falten die Hände und rücken den Hut
und waten weiter durch Schnee und Blut —
und quälen sich weiter, ob Kind, ob Greis,
durch den heulenden Sturm und die Hölle aus Eis.

Fritz Kudnig



Die Kurische Nehrung — heute

Der Besuch des nördlichen Teiles von Ostpreußen ist westdeutschen Reisenden immer noch nicht gestattet. Besonders spärlich waren die Nachrichten über die Nehrung in den ersten Jahren nach Kriegsende. Eva Ulrich wußte seinerzeit von einem Fischer zu berichten, der noch 12 Jahre mit seiner Familie am Haff lebte und in einer sowjetischen Fischerbrigade arbeitete. Sie schreibt, daß die neuen Ansiedler an das Haff kamen, ohne eine Ahnung zu haben von der Vergangenheit dieses Landstriches. Man hatte ihnen gesagt, sie kämen in uraltes russisches Gebiet, das zeitweise von fremden Eroberern besetzt gewesen sei. Es waren einfache, schlichte Menschen, aufgewachsen im Glauben an den allmächtigen Staat. Sie kamen in Häuschle mit Gebrauchsgegenständen, die sie nicht einmal dem Namen nach kannten. Sie fanden Fischereifahrzeuge und Fanggeräte, die ihnen fremd waren. Vor allem die schweren Kurenkähne blieben den Neuankömmlingen fremd. Nach den ersten Versuchen wurden sie ans Land gezogen und zu Brennholz verarbeitet... Unverständlich war es den Russen, daß diese Kähne einst für die Fischerwirte gebaut worden waren und daß sie Privatbesitz einzelner Familien waren.

Man erfuhr auch, daß die Nehrung in der ersten Zeit als militärisches Sperrgebiet nahezu hermetisch abgeschlossen gewesen sei, Wachttürme und Stacheldraht, dazu den täglich frisch geharkten, berüchtigten Todesstreifen am Strand und Passierscheine für jeden Grad der Geheimhaltung. Motorfahrzeuge ersetzten die Kähne. Gewaltige Schleppnetze wurden eingesetzt, um das Soll zu erfüllen. Da man die Schonzeiten nicht einhielt, wurde das Haff überfischt, so daß sein Fischbestand aufs äußerste gefährdet war.

Inzwischen sind Jahre darüber ins Land gegangen. Aufgrund behördlicher Maßnahmen hat sich vieles verändert und auch manches verbessert, die Kurische Nehrung hat ein anderes Gesicht bekommen. In seinem 1979 erschienenen Buch „Wir kommen aus Königsberg — Ostpreußen heute“ bringt der Redakteur Helmut Peitsch nach Berichten von deutschen Ausiedlern auch eine umfassende Schilderung der Kurischen Nehrung. Er erzählt, daß im Jahre 1976 in Schwarzort eine Botaniker-Konferenz tagte. Ihr Thema war die Pflanzenwelt des Küstengebiets und deren Schutz.

„70 Wissenschaftler aus allen baltischen Ländern, Weißrußland und der Ukraine kamen zu dem Ergebnis, daß der Nehrungswald Naturpark werden soll. Bei der Bepflanzung sollte mehr der Weidenbaum benutzt werden. Der Kraftfahrzeug- und Besucherstrom sollte begrenzt und geregelt werden. ‚Die Kurische Nehrung ist ein wahres Naturwunder und muß als solches erhalten werden‘, stellten die Wissenschaftler fest. Dieses Naturparadies durch ‚Burgen aus Sand und Beton‘ entstellten, wie in einer sowjetisch-litauischen Zeitung zu lesen war. Im Zeichen des Gigantismus hatte man 1961 die ‚Stadt Neringa‘ gegründet. Sie umschloß die fünf memelländischen Nehrungsorte Njdden, Preil, Perwelk, Schwarzort und Sandkrug. Die Folge war der Bau von modernen Betonklötzen, asphaltierten Straßen und Uferbefestigungen. Das war der größte Eingriff in Natur und Landschaft, den dieses Kleinod bisher erfahren hatte.

Im einzelnen wurde bekannt, daß die alte Poststraße von Sandkrug bis Njdden, die dann bis Cranz weitergeht, eine Teerdecke erhielt. In Erlenhorst (wahrscheinlich Vogelwarte Ulmenhorst?), wo ein sowjetisches Ehrenmal steht, veränderten Betonmauer und Pflaster die Uferfront. Vor allem aber fielen die riesigen Neubauten im einst so verträumten Njdden auf. Es wurde — was es auf der Nehrung noch nicht gab — ein Parkplatz für 500 Autos gebaut. Sogar eine Tankstelle sollte installiert werden. Gar nicht zu reden von dem Wohnviertel, das im modernen Stil und mit raumgreifenden Maßnahmen in die verträumte Landschaft gepflanzt wurde, und von den verschiedenen Heimen, wie dem für Schriftsteller und dem Heim mit zweihundert Plätzen für kaufmännische Angestellte.

Die Nehrung und ihre malerischen Orte schienen in Stein und Beton zu erstarren, im Staub und Abgas der Blechlawinen zu ersticken. Dann geschah das kleine Wunder, das diese einzig-

artige Landschaft rettete. Die Nehrung wurde zum Naturpark erklärt. Durchgreifende Maßnahmen beendeten den Angriff der Menschen auf diesen wundervollen Landstrich. Die Kehrenden Seiten, am Cranz Friedhof und beim Kurhaus in Sandkrug, Schranken und Kontrollen. Die Besucher kommen fast ausschließlich mit Bussen, der Riesenparkplatz in Njdden wurde wieder aufgehoben.“

Helmut Peitsch zitiert dann noch einen Besucher aus Westdeutschland, der als ehemaliger Memeler das Glück hatte, dorthin zu gelangen:

„... Die Leistungen der Deutschen werden auch bei den Führungen, von denen ich eine in litauischer Sprache mitmachte, nicht vergessen. Unsere Fremdenführerin wies auf den deutschen Anteil in der Nehrungsgeschichte hin. So erklärte sie ausdrücklich das Wirken von Thomas Mann, dessen Haus in Njdden zu einem vielbesuchten Museum geworden ist. Auch Corinth, Schmidt-Rottluff, Pechstein und weitere.

Im Fischermuseum sah ich einen alten Wandspruch mit der Aufschrift: ‚Bis hierher hat uns Gott gebracht, er bringt uns auch noch weiter‘. In dem Zusammenhang sind auch die Kurenkähne zu erwähnen, die ich an verschiedenen Stellen beobachtet habe. Als Denkmal natürliche Boote wurden allein vor dem Fischermuseum in Njdden aufgedockt... Mir fiel noch auf, daß kern, fahren mehr nach Polenga, dem bekannten Ostseebad nördlich von Memel. Ich habe aber auch Deutsche getroffen. Einer hat mich auf Deutsch angesprochen. Viele Fischer — ganz besonders in Memel — sind Deutsche.“

Es heißt, daß die Zahl der Urlauber in den Heimen auf rund 3000 beschränkt sei, daß es aber Ungezählte gibt, die sich Privatquartiere suchen oder auf Campingplätzen hausen und sich durch Umgehung der behördlichen Vorschriften eine Reise in dies kleine Paradies regelrecht erschleichen. Offensichtlich sind die Litauer darüber nicht sehr glücklich, denn eine Wilnaer Zeitschrift beklagt es, daß „diese Dienstreisenden in ihren Zimmern Saufgelage abhalten, die anderen Gäste stören und sich auch sonst nicht an die Hausordnung halten. Weil aber Dienstreisende tabu sind, habe man bisher kaum etwas dagegen tun können.“

„Der Besucherstrom ist also trotz aller Bemühungen nicht zu bremsen. So wird für die Saison 1978 eine Zahl von 90 000 genannt, dazu kommen noch die vielen Tagesausflügler.

Von den übrigen Orten scheint das kleine Preil noch am wenigsten von der neuen Welle erfaßt zu sein. Die schilfgedeckten Fischerkaten bestimmen nach wie vor das Bild. In Perwelk dagegen haben schmucke kleine Häuschen, aber auch ungefüge Erholungsheime verschiedener Betriebe die vertraute Ansicht erheblich verändert. In Schwarzort entdeckt man noch vieles aus der alten Zeit, so verschiedene Hotels und Pensionen, auch die zahlreichen Häuschen in fröhlicher Vielgestaltigkeit. Im Schwarzort Wald wurde ein Lager der Jungen Pioniere eingerichtet.

Wie die übrigen Dörfer, so zieht auch Sandkrug ganz im Norden, immer wieder Künstler an. Die Zeitschrift ‚Literatura ir Menas‘ (Literatur und Kunst) berichtet, daß dort ein Symposium litauischer Bildhauer abgehalten wurde. In einem Wettbewerb habe man Kunstwerke aus Steinblöcken geschaffen, die im Freien lagerten und später nach Memel gebracht wurden. Eine besondere Attraktion erhielt Süderspitze. Dort wurde ein Meeresmuseum eingerichtet, zu dem auch eine Unterwasserlandschaft gehören soll. Die ersten Insassen waren sechs Pinguine aus Feuerland. Zwei gingen davon ein. Die übrigen haben sich inzwischen akklimatisiert. Auch ein Naturkundemuseum soll in der Gegend entstehen. Fauna und Flora der Nehrung werden dort zu sehen sein.

Eine zusätzliche Autofährverbindung soll den Besucherstrom aufnehmen. Von den ersten Lastkähnen im Jahre 1946, die durch ein Bretterdeck zusammengehalten wurden, bis zu den Luftkissenbooten von heute, die bis nach Nidden brausen, war es ein weiter Weg.“

Es folgen jetzt Auszüge aus einem Artikel über die Kurische Nehrung in dem farbig illustrierten sowjetischen Magazin „Sputnik“, der in deutscher Übersetzung im Jahre 1981 im „Ostpreußenblatt“ veröffentlicht wurde. Es geht daraus hervor, daß man unter der litauischen Bezeichnung „Neringa“ den nördlichen Teil der Nehrung versteht, so wie er auch nach dem Ersten Weltkrieg unter litauischer Verwaltung gestanden hat.

„An der mittelgroßen Autofähre (in Memel) muß man eine und manchmal zwei Stunden warten. Die Autofahrer meckern: Schon längst hätte hier eine Brücke gebaut werden müssen... Aber man baut keine, und daran tut man recht. Stände da eine Brücke, würde sich der Zustrom von Kraftfahrzeugen verdreifachen. Die Neringa ist aber nicht für Kraftfahrzeuge da, sondern für Menschen. Lohnt es sich wirklich, sie zu einem beliebten Boulevard der Autobahn zu machen? ‚Die Tore zum Paradies müssen schmal sein‘, sagt ein altes russisches Sprichwort...

Die Neringa ist eine eigenartige Landschaft. Sie zieht sich volle 50 km hin. Ihre nicht sehr zahlreichen Bewohner leben in Schwarzort, Perwelk, Preil und Nidden. Das Staunenswerteste ist, daß die Neringa den Eindruck einer Stadt macht. Asphaltierte Straßen, schöne Häuser, Geschäfte, Cafés, Restaurants. Mit einem Wort, in der weiträumigen und menschenarmen Neringa gibt es eine richtige städtische Kultur.

Vier Museen gibt es hier. Ein fünftes ist im Entstehen, und man denkt schon an ein sechstes. Nach der auf 1000 Einwohner entfallenden Zahl der Museen ist die Neringa eine der damit bestversorgten Städte der Welt... In dem Museum für die ‚Geschichte der Kurischen Nehrung‘ haben wir in einer alten Kirche litauische, lettische, russische, westliche und östliche Medaillen, winzig kleine Skulpturen, bemalte Fächer, Schwerter mit gebeizten Kampfszenen auf Klinge und Knauf... Auf der Hohen Düne noch ein Museum — eine Gedenkstätte. Der zwar nicht legendäre, aber voll und ganz reale Verfasser weiser Bücher — einer der größten Romanisten der Zeitepoche — der stille Denker und verbissene Antifaschist Thomas Mann liebte die Nehrung und erwählte sie zu seinem Wohnsitz. In der Neringa hält man die Erinnerung an den großen Deutschen wach und behütet sein Häuschen.

Das vierte Museum könnte man leicht übersehen. Außerlich unterscheidet es sich nicht von den benachbarten Häusern. Es stehen da längs der ganzen Straße Fischerhäuser, und das Museum heißt ‚Das Haus des Fischers‘.

Das Museum im Aufbau ist der Bernsteinengewinnung gewidmet. Art und Anzahl der Ausstellungsstücke wird noch geheimgehalten. Wie Organisatoren aber verraten, wird die Ausstellung einzigartig sein. Hier liebt man keine Wiederholungen. An der Nordspitze der Nehrung, auf den Bastionen alter Befestigungen, wurde schließlich noch ein Marine- und Meeresmuseum eingerichtet.

Der Zweite Weltkrieg zog über die Kurische Nehrung mit all seiner bösen Gewalt. Unversehrte Häuser blieben kaum übrig. Daher kann man mit vollem Recht sagen: Die Neringa, wie sie jetzt sich zeigt, ist erst heute gebaut worden. Hier brauchen die litauischen Städtebauer die Ehre nicht mit Kollegen vergangener Jahrhunderte zu teilen. Und Ehren haben sie voll auf verdient...

Auf der Kurischen Nehrung gibt es kaum Industrie und kaum Landwirtschaft. Eine Fischverarbeitung gibt es, aber die ist auch nicht groß. Auch die Wälder bringen keinen Ertrag, nur Ausgaben. Die Neringa produziert Stille, ein sehr defizitäres Produkt, für welches aber Millionen Menschen bereit sind, teuer zu bezahlen. Dieses Produkt kann man nur an Ort und Stelle nutzen. Außerdem produziert die Neringa das ganze Jahr hindurch (besonders aktiv im

Sommer) gute Stimmung. Dieses Produkt ist aber voll transportabel. 50 000 Erholungssuchende und 200 000 Touristen verteilen es über das ganze Land.“ —

Soweit der Bericht aus dem russischen Magazin. Von den Elchen ist nicht die Rede. Wir wissen aber, daß sie wieder auf der Nehrung heimisch sind, ebenso wie die wissenschaftliche Arbeit der Vogelwarte in Rossitten fortgesetzt wird. Alles in allem: man sieht, daß die neuen Herren die eigenartige Schönheit der Nehrung zu schätzen wissen. Aber die jahrhundertealte deutsche Kulturleistung, nicht zuletzt in bezug auf die Dünenbefestigung, wird nicht erwähnt und dürfte auch kaum in den vielen Museen aufgezeigt werden, im Gegenteil! Daß der Wind, das Wasser und der ewig treibende Sand eine stete Bedrohung sind, hat man inzwischen auch erkannt. Es heißt wörtlich: „Es gibt aber schon Dünen, welche die Neringa nicht mehr bedrohen. Sie wurden aufgehalten durch die Hand der hiesigen Forstmänner.“ Auch die vielen Touristen werden als eine Gefahr und Bedrohung erkannt, da sie anscheinend immer wieder die vorgeschriebenen Trampelpfade verlassen, um sich, wie es im Text heißt, der „teuer bezahlten, defizitären und über das ganze Land transportablen Produkte der Nehrung zu erfreuen“. —

Wir, die wir ohne Kontroll- und Erlaubnisscheine über die Dünen wandern konnten, wissen noch um ein anderes, geheimnisvolles „Produkt“: die Erinnerung an ein Paradies, die uns niemand nehmen kann. —

Margarete Kudnig

Die Nehrung in Zahlen

Nach einer Zusammenstellung in Nehrungsmuseum Nidden

Länge der Nehrung: 97 km
Größte Breite: 4 km (nördl. Nidden)
Schmalste Stelle: 400 m (bei Sarkau)
Höchste Erhebungen: Predin 72 m
Nidden, Hohe Düne 63 m
Nidden, Leuchtturmberg 51 m
Breite am Fuß der Düne: 300, 400—600 m
Durchschnittliche Wanderung: jährlich 2 bis 8 m
Durchschnittliche Regenmenge: 521 mm
Elchbestand (1935) 120
Vogelarten: 258, davon 120 Arten Brutvögel
(nach Dr. Schütz, Rossitten)
Pflanzenarten: etwa 1000, davon 126 Pilzarten
Fischarten im Haff: 34
Letzter Wolf geschossen: 1766
Letzter Rothirsch geschossen: 1920
Neun Ortschaften mit Einwohnerzahlen (1935)
Sarkau: 600
Rossitten: 900
mit Siedlung Kunzen
Pillkoppen: 300
Nidden: 800
Preil: 220
Perwelk: 175
Schwarzort: 400
Sandkrug: 80

Acht versandete Dörfer:
Alt-Kunzen: 1569; 1786—1825
Predin: etwa 1671
Neustadt: etwa 1665
Alt-Nidden: 1700
Alt-Negeln: 1763
Karweiten: 1765—1797
Neu-Pillkoppen: 1797—1839
Negeln: 1836—1854
Leuchttürme: 2, in Nidden und Süderspitze
Haffleuchten: 2, in Rossitten und Perwelk
Rettungsstationen: 5
Kirchen: 4, Sarkau, Rossitten, Nidden, Schwarzort
Schulen: 7, Jugendherbergen: 4
Vogelwarte Rossitten gegr. 1901
Nehrungsmuseum Nidden: 1928
Entfernungen:
Cranz — Sarkau: 12 km
Sarkau — Rossitten: 24 km
Rossitten — Pillkoppen: 11 km
Pillkoppen — Nidden: 11 km
Nidden — Schwarzort: etwa 30 km
Schwarzort — Süderspitze: etwa 10 km
Kurisches Haff: Größe: 1613 qkm
Größte Tiefe: 8 m
Größte Breite: 45 km
Länge: 95 km

(Entnommen dem alljährlich erscheinenden Memelland-Kalender, Verlag F. W. Siebert, Oldenburg i. O.)

LIEDVORSCHLÄGE

aus „Der Brummtopf“. Herausgegeben von Wilhelm Scholz im Voggenreiter-Verlag, Bad Godesberg-Mehlem (3,90 DM.)

Kanon: Ostpreußen, Land der Wälder	Seite 49
Abends treten Elche aus den Dünen	Seite 50
Zogen einst fünf wilde Schwäne	Seite 30
An des Haffes anderm Strand	Seite 31
O käm' das Morgenrot herauf	Seite 29

BILDNACHWEIS

Das Umschlagbild stellte uns freundlicherweise Herr Professor Dr. Georg Wagner, Tübingen, zur Verfügung.

Die Aufnahme „Haffbucht bei Nidden“ (Seite 15) ist Eigentum von Herrn Otto Stork, Gaienhofen über Radolfzell, die Aufnahme „Am Haffen in Nidden“ (Seite 27) des Mauritius-Verlages Helmut Zweig in Mittenwald/Obb.

Die Aufnahme des Kurenkahnes (Seite 29) verdanken wir Foto Krauskopf, Zeven/Hannover.

Alle übrigen Bilder sind dem Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg, entnommen.

VERLAGSANGABEN

Die zitierten Gedichte, soweit nicht näher bezeichnet, sind Werken entnommen, die aus folgenden Verlagen stammen:

„Land der dunklen Wälder“, herausgegeben von Hermann Luding. Pädagogischer Verlag, Königsberg (vergriffen).

„Nehrungsbilder“, von Walther Heymann, Deutschherren-Verlag, Königsberg (vergriffen).

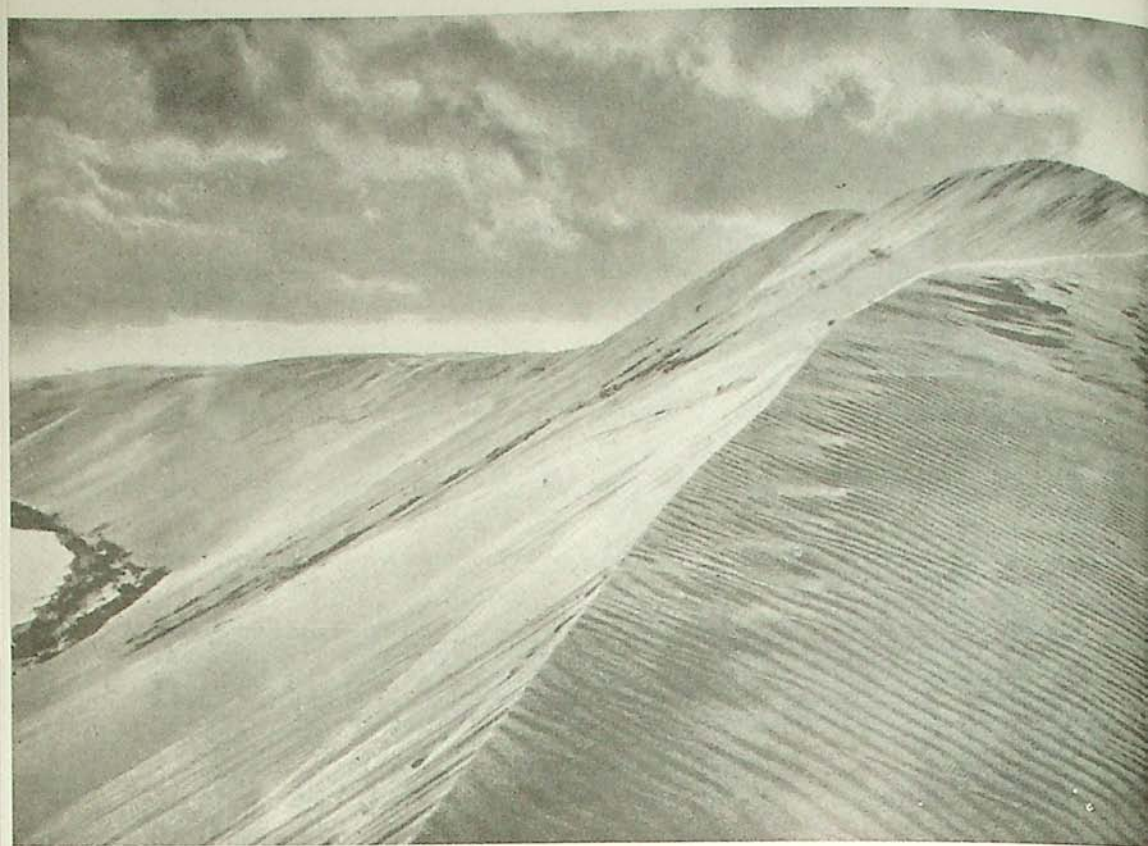
„Samland und Kurische Nehrung im Licht- und Farbenzauber“, von Helmut Stallbaum, Hermann Eichblatt Verlag (Max Zedler), Leipzig 1941.

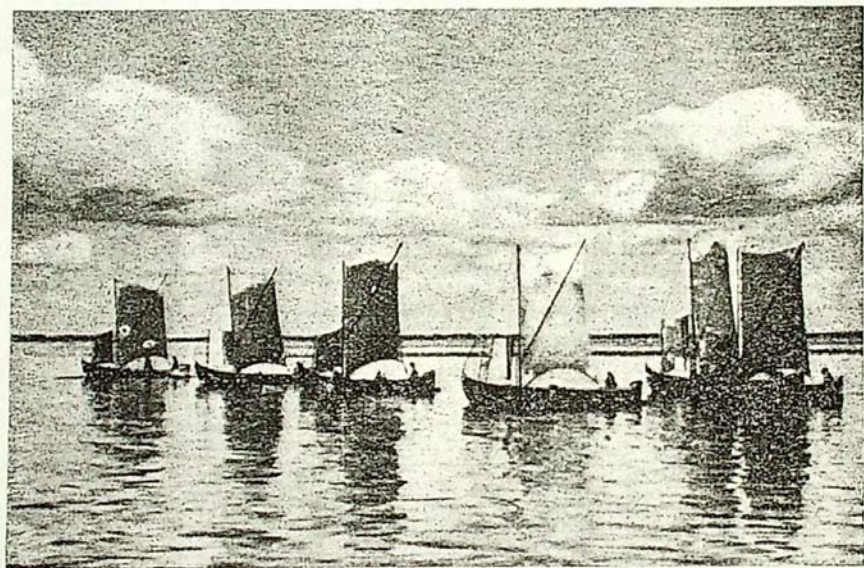
Rolf Lauckner „Gesammelte Werke“, Band I: Gedichte und Melodramen, in Verlag Stichnote/Darmstadt.

Zum Abdruck einiger bisher nicht veröffentlichter Gedichte gaben Fritz Kudnig und Walter Scheffler ihre freundliche Zustimmung, während etliche Gedichte von Fritz Kudnig den im Verlag Gräfe & Unzer, München, erschienenen Gedichtbändchen „Das Wunder am Meer“ mit 8 Abb., Preis: kart. 2,80 DM, Leinen 4,25 DM und „Flucht und Einkehr“, Preis: kart. 3,20 DM, in Leinen 4,25 DM entnommen sind.

Wir danken an dieser Stelle allen Verlagen für ihr freundliches Entgegenkommen, das diese reichhaltige Wiedergabe ermöglicht hat.

Druck: Druckerei Sollermann, 2950 Leer





Schöner Herbsttag in Nidden

Atemloses, tiefes Schweigen,
Wie in einem höhern Land,
Hing in den zerzausten Zweigen,
Webte überm gelben Sand.

Um die kleinen Fischerhütten
Flutete der Sonne Gold.
Wie im Märchenbild lag Nidden
Vor den Wassern aufgerollt.

Müde schoben sich die Wogen
An den flachen Strand heran
Und die Dögel, die schon zogen,
Schlugen leise Laute an.

Ihre letzten Abschiedsgrüße
Galt'n dort dem Fischerbub,
Der verträumt die braunen Füße
In den Sand der Düne grub.

Herbert Rohde

DÜNE

Düne ruht urwelttief.
Horizonte steigen.
Schrei, den eine Möwe rief,
fällt in grenzenlose Zeit.

Kiefern starren hingestürzt.
Mensch verharrt im Schweigen.
Elche stehn
und Jahrtausende vergehn.

Erich Hannighofer
in der Heimat vermißt.

IN DEN DÜNEN

Farbenlichte Weiten!
Über Meer und Sand
reichen Ewigkeiten
sich die Schwesterhand.
Totenstill die Lande. —
Nur von Ferne her,
vom verlaß'nen Strande,
trägt das alte Meer
dunkle schwere Töne
in die Einsamkeit,

alt wie seine Schöne
ist sein Lied vom Leid.
Und du spürst das Weben
einer Gotteskraft,
die in Tod und Leben
ihre Maße schafft.
Farbenlichte Weiten!
Über Meer und Sand
reichen Ewigkeiten
sich die Schwesterhand.

Rolf Lauckner

WELTSELIGKEIT

Freund, wenn du sinnend durch die Dünen gehst,
ist's nicht, wie wenn du mit dem Wind verwehst?
Du fühlst dein winzig Ich und Zeit und Raum
nur noch wie einen fernen, dunklen Traum.
Du scheinst ein Lied zu sein im seligen Wind
und weißt nur eins: Wie sehr du Gottes Kind,
wie sehr du Wesen seiner Wesenheit.
Du wandelst nur im Kleid der Zeitlichkeit
und bist von Gott nur äußerlich getrennt,
doch Seine Seele in der deinen brennt!
Und diese Gottes-Seele, die du bist,
fühlt hier im Lichte, wer sie wahrhaft ist,
darum ist sie so selig wie ein Kind
und singt ihr Glück nun in den Dünenwind.

Fritz Kudnig
Aus: „Das Wunder am Meer“, Verlag Gräfe & Unzer, München.

DIE WOGGE

Vom Meer der Ewigkeit zum Menschenstrand
rollt eine Woge, rollt aus Gottes Hand.
Rollt unaufhörlich, her und hin und her:
weit ist der Strand und unerschöpft das Meer.
Die weiße Brandung hebt sich, fällt und schreit!
Ein großes Staunen: Gott erschuf die Zeit.
Die Brandung rauscht, sie schlägt das Menschenland —
das Leben rollt und rollt aus Gottes Hand.

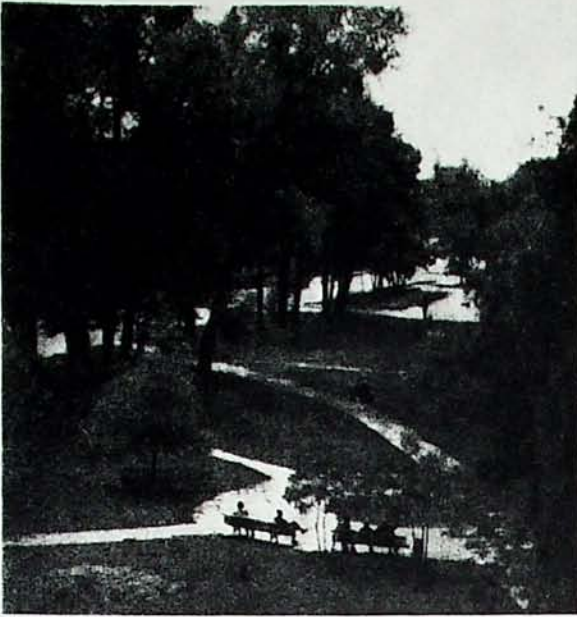
Franz Lüdtko

Die Schönheiten der Nehrung

Es ist gleich, ob man auf den weißen Dampfem des Haffs den Gestaden seiner Sehnsucht entgegenfuhr, ob man auf flinken Rädern über die im Jahre 1904 fertiggestellte neue Poststraße entlang sauste oder ob man auf Schusters Rappen die 100 km von Cranz bis zur Süderspitze hinauf tippelte, immer stand man von neuem unter dem Eindruck dieser setsamen Landschaft. Nur Autofahren durfte man auf der Nehrung nicht, und das war gut so. Von Cranz bis weit hinter Sarkau, dem Ort der fetten Flundern, geht es oft an der hohen Küste entlang, durch alten, feierlichen Nehrungswald. Man steigt zum Seestrand hinunter und freut sich an dem ewigen Spiel der Wellen, dem Toben der Brandung und den glitzernden Bernsteinstückchen, die oft wie eine feine Kette die Flutlinie umsäumten. Man geht über die Vordüne und wandert die „Palwe“ entlang, eine weite Ebene mit kurzem Gras bewachsen und vereinzelt Gebüsch. Man staunt über das weitverzweigte Wurzelwerk des Strandhafers, der gerade darum der Versandung so gut widerstehen kann, weil sich in den Knoten des Schaftes immer neue Wurzeln bilden, so daß die Pflanze mit dem steigenden Sande wächst. Man erfreut sich an der kleinen Welt der zarten Nehrungsblumen, Thymian, Leinkraut, Strandveilchen und Meersenf, und findet vielleicht auch Königskerzen und die zartgegliederte, blauschimmernde Stranddistel, auch sie ist ein kleines Wunder der Nehrung, das unter Naturschutz steht. Man überquert die durch Baumwuchs geschützte Poststraße und kommt in das sogenannte Kupstengebiet. „Kupsten“, das sind kleine Sandhügel, Reste eines alten Nehrungsbodens, durch eine feste Grasnarbe oder durch einen Weidenbusch geschützt und ringherum durch ewigen Wind zu bizarren Formen ausgeblasen. Man steigt auf den sanft geneigten Dünenhang empor, seltsam fest



Nidden, Kurlisches Haus



Die Nehrung zwischen Süderspitze und Nidden ist grün geworden. Hier Anlagen in Nidden.

Grüne Nehrung zwischen Sandkrug und Nidden

Die streng gehandhabte Naturschutzregelung auf der Nehrung ist auch in diesem Zusammenhang zu sehen. Sicherlich ist man dort noch gründlicher, als es ohnehin die Behörden in jenem Land sind. Umweltsünder sind schließlich auch bei uns nicht gerade beliebt. Für die Gemeinsamkeit der Anliegen auf beiden Seiten des Haffes spricht auch, daß eine Botaniker-Konferenz im Juni 1976 in Schwarzort auf der Nehrung und in Pogegen tagte. Ihr Thema war die Pflanzenwelt des Küstengebietes und deren Schutz.

Die 70 Wissenschaftler aus allen baltischen Ländern, Weißrußland und der Ukraine kamen unter anderem zu dem Ergebnis, daß der Nehrungswald Naturpark werden soll. Bei der Bepflanzung sollte mehr der Weidenbaum benutzt werden. Der Kraftfahrzeug- und Besucherstrom sollte begrenzt und geregelt werden. „Die Kurische Nehrung ist ein wahres Naturwunder und muß als solches erhalten werden“, stellten die Wissenschaftler fest.

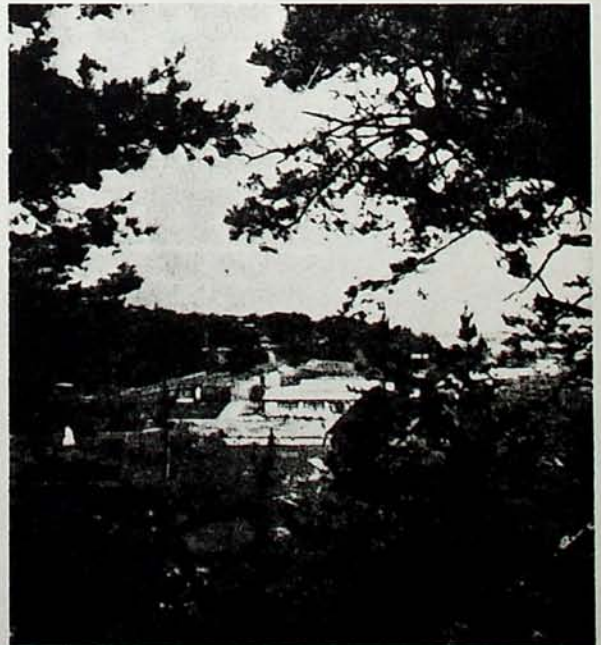
Diese Mahnung war vor allem auch an jene Verantwortlichen gerichtet, die dieses Naturparadies durch „Burgen aus Sand und Beton“ entstellten, wie es die sowjetlitauische Zeitschrift „Musu gamta“ (Unsere Natur) in der Dezember-Ausgabe 1975 betitelte. In dem Artikel wies sie darauf hin, daß sie bereits 1964 eine Warnung unter der Überschrift „An der entscheidenden Grenze“ veröffentlicht habe. Aber er war nicht beachtet worden.

Im Zeichen des Gigantismus hatte man 1961 die „Stadt Neringa“ gegründet. Sie umschloß die fünf

memelländischen Nehrungsorte Nidden, Preil, Perwelk, Schwarzort und Sandkrug. Die Folge war der Bau von modernen Betonklötzen, asphaltierten Straßen und Uferbefestigungen. Das war der größte Eingriff in Natur und Landschaft, den dieses Kleinod bislang erfahren hatte.

Im einzelnen wurde bekannt, daß die alte Poststraße von Sandkrug bis Nidden, die dann bis Cranz weitergeht, eine Teerdecke erhielt. In Erlenhorst, wo ein sowjetisches Ehrenmal steht, veränderten Betonmauer und Pflaster die Uferfront. Vor allem aber fielen die riesigen Neubauten im einst so verträumten Nidden auf. Es wurde — was es auf der Nehrung noch nicht gegeben hat — ein Parkplatz für 500 Autos gebaut. Sogar eine Tankstelle sollte installiert werden. Gar nicht zu reden von dem Wohnviertel, das im modernen Stil und mit raumgreifenden Maßen in die verträumte Landschaft gepflanzt wurde, und von den verschiedenen Heimen, wie dem für Schriftsteller und dem Haus mit 200 Plätzen für kaufmännische Angestellte.

Die Nehrung und ihre malerischen Orte schienen in Stein und Beton zu erstarren, im Staub und Abgas der Blechlawinen zu ersticken. Dann geschah das kleine Wunder, das diese einzigartige Landschaft wohl rettete. Die Kurische Nehrung wurde zum Naturpark erklärt. Durchgreifende Maßnahmen beendeten den Angriff des Menschen auf diesen wundervollen Landstrich. Die Kehrseite ist freilich, daß er sie nicht mehr ungehindert betreten darf und daß er, sofern er in diesen Genuß kommt, sich exakt nach Vorschrift zu verhalten hat.



Von Bäumen und Grünanlagen umgeben ist auch das Pionierlager in Nidden.



Wanderungen am Meeresstrand auf der Nehrung sind auch heute beliebt.

Darum gibt es zu beiden Seiten, am Cranzer Friedhof im Süden wie beim Sandkruger Kurhaus im Norden, Schranken und Kontrollen. Nur wer einen Erlaubnisschein besitzt, darf auf die Nehrung. Die Besucher kommen fast ausschließlich mit Bussen, die dann allerdings die neue Teerstraße benutzen. Der Riesenparkplatz in Nidden wurde wieder aufgehoben. Von da an änderte sich viel und meistens zum Besseren.

Lassen wir einen Besucher aus Westdeutschland berichten, der — vielleicht als einziger aus unserer Welt — das Glück hatte, als ehemaliger Memeler jetzt dorthin zu gelangen. Er berichtete uns:

„Mein wichtigster Eindruck ist der, daß die Nehrung grün geworden ist. Es gibt bis Nidden hin — weiter war ich nicht — keine freien Sandstellen mehr, ausgenommen am Strand. Alles ist bepflanzt worden. Meistens wurden Kiefern und Weiden für die Aufforstung benutzt. Es ist wohl kein Zufall, daß in Nidden immer noch das Denkmal von Förster Kuwert steht, der seinerzeit mit dieser Arbeit begonnen hatte. Die Leistung dieses Deutschen wird auch bei den Führungen, von denen ich eine in litauischer Sprache mitgemacht habe, nicht vergessen.

Unsere Fremdenführerin wies überhaupt auf den deutschen Anteil in der Nehrungsgeschichte hin. So erklärte sie ausführlich das Wirken von Thomas Mann, dessen Haus in Nidden zu einem vielbesuchten Museum geworden ist. Auch berichtete sie, daß dort schon immer die Künstler ein Zuhause

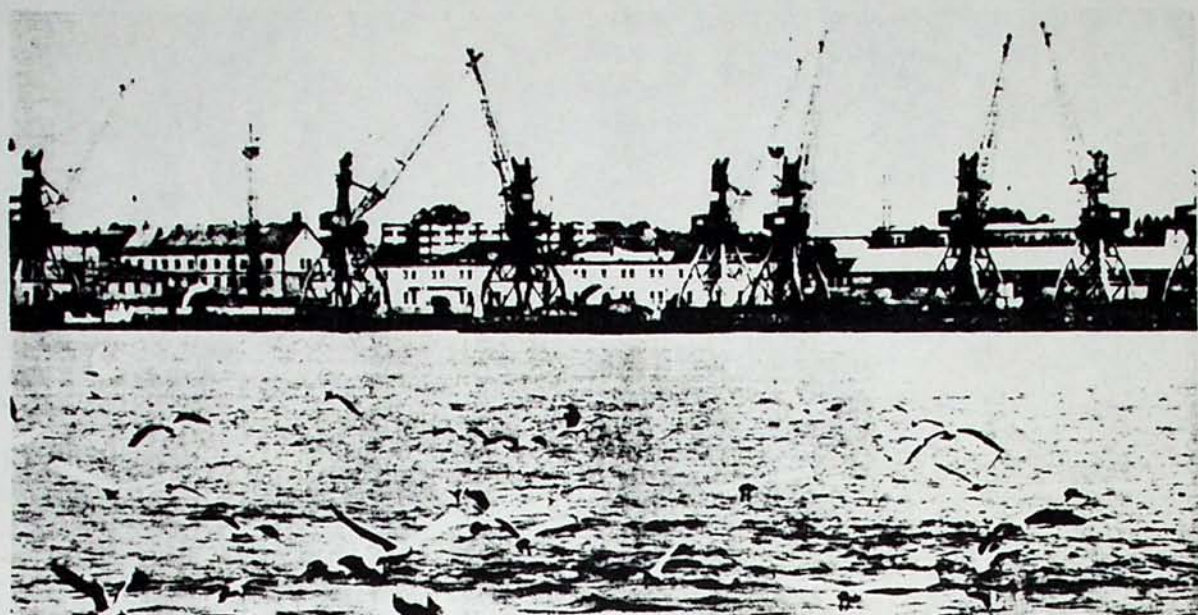
hatten. Sie nannte Lovis Corinth, Schmidt-Rotluff, Pechstein, und weitere’.

Im Fischermuseum sah ich einen alten Wanderspruch mit der Aufschrift: ‚Bis hierher hat uns Gott gebracht. Er bringt uns auch noch weiter’.

In dem Zusammenhang sind wohl auch die Kurenkähne zu erwähnen, die ich an verschiedenen Stellen beobachtet habe. Als Denkmal natürlich; denn für den Fischfang werden heute moderne Motorboote benutzt. Drei dieser so typischen Boote wurden allein vor dem Fischermuseum in Nidden aufgedockt. Eines vor der dortigen Kirche, die jetzt ein Heimatmuseum ist, und eines in der Nähe des Schwarzorter Hafens.

Insgesamt kann ich nur sagen, daß ich sehr beeindruckt bin von der Nehrung. Autos sieht man dort fast gar nicht. Mir fiel noch auf, daß fast nur Litauer anzutreffen sind. Die Russen, die immerhin wohl zur Hälfte Memel bevölkern, fahren mehr nach Polanga, dem bekannten Ostseebad nördlich von Memel, schon im Litauischen. Ich habe aber auch Deutsche getroffen. Einer hat mich auf Deutsch angesprochen. Viele Fischer — ganz besonders auch im Memel — sind Deutsche.“

Das deckt sich mit der Feststellung, die in dem erwähnten Artikel der „Musu gamta“ getroffen wird: „Es ist nicht mehr modern, sich in Polanga zu erholen; es muß Nidden sein! Der böse Geist wächst. Er will genährt werden. Wenn nicht, so wird er zornig! Zu den offiziellen 3290 Urlaubern in den Betriebsheimen kommen Ungezählte, die



So kommt Memel dem Besucher heute entgegen, der die Fähre von der Nehrung benutzt.

sich Privatquartiere suchen oder auf Campingplätzen hausen.“

Unter ihnen sind auch solche, die sich eine Reise in dieses kleine Paradies regelrecht erschleichen. Sie umgehen damit die Regelung, nach der die Besucherzahl von Schwarzort und Nidden beschränkt wird und niemand ohne Bescheinigung einen Platz erhält. Die Wilnaer Zeitschrift „Svyturys“, die darüber berichtet, beklagt weiter, daß diese „Dienstreisenden in ihren Zimmern Saufgelage abhalten, die anderen Gäste stören und sich auch sonst nicht an die Hausordnung halten“. Weil Dienstreisen tabu sind, habe man bisher kaum etwas dagegen unternommen. Nun aber soll die Miliz einschreiten.

Der Besucherstrom ist aber offenbar trotz aller Bemühungen nicht zu bremsen. So wird für die Saison 1978 eine Zahl von 90 000 genannt. Dazu kommen die vielen Tagesausflügler.

Von den übrigen Orten scheint das kleine Preil noch am wenigsten von der neuen Welle erfaßt zu sein. Die schilfgedeckten Fischerkatzen bestimmen nach wie vor das Bild. In Perwelk dagegen haben schmucke kleine Häuschen, aber auch ungefüge Erholungsheime verschiedener Betriebe die vertraute Ansicht erheblich verändert.

In Schwarzort entdeckt man noch vieles aus der alten Zeit, so verschiedene Hotels und Pensionen, auch die zahlreichen Häuschen in fröhlicher Vielgestaltigkeit. Im Schwarzorter Wald wurde ein Lager der Jungen Pioniere eingerichtet.

Wie die übrigen Dörfer, so zieht auch Sandkrug, ganz im Norden, immer wieder Künstler an. Die Zeitschrift „Literatura ir Menas“ (Literatur und Kunst) berichtet, daß dort ein Symposium litauischer Bildhauer abgehalten wurde. In einem Wett-

bewerb habe man Kunstwerke aus Steinblöcken geschaffen, die im Freien lagerten. Später wurden sie nach Memel gebracht und im neuen Mazvydo-Park ausgestellt.

Eine besondere Attraktion erhielt Süderspitze im äußersten Zipfel der Nehrung. Dort wurde im Wilhelmsfort ein Meeresmuseum eingerichtet, zu dem auch eine Unterwasserlandschaft gehören soll. Die ersten Insassen waren sechs Pinguine aus Feuerland. Zwei davon gingen ein. Die übrigen haben sich inzwischen akklimatisiert. Von der Anlegestelle in Sandkrug bis nach Süderspitze wurde das Ufer betoniert. Eine Teerstraße und ein Fußweg führen bis an das Museum. Dort wurde ein stattlicher Neubau für Kasse, Wartehalle und Verkaufsstand errichtet. Auch ein Naturkundemuseum soll in der Gegend entstehen. Fauna und Flora der Nehrung werden dort zu sehen sein.

Eine zusätzliche Fährverbindung soll den Besucherstrom aufnehmen. Etwa 20mal wurde bereits vorher die Strecke von Memel — dort startet man jetzt vom Festungsgraben aus — bis Sandkrug befahren. Von den ersten Lastkähnen, die durch ein Bretterdeck zusammengehalten wurden, im Jahre 1946 bis zu den Luftkissenbooten von heute, die allerdings bis nach Nidden brausen, war es ein weiter Weg. Die vier Fähren, von denen eine in Kowno und drei in Wolgograd (Stalingrad) gebaut wurden, tragen die Namen „Neringa“, „Nida“, „Kintai“ und „Polanga“.

Zur deutschen Zeit gab es drei Fährdampfer, die „Nehrung“, „Stadt Memel“ und „Sandkrug“ hießen. Dampfverbindungen bestanden bis nach Cranzbeek am anderen Ende des Haffs wie nach Heydekrug, Ruß, Kinten, Tilsit, Kowno sowie bis nach Labiau und Königsberg.



Winter in Süderspitze

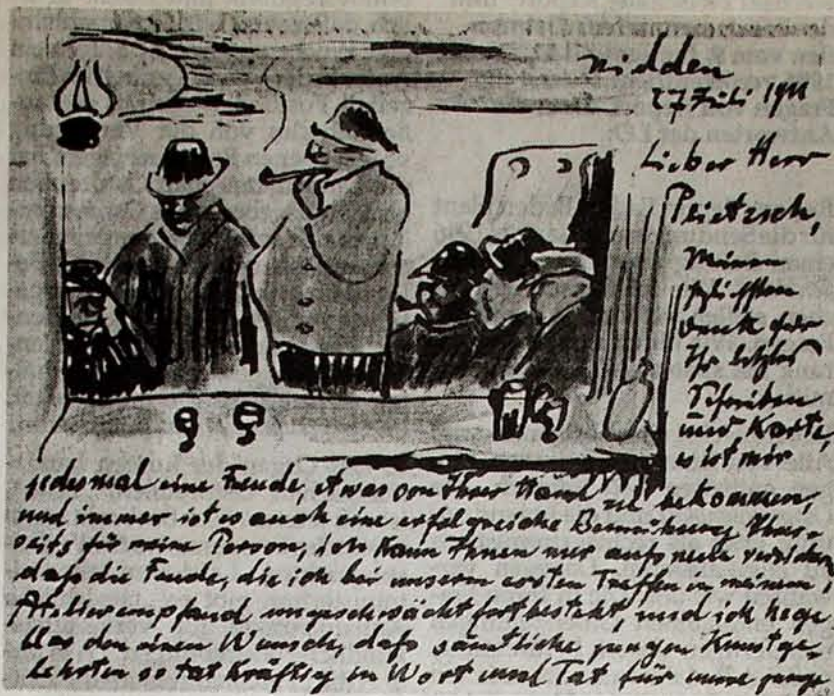
Es war gar nicht so selten, daß der Winter den Memeler Hafen blockierte und jeden Schiffsverkehr zum Erliegen brachte. Zumeist aber konnte das Memeler Seetief durch Eisbrecher freigehalten werden. Dann verkehrte auch die Sandkrugfähre weiter, und mancher Stadtmensch suchte die Stätten sommerlicher Freuden im ungewohnten Winterkleide auf. Unser Bild zeigt Spaziergänger in Süderspitze. Jenseits des Tiefs sind die Tankanlagen bei Strandvilla zu sehen.

„... eine Freude dieses Nidden“

Ausstellung: Postkarten und Briefe von Max Pechstein in Altona

Es gilt gemeinhin auch heute noch – im Zeitalter der großen Indiskretion gerade Prominenten gegenüber – als unfein, die Post fremder Leute zu lesen. Sie gar auszustellen und so zu einem „Objekt der Begierde“ zu machen bleibt nur seriösen Museen vorbehalten. Das gilt vor allem bei Briefen und Postkarten, die berühmte Maler verschickt haben und die beileibe nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt waren. Das Altonaer Museum in Hamburg – Norddeutsches Landesmuseum besitzt eine wichtige Sammlung solcher Korrespondenz. Gerhard Kaufmann, Direktor des Hauses, über die Bedeutung der Sammlung im Kontext der anderen Museumsbestände: „Die Sammlung der bemalten Postkarten und Briefe deutscher Künstler muß mit ihrem hohen Anteil an Postkarten im Altonaer Museum als einem primär kulturgeschichtlichen Museum einerseits in engstem Bezug zu der großen Sammlung gedruckter Postkarten gesehen werden, der größten in einem deutschen Museum. Sie dokumentiert in besonders eindrucksvoller Weise die Individualität von Künstlern, die sich des Mediums Postkarte als postalisches Massenphänomen zwar bedienen, dabei dem industriellen Massenprodukt von oft höchst zweifelhafter künstlerischer Qualität aber ganz bewußt ihre eigene Mitteilungsform entgegensetzen. Und sie ist andererseits in dichten Zusammenhang mit der Sammlung von Gemälden und Graphik zur norddeutschen Landschaft zu setzen, die wir als notwendiges subjektives Element neben den verschiedensten Sammlungskomplexen kultureller Objektivierungen verstehen ...“

Nach der sehenswerten Ausstellung 1992 im Altonaer Museum mit Künstlerpostkarten von den Anfängen bis zur Gegenwart hat man jetzt einen einzigen Maler ausgewählt, um den Mann und sein Werk einmal aus einer anderen Perspektive, nämlich aus seiner privaten Korrespondenz, zu beleuchten. „Mein lieber Ede...“, so begann Max Pechstein die meisten seiner Karten und Briefe, die er an seinen Freund, den Kunsthändler Eduard Plietzsch, sandte. Es sind meist Grüße aus den verschiedensten Urlaubsorten, aber auch von der Front aus dem Ersten Weltkrieg. Die von Christian Vogel, wissenschaftlicher Volontär am Altonaer Museum, sorgsam erarbeitete Ausstellung zeigt 80 Briefe und Postkarten Pechsteins (diens-tags bis sonntags 10 bis 18 Uhr; bis 28. Juli).



Brief aus Nidden: Max Pechstein schreibt an seinen Kunsthändler Eduard Plietzsch (1911)

Foto Katalog

Ein bildender Künstler drückt sich zweifellos vor allem durch seine Kunst aus, und da mag es nicht bedeutungsvoll sein, auf welchem Material und in welcher Form er es tut. So geben denn die Postkarten und Briefe von Max Pechstein auch einen Einblick in die Kunst des 1881 in Zwickau geborenen „Brücke“-Malers. Nahezu lückenlos ließe sich die Biographie des Künstlers, aber auch die Entwicklung seines Stils anhand dieser Zeugnisse nachvollziehen, betont Vogel in dem von ihm erarbeiteten Katalog zur Ausstellung (18,- DM an der Museumskasse). „Wie Schrift und Bild eine kompositorische Einheit bilden, wie mit wenigen, spontanen Federstrichen eine Atmosphäre hervorgerufen wird, die auf das Geschriebene ausstrahlt, das zeigt auch im Kleinen die Könnerschaft eines großen Künstlers“, so Vogel. Faszinierend auch die Frische und Unmittelbarkeit der Zeichnungen, der Humor, der immer wieder, nicht nur zwischen den Zeilen, zu finden ist.

Manche Zeichnungen haben keinen Bezug zum Geschriebenen, sind eher als Dekoration gedacht, andere wieder können als Vorarbeiten zu größeren Werken angesehen werden, wieder andere sind Illustration eines beschriebenen Ereignisses. Der stilistische Wandel ist vor allem, so Vogel, in den Weihnachts- und Neujahrsgrüßen zu beobachten, „geplante, eigenständige Kunstwerke“, die Pechstein alljährlich verschickte – die letzte 1954, ein Jahr vor seinem Tod.

Pechstein hatte Eduard Plietzsch Ende 1910 kennengelernt; dessen Bruder Friedrich, Kustos an der Mannheimer Kunsthalle, hatte im Mai 1911 den Verkauf einiger Bilder von Pechstein vermitteln können. So zu Geld gekommen, konnte der Maler sich schließlich einen

Herzenswunsch erfüllen: (Arbeits-)Urlaub in Nidden auf der Kurischen Nehrung. Dort war er bereits 1909 gewesen und hatte sich bei den Fischern in der urwüchsigen Natur besonders wohl gefühlt. „Ich wurde vertraut mit allen Einheimischen, und sie erschlossen sich mir...“, erinnerte er sich später. Und: „... eine Freude dieses Nidden, eingerahmt auf der Abendseite von der Ostsee, und auf der Morgenseite ist das flach und schön Kiefern, Dünen, ziehen sich lang ...“

Viele Kartengrüße in der Altonaer Ausstellung stammen denn auch aus Nidden, aber auch aus dem pommerschen Leba und aus Rowe, wohin Pechstein nach der Abtrennung des Memellandes vom Reich hatte ziehen müssen. Immer wieder aber hat er Leben und Arbeit der Fischer, hat ihre Boote und das Meer in Skizzen (und Gemälden) festgehalten; sie wurden gar zu „Schlüsselsymbolen in Pechsteins Kunst“ (Vogel).

Vieles ging Max Pechstein leicht von der Hand, andere Male wieder mußte er sich quälen „wie ein Pferd“ (Pechstein 1927 an Plietzsch). Im Herbst 1920 schrieb er aus Nidden an Plietzsch: „... ich eine Arbeit vollendet, so möchte ich dieselbe von Neuem vornehmen, und sehr hoffe ich, [es] zu einer starken Reife zu bringen, denn es handelt sich wirklich darum, gute Werke, welche der deutschen Kunst zur Ehre gereichen, zu schaffen und zu hinterlassen.“ – Wer die Eindrücke aus der Postkartenausstellung im Altonaer Museum vertiefen und sich dem malerischen Werk Pechsteins nähern möchte, der besucht kurzerhand die Landschaftsgalerie des Museums; dort befinden sich auch einige Ölbilder Max Pechsteins, darunter die berühmten „Kurengräber“ aus dem Jahr 1911. – Ein Museumsbesuch, der sich allemal lohnt!

Silke Osman

in der Landsmannschaft Ostpreussen e.V. 49661 Cloppenburg, Dresdener Str. 5

Konto Deutsche Bank Cloppenburg BLZ 290 700 58 Kto 58 62 115

ehrenamtl. Betreuer: Helmut Berger - Irmgard Kowatzky Tel.04471 3331

Die Arbeitshefte:

"Weihnachten im Memelland" und
"Mit Volldampf in den Frühling"

wurden vom Archiv aus Berichten der
Zeitungen:

Memeler Dampfboot und Ostpreussenblatt

welche heimatliches Brauchtum enthalten
zusammengestellt. Sie sollen Anregungen
zur Gruppenarbeit geben, aber auch zu
weiteren Berichten aus dem Volksgut im
Memelland ermuntern. Umseitig aufgeführte
Themen sollen behandelt werden.

Bitte unterstützen Sie aber auch
die Arbeit der AdM und des Archivs.

H. Berger I. Kowatzky

Das Archiv der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e.V. sammelt Unterlagen
über die alte Heimat. Hierzu gehören: Postkarten und Bilder der Ortschaften,
auch neuere Aufnahmen von alten Gebäuden und Höfen. Film und Video-Aufnahmen,
Bilder aus dem Leben: Festlichkeiten, Schule, Beruf, Geburtstag, Konfirmation,
Hochzeit, heimatliche Trachten. Aufzeichnungen: Urkunden, Zeugnisse, Policen,
Familienchroniken, Tagebücher, Erinnerungen, Beschreibung des Hofes. Bevorzugt
werden Originale, notfalls Fotokopien. Bild vom Bild eine weitere Möglichkeit.
Auch private Chroniken sollten in einer Kopie dem Archiv zur Verfügung stehen.

137

Er nahm sie jetzt erneut in die Arme. Und nun bekam er auch seinen Butsch.

Im folgenden Jahr zu Pfingsten, auf dem Weg nach Birkengrün, bat er Erna, seine Frau zu werden. Sie aber sagte nicht gleich zu. „Mal sehen, was sich so ergibt, wenn morgen die Besucher kommen“, gab sie zur Antwort. „Wenn dir dann niemand besser gefällt als ich, werde ich es riskieren!“

„Wenns weiter nichts ist, Erna, dann betrachte ich dich heute schon als meine Braut“, antwortete Eredi darauf. Und es dau-

fer zu einem neuen Leben. Einzelne Menschen und Gruppen wurden und werden plötzlich wach, der selbstverschuldete Abstand vor Gott tritt deutlich vor Herz und Gewissen. Die Betroffenen erheben ihre Hände und Herzen zu Jesus Christus, der beim Vater ist, und bitten unermüdlich um Glauben – um Beistand – um Lebensorientierung. Immer wieder schenkt Gott seine wunderbare Gabe, immer wieder werden Menschen von ihm ergriffen und von dem Geschenk des Geistes erfüllt. Immer wieder hat Jesus Christus Menschen erweckt, jung und alt, die zu Zeugen wurden, immer wieder hat er seine Gemeinde gestärkt und fähig gemacht zu mannigfachen Diensten in der Gesellschaft.

Wir Memelländer, über alle Welt verstreut, werden in diesen Tagen um den Heiligen Geist bitten für unsere Gemeinden in der alten Heimat und für uns selbst, daß wir an unserem Glauben festhalten und uns daran

freuen, was Gott der Herr in zurückliegenden Zeiten in unserer Heimat an vielen Menschen tat. Ganz gewiß ist die Bindung an Heimat ein schönes, Menschen einendes Band. Der Heilige Geist aber hat eine ganz andere stabilisierende Wirkung auf uns Menschen, er faßt ganz verschiedenartige Gotteskinder zusammen zum Lob und Preis seines Namens.

Der uns allen bekannte ostpreußische Arzt und Schriftsteller Hans Graf von Lehndorff schreibt:

„Komm in unsre stolze Welt, Herr,
mit deiner Liebe Werben.
Überwinde Macht und Geld,
laß die Völker nicht verderben.
Wende Haß und Feindessinn
auf den Weg des Friedens hin.“

Amen.

PASTOR ULRICH SCHARFFETTER



„Bootsbesetzung“ am Ostseestrand in Nidden durch Jugendausflügler aus Ramutten, Tennetal, 1932. Einsenderin dieses Bildchens ist Luise Srugies, 4956 Willich 3, Römerstr. 60.

Ein alter Niddener Prospekt

Durch einen glücklichen Zufall kam mir kürzlich ein alter Werbeprospekt von Nidden in die Hand. Obwohl ohne Jahreszahl, ist er – wie unten noch aufgezeigt werden wird – zwischen 1934 und 1938 gedruckt worden. Paul Isenfeld, der als Fotograf und Texter für den Prospekt verantwortlich zeichnet, hat in hervorragender Weise seine Aufgabe gelöst. Nachstehend ist seine Beschreibung von Nidden in gekürzter Form wiedergegeben.

„Noch bis vor einigen Jahren war Nidden, dieses urwüchsig-stilvolle und landschaftlich schöne Fischerdorf auf der Kurischen Nehrung, ein verschwiegener Malerwinkel, von einem Stamm unentwegt treuer Besucher in liebevoller Anhänglichkeit vor dem Bekanntwerden in der großen Welt beschützt. Doch in einer Zeit, da die Menschen rastlos auf der Suche sind nach solchen seltsam glücklichen Gestaden, wo über ein meerumrauschtes Land voller Urnatur die Sonne ihre wärmenden Strahlen in verschwenderischer Fülle ausgießt, konnte der Glanzpunkt der Kurischen Nehrung, das schöne Nidden, nicht länger im Verborgenen ruhen. Es wurde entdeckt, gesucht und berühmt.

Inmitten einer großartigen Dünenwelt und der vom Elch bewohnten urwüchsigen Waldgebiete liegt das freundliche Fischerdorf

unmittelbar am Kurischen Haff, von einem Kranz kiefernbedeckter Berge umschlossen. Hoch oben auf der Höhe im Walde steht das rote Fischerkirchlein, unten am Haffstrand die bunten, meist strohbedeckten Häuser mit kornblumenblauen Fensterladen und seltsamen Schmuckwerk an den Giebeln. Stilvoll ergänzt wird dieses schöne Bild durch die malerischen Trachten der kurischen Bewohner, einem gesunden, freundlichen und schönen Menschenschlag.

Auf der Ostseite, am Kurischen Haff, genießen Sie die bunten wechselvollen Bilder gleichsam südländischer Küstenstimmungen: Fischerkähne segeln friedlich über die schimmernde Fläche des Haffes, weiße schmucke Dampfer gleiten durch die blaue Flut und schaffen die Verbindung zwischen dieser abgeschlossenen Inselwelt und ihren beiden Eingangstörnen Cranzbeek und Me-

mel. An der Westseite des schmalgeschwungenen Landstriches liegt die Ostsee. Der breite prächtige Seestrand bietet in endloser Weite Gelegenheit, die Freuden des sonnigen Badelebens in Freiheit zu genießen.

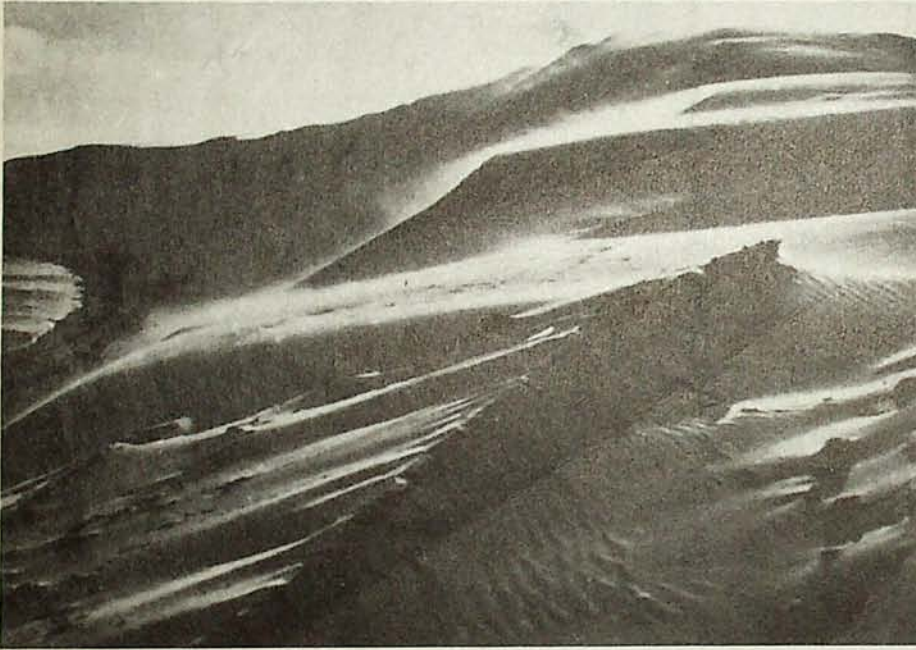
Sie wandern an einem Nachmittag südwärts hinaus zu den gigantischen Wanderdünen, den höchsten in Europa. Dort, wo jede Vegetation allmählich aufhört, schlägt die schweigende Dünenwelt Sie ganz in ihren Bann. Sie stapfen über die erste Hochdüne hinweg und sehen sich plötzlich vor einer weiten Schlucht in dieser Wüsteneinsamkeit, dem „Tal des Schweigens“. Dieses durchwandernd ersteigen Sie den kilometerweiten Sandkoloß, der da vor Ihnen liegt, breit und riesig aufgewuchtet wie ein kosmisches Ungeheuer. Wenn Sie hoch oben auf dem Kamm der „Hohen Düne“ stehen, dann umfaßt Ihr

heißer Sommertage wohlthuend ausgleicht, bleibt ohne nächtliche Temperaturstürze beständig bis weit in den leuchtend schönen Herbst hinein. Der Niddener Herbst schmückt die Natur mit satten Farben, hängt weiße Wolkenbündel an den tiefblauen Himmel und wischt den bläulichen Dunst des Sommers aus der flimmernden Ferne, so daß nun selbst die ferne Küste des Festlandes in plastischer Schärfe hinter dem Horizont des Haffes herüberleuchtet. Nidden ist eine Märchenwelt, die der Betrachter mit unsagbarer Empfindung erleben und erlauschen wird. Denn hier ist ein Stück urweltliche Erdschönheit, aus der uns immer und allgegenwärtig die Stimme des Ewigen anspricht.“

Der Informationsteil des Prospektes gibt interessante Auskünfte. So erfährt man, daß

wenn man zu einem beschriebenen Ort keine Beziehung hat. So aber wurden mir da durch viele kleine Erlebnisse, die längst vergessen waren, in deutliche Erinnerung gebracht und ich kann sagen, daß mir dieser alte Prospekt, den ich inzwischen seinem Eigentümer dankend zurückgegeben haben, mehr Freude gebracht hat, als so mancher Gegenstand, den man nach den materiellen Gepflogenheiten unserer Zeit als teuer einzuordnen gewohnt ist.

Armin Schmidt



Blick das weite blaue Haff zu der einen, das endlos schaumgekrönte Meer zu der anderen Seite, und dazwischen, breitgelagert wie eine Sphinx, ruht die unfesselbare Majestät der großen Sahara Europas. Wenn Sie die „Hohe Düne“ im Sturm erleben sollten, werden Sie überwältigt sein von den unheimlichen Naturgewalten, mit denen hier seit Jahrhunderten eine Bergwelt aus fliegendem Sand sich unaufhaltsam ostwärts schiebt, hinweggegangen über blühende Dörfer und grüne Wälder, todverbreitend, schweigend und unerschütterlich. Immer winziger wird der Mensch, immer gewaltiger das übermächtige Naturgeschehen in dieser erschütternden Weite und Einsamkeit.

Wenn Sie in nördlicher Richtung den Wald durchstreifen, befinden Sie sich schon nach einer halben Stunde im Elchrevier. Hier hat der Wald noch seine urweltliche Schönheit, hier wechseln die Bilder zwischen Hochwald und Birkenwildnis, Heide und Erlenmoor, von trockenem Kiefernhochwald eingerahmt. Hier haust der König der Kurischen Nehrung, der gewaltige Elch.

Das Klima von Nidden ist ebenso von der Natur bevorzugt wie die Landschaft. Die insulare Lage zwischen den beiden Meeren (Salz- und Süßwasser) hält Regenwolken und Nebel in auffallender Weise von diesem Landstrich ab. Hier regnet es nachweislich seltener als anderswo. Das waldgewürzte warme Seeklima, das die tropische Wärme

man mit der Bahn von Berlin nach Königsberg in acht Stunden sein konnte, mit dem Flugzeug, bei einer Zwischenlandung in Danzig, in vier Stunden. Nidden gehörte zum Memelland, in dem bis 1939 die litauische Währung galt. Da der Prospekt auf die litauische Währung eingeht, mußte er demzufolge vor 1939 gedruckt worden sein. Offensichtlich war die ärztliche Versorgung in Nidden nicht immer ausreichend, denn der Prospekt wirbt um sie mit dem Hinweis „Ärzte erhalten für ihre Person Kurtaxe und Kurmittel frei“. Anders sah es mit den nicht umworbenen Zahnärzten aus. Entweder gab es dort schon einen Zahnarzt oder die Niddener erfreuten sich besonders guter Zähne, denn der Prospekt sagt klar im Anschluß an die Kurtaxfreiheit der Ärzte: „Zahnärzte erhalten keine Ermäßigungen“. Weiter heißt es: „Nidden hat ein neues, der Gemeinde gehörendes Elektrizitätswerk“. Mein Vater hatte von Memel her den Auftrag, 1933 dieses E-Werk einzurichten und so wurde Nidden mein Geburtsort. Der Prospekt konnte also erst nach der Fertigstellung des E-Werkes, somit nicht vor 1934, gedruckt worden sein. Es entlockt ein Lächeln, wenn man liest, das Hotel „Kurischer Elch“ habe die Rufnummer 2, das Hotel „Königin Luise“ die Rufnummer 4. Über den Telefonanschluß 15 kommt der Prospekt nicht hinaus.

Ein alter wertloser Prospekt, den jemand wegzuerwerfen vergaß? Das mag der Fall sein,



Nidden - Alter Italienblick nach Purwin Bulwischer Haken



Nidden - Am Haffstrand - Blick über Purwin

